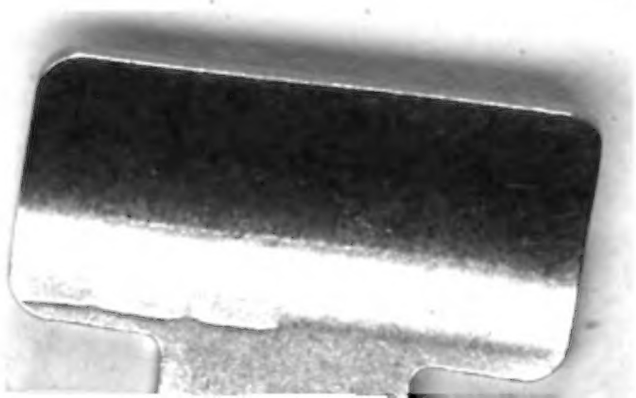


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Was ich erlebte.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Erster Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mein geistig einsames

Knaben- und erstes Jugendleben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herkunft.

Mein jüngster Bruder lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Fähnrich in der Festung Rendsburg. Die Offiziere der Garnison, wenigstens die jüngeren, gehörten damals im Ganzen eben nicht zu den Gebildetsten einer Armee, die durch siebzigjährigen Frieden in eine Art von starrer Unbeweglichkeit gerathen war. Mein Bruder aber, der mit lebendigem Interesse, so weit seine Bildung und seine Verhältnisse es erlaubten, an der geistigen Bewegung der damaligen Zeit Theil nahm, und sich besonders mit dem wissenschaftlichen Theile seines Fachs beschäftigte, lebte sehr einsam und zurückgezogen. Das Schicksal hatte einen jungen französischen Emigranten von einer der geschichtlich bedeutendsten Familien als Offizier nach dieser entlegenen Garnison hin verschlagen. Ich erinnere mich nicht mehr mit Sicherheit seines Namens. Er mochte in dem Umgange mit meinem Bruder mehr Unterhaltung finden, als mit den übri-

gen Offizieren der Garniſon, er ſchloß ſich an ihn an, und mein Bruder mochte auch die Gelegenheit benutzen, ſich im franzöſiſch Sprechen zu üben. Dieſer junge Mann unterhielt ſeinen Freund unabläſſig mit Erzählungen von den hohen Thaten, dem großen Anſehen und dem bedeutenden Reichthum ſeiner Familie. Viele Emigranten, ſo wie dieſer, hielten damals die Hoffnung feſt, bald wieder ſiegreich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, und da die beſchränkten Verhältniſſe, in welchen mein Bruder damals lebte, ihm nicht verborgen bleiben konnten, ſo machte er ihn wohl aufmerkſam darauf, wie viele Vortheile ſeine Bekanntſchaft ihm, als einem jungen kenntnißreichen Offizier, der auch in Frankreich eine Stelle finden könnte, bringen würde, und bot ihm ſeine Protection für die zu erwartende Zukunft an.

Mein Bruder, der weder ſeine Anſichten, noch ſeine Hoffnungen theilte, horchte mit wohlwollender Aufmerkſamkeit auf ſeine Erzählung. Nach einiger Zeit wünſchte der junge Emigrant, daß ſein Freund, den er wenigſtens als einen jungen Adligen betrachtete, wenn auch nicht von einer ſo bedeutenden Fa-

milie, ihm etwas von seiner Herkunft mittheilen möchte. Mein Bruder versprach es, schob aber die Erfüllung des Versprechens von einer Zeit zur andern auf, bis der Freund ungeduldig ward. Endlich brachte er ihm ein blechernes Behältniß, in welchem sich ein altes Dokument auf Pergament geschrieben befand. Unten war ein blauseidnes mit Silber durchwirktes Band durchgezogen und dieses trug eine hölzerne Büchse mit einem Wachssiegel. Hier ist mein Adelsdiplom, sagte er, und der Emigrant versicherte, daß die Dokumente seiner vornehmen Familie kaum so zierlich aussähen. Er nahm es mit nach Hause, und mein Bruder überließ ihm die Entzifferung des Dokuments. Der Emigrant war in der deutschen Sprache zu unwissend, und nach einigen Tagen brachte er es meinem Bruder zurück, versichernd, er könne nicht klug daraus werden, und ersuchte ihn, es zu übersetzen. Mein Bruder übersetzte also das Dokument folgenden Inhalts:

„Allen und Jedermänniglichen, denen dieser unser offener Brieff zu lesen vorkömmt, thun kund und fügen zu wissen Wir Aeltesten und sämmtliche Meistern der Chirurgiä und Barbier-Zunft der Stadt

Wilster, Hollsteinischen Fürstenthums, daß vor uns persönlich erschienen der Ehrbare und Kunsterfahrene Meister Nicolaus Zimmermann, Unser Amts-Mit-Bruder, Glaubwürdig Zeugender, was maßen Hinrich Steffens, des vor Ehr- und Achtbahren Hinrich Steffens Bürgers und Branntwein-Brenners hieselbst Eheleiblicher Sohn, seine drei Lehrjahre vollkömmlich ausgestanden und sich gegen seinen Meister und sonsten Männiglich, als einem frommen fleißigen und Ehrbaren Lehrjungen wohl ansteht, verhalten; Und darauf mit des Lehr-Meisters guten Willen seinen Abschied genommen, also daß Er, der Meister, diesen Schein zu seinem rechten beständigen Lehr-Brieff Ihm wollte wissentlich und gerne communiciret und mitgetheilet haben. So gelanget hiermit an alle und Jede, so mit diesen unsern offenen Brieffe ersuchet werden, Unsere Jedem nach Standes Gebühr dienstfreundliche und fleißige Bitte, Sie wollen diesen allen nicht allein vollkommenen Glauben beymessen, besondern auch obgemeldeten Hinrich Steffens wegen guter Verhaltung und ausgestandener Lehrzeit zu lieben und alle mögliche Beförderung Ihme widerfahren lassen. Solche seyn wir nun einem Jeden nach Gebühr hin-

wider zu verschulden erböhtig und willig. Zur Urkund der Wahrheit haben wir diesen Brieff mit unserm Ammts-Siegel bekräfftigt, der gegeben in Wilster im Jahre nach Christi unsers einigen Erlösers und Seligmachers Gnadenreichen Gebuhrt Ein Tausend Sieben Hundert Ein und Sechzig den Sieben und Zwanzigsten Tag des Monaths Junii."

Eine noble Familie! rief der Emigrant, und es ist wohl möglich, daß eine so überraschende Entdeckung störend auf die bisherige Vertraulichkeit des Umgangs eingewirkt hat. Mein Bruder kam kurz darauf als Lieutenant nach Kopenhagen, und ich habe von einer ferneren Verbindung zwischen ihm und dem Emigranten nichts vernommen. Dieses Familien-Dokument besitze ich noch, und es ist das einzige. Es ist ein natürliches Gefühl, daß man seine Familie in Ehren zu halten sucht, und wenn auch die Handtierung meines Großvaters mir nicht die wünschenswertheste zu sein scheint, so darf man doch nicht vergessen, daß man zu seiner Zeit die allerdings furchtbaren Folgen dieses Gewerbes, die sich erst später entwickelt haben, kaum ahnete, und so darf ich ihn immer als einen redlichen und achtbaren Bürger der wohlhabenden

Stadt Wilster in der Holsteinischen Marsch betrachten und sein Andenken in Ehren halten.

Auch war sein Lebenslauf nicht so ganz einfach. Mein Urgroßvater war ein reicher Kaufmann derselben Stadt, der das Unglück hatte zu falliren. Mein Vater kannte ihn nicht, (denn er scheint vor seiner Geburt gestorben zu sein) erzählte aber, als eine Familiensage, von den Körben voll Silbergeräthe, die nach seinem Bankerott aus seinem Hause getragen wurden. Die Familie hatte ohne allen Zweifel Verwandte in Holland und in der holländischen Colonie in Südamerika; eine Vermuthung, die auch mein Vater aussprach und die später höchst wahrscheinlich geworden ist. Der nachherige Wilster Bürger, als einziges Kind des fallirten Kaufmanns, nahm daher seine Zuflucht zu seinen südamerikanischen Verwandten in Surinam, ward Faktor eines Coloniebesitzers in Berbice, heirathete dort eine Holländerin van Leuwen, ward wahrscheinlich, von den Verwandten unterstützt, selbst Coloniebesitzer, und dort ist mein Vater Henrich Steffens den 11. Februar 1744 geboren. Seine Mutter starb, und dieser Todesfall so wie die Sehnsucht nach dem Vaterlande hat wohl meinen

Großvater bewogen, noch ehe es ihm gelungen war, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Daß mein Vater die Chirurgie wählte, war eben für einen emporstrebenden jungen Menschen nicht so sonderbar. Wer Lust, Eifer und Talent besaß, konnte sich von einem scheinbar geringen und kümmerlichen Anfange damals in dieser Handtierung bis zu einer sehr anständigen Stellung fortarbeiten, und zwei der ausgezeichnetsten Schriftsteller, die in der Wissenschaft sich einen bleibenden Ruf erworben haben, Callisen und Herholdt, waren Holsteiner wie mein Vater und fingen wie er an. Er zog als Compagnie-Chirurgus mit den dänischen Truppen nach Mecklenburg, als der verhängnißvolle Krieg mit Rußland auszubrechen drohte, der, wenn er wirklich stattgefunden hätte, keinen glücklichen Ausgang für Dänemark versprach. Der Friede ward geschlossen, ohne daß ein feindlicher Angriff erfolgt war. Mein Vater ging, seiner wissenschaftlichen Ausbildung wegen, nach Kopenhagen. Sein wahrscheinlich nicht bedeutendes Vermögen ward auf seine Studien verwandt, und daß er diese nicht nur auf sein Fach ausdehnte, beweist seine Bekanntschaft mit

der deutschen Literatur der damaligen Zeit, mit den Dichtern, Naturforschern und sogenannten Philosophen. Seine nicht unansehnliche Bibliothek, die alle klassischen Werke seiner Zeit enthielt und die mir in meiner Jugend so wichtig ward, enthielt die Werke der Dichter, Physiker und Philosophen neben den klassischen Schriften der Medizin und Chirurgie. Aber sie reichte nur bis in die achtziger Jahre hinaus. Von dieser Zeit an unterbrachen häusliche Sorgen seine Studien und verhinderten ihn, seine Bibliothek zu vergrößern. Er war ein sehr lebhafter geselliger und geistreicher Mann, und da er als Districts-Chirurgus mit der Berechtigung der Ausübung ärztlicher Praxis in Odsherred, einer entlegenen aber fruchtbaren Gegend, im nordöstlichen Siaelland angestellt ward, gewann er das Herz der Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers Bang, aus einer der angesehensten Familien des Landes. Er war von seiner väterlichen Gegend getrennt, sein Vater gestorben und er das einzige Kind. Von jetzt an verschwand aller Einfluß seiner Familie, und was wir Kinder von dieser und von ihren früheren Schicksalen vernahmen, klang wie fremd und seltsam. Desto

mächtiger ward der Einfluß der Familie, in welche er einverleibt war, auf unsere Kindheit und frühere Jugend.

Zwar schien es, als wenn auch dieser Einfluß verschwinden sollte, denn ein paar Jahre nach seiner Verheirathung ward er nach Stavanger in Norwegen versetzt. Er erhielt den Auftrag für diejenigen, die an der Radesyge (jener medizinisch merkwürdigen Krankheit der norwegischen Küstenbewohner, die dem Aussatz verwandt ist) litten, ein Spital einzurichten und Beobachtungen über diese verwickelte Krankheit anzustellen. Ein so ehrenvoller Auftrag beweist, welches Vertrauen man in seine Einsicht setzte; er reiste mit Frau und einem in Odsherred gebornen Kinde, meinem ältesten Bruder (eine ältere Tochter war kurz nach der Geburt gestorben) ab, und einige Monate nach der Ankunft ward ich in Stavanger geboren. Nach einem Aufenthalt von drei bis vier Jahren zog er als Regiments-Chirurgus nach Trondhiem. Von da an blieb er in dieser Stellung, ward aber nach Dänemark zurück versetzt, wo er erst in Helsingör, dann in Roeskilde, dann in Kopenhagen, wo meine Mutter starb, endlich in Rendsburg lebte und starb.

Man erlaube mir einen kurzen Ueberblick über das Schicksal meiner Familie bis auf diese Zeit.

Wir waren sechs Geschwister, vier Söhne und zwei Töchter, alle nur ein Jahr auseinander. Auch die verstorbene Schwester war nur ein Jahr älter als mein älterer Bruder. So häufige Wochenbetten, so schnell hintereinander folgend, zerstörten die Gesundheit der früher lebenslustigen und fröhlichen Mutter. Ich habe sie nur krank und fast immer bettlägerig gekannt. Unter meinen Geschwistern hatten mein ältester Bruder und meine jüngste Schwester die einfachsten Schicksale; der erste hat nie sein Vaterland verlassen. Er war Major des Ingenieur-Corps, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen und Professor der Artillerie und Landkadetten-Akademie, als er im Jahre 1817 starb, und einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Meine jüngste Schwester ward nach dem Tode der Mutter im Hause eines Onkels in Odensee erzogen, heirathete dort einen Prediger, hat eine Menge Kinder, doch nur einen Sohn, und lebt noch. Mein ältester Bruder ist in Kopenhagen neben seiner Mutter begraben. Mein Vater ruht in Rendsburg. Ich bin der zweite Sohn, der

dritte, der nach mir folgte, war Regiments-Chirurg in Trondhiem, wie der Vater es war, starb 1807 auf einer Reise von Kiel, wo er den damaligen Regenten des Landes, den Kronprinzen aufgesucht hatte, plötzlich in Hadersleben, wo er begraben liegt. Die darauf folgende ältere Schwester ist in Trondhiem an den Bürgermeister verheirathet, und lebt noch mit einer Menge Töchter und einem Sohn. Mein jüngster Bruder endlich, nach einem höchst bewegten Leben, starb als Major und Gouverneur der dänischen Besitzungen in Afrika im Jahre 1821.

So scheint ein zerstreuendes Element von Anfang an das Schicksal der Glieder meiner Familie verfolgt zu haben. Ich schaue mit einer stillen Wehmuth auf die Reste der Lebendigen und auf die weit auseinander liegenden Gräber der Verstorbenen, der von seinem Vaterlande getrennte, allein übrig gebliebene Bruder in einem Alter, welches weder meine Brüder noch mein Vater, noch so viel ich vermuthen kann, mein Großvater erreichten. Meine drei Brüder haben alle in den Kreisen, in welchen sie lebten, sich ausgezeichnet, sie hatten sämmtlich die Aufmerksamkeit des Königs des Landes auf sich gezogen. Ich

und zwei meiner Brüder waren verheirathet, und aus den drei Ehen entsprang nur ein Sohn, der den Namen fortpflanzen soll. Er ward in meinem Hause von seinem siebenten Jahre an erzogen und lebt jetzt als Arzt in Norwegen, seit kurzer Zeit verheirathet.

Einfach und schmucklos habe ich diesen Umriß geben wollen.

Stavanger.

Da bin ich geboren den 2. Mai 1773. In demselben Monate, etwa drei Wochen später, ward mein Freund Ludwig Tieck in Berlin und an demselben Tage Hardenberg (Novalis), dem ich in den letzten Jahren seines Lebens näher trat, in Weißenfels geboren. In meinem dritten Jahre verließen meine Eltern Stavanger und ich machte in diesen frühen Jahren die erste Seereise längs der rauhen Küste des westlichen Norwegens. Mein jüngster Bruder war kaum ein Jahr alt. Im Jahre 1794, als ich Norwegen auf einer Reise nach Bergen wiedersah, mußte das Schiff seine Zuflucht in dem südwestlichen Hafen Siriwaag suchen. Wir blieben, durch widrigen Wind

aufgehalten, acht Tage in diesem einsamen Hafen. Stavanger ist nur sechs Meilen von dort entfernt. Aber auf die Wimpel lauernd, durften wir den Hafen nicht verlassen. Ich kam seitdem meinem Geburtsorte nie so nahe.

Es ist eine eigene Empfindung, die mich mein ganzes Leben hindurch begleitet hat, einen Ort, der mich so nahe anging, nur durch die sagenhafte Mittheilung Anderer zu kennen. Man kann den Gedanken nicht aufgeben, daß in der Mitte dieser Mittheilung doch wohl eine Spur eigener Erinnerung schlummere. Es ist, als wenn ein Traumbild, eine tiefe Mythe des eignen Lebens aus einer uns völlig unbekannten und doch zugleich bekannten Welt uns entgegen träte. Der Meerbusen, an dessen Ufer zwischen nackten Felsen Stavanger liegt, die nahen Inseln, wurden mir in späteren Jahren als Schauplätze bedeutender Thaten nordischer Helden bekannt. Snorro Sturlesen, jener Herodot des Nordens, führt uns oft und in den bedeutendsten Zeiten des Reichs nach diesen Gegenden hin. Die Kirche ist eine der ältesten im Norden. Jetzt freilich hat diese Stadt eine andere Bedeutung. Wie man auf den Universitäten

halbjährig auf die wachsende Zahl der Studirenden, wie man in den Bädern auf die Badegäste, so lauern die Einwohner meines Geburtsorts auf die Heringszüge. Die Stadt ist mit Hull in lebhaftem Verkehr, den ganzen Sommer hindurch; Dampfböte mit Ladungen von frischem Lachs und Hummer gehen nach England, reiche Engländer eilen hierher, um einige Gerichte Lachs für ihre schwelgerische Tafel selbst zu angeln; mir aber schweben Häuser, nackte Felsen und Meer in nebelhafter Mischung vor der Seele und ich weiß nicht zu sondern, was sich aus eigener Erinnerung erhalten hat, was ich durch frühe Ueberlieferung innerhalb der Familie erfuhr, und was ich später erworbenen Kenntnissen verdanke.

Man wird sagen, ich solle mich darüber beruhigen, eine so frühzeitige Erinnerung finde gar nicht statt, und aus seinem dritten Jahre wisse kein Mensch sich Etwas zu erinnern. Die Frage ist nicht ohne psychologisches Interesse. Wenn das Kind seine frühesten Jahre an dem nämlichen Orte verlebt, wenn die Ereignisse innerhalb des engen Kreises der Familie, Spiele und Unterricht, sich allmälig und ruhig fortbilden, dann freilich wird das Frühere von dem

Späteren zugedeckt; die Erinnerung, in ihrer Continuität rückwärts schreitend, findet immer unbestimmtere Umrisse des Gesehenen, Erlebten, Gedachten. Anders ist es, wenn dieser genetische Zusammenhang unterbrochen wird, wenn wir in eine andere, neue, fremde Welt versetzt werden. Sollte dann nicht die spätere Erinnerung früher Erlebtes mit einer größeren Intensität festhalten? Sollte nicht ein psychischer Instinkt, eine Furcht der Seele, ihre Vergangenheit zu verlieren, der Erinnerung eine Macht ertheilen können, die sie, eingewiegt in der Sicherheit eines ruhigen Fortschreitens, nicht zu erhalten vermag? Ich wenigstens bin überzeugt, daß einige Bilder aus jener Zeit, die unverwischt mich immer verfolgen, ursprünglicher und nicht abgeleiteter Art sind.

Was ich in meinem ein und zwanzigsten Jahre erlebte, mag zur Bestätigung dieser Vermuthung dienen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Bergen ging ich mit einigen Freunden nach Fanoe, einem Belustigungsort in der Nähe der Stadt. Als wir durch den Garten hinter dem Hause hinritten, war es mir, als träte plötzlich eine alte Erinnerung hervor. Dort, rief ich, und wies nach der Ferne, wird eine Allee links

nach dem Ufer herunter laufen. Die Freunde fragten erstaunt: woher ich diese Kunde habe? Und nun erzählte ich ihnen, wie meine Eltern, in meinem dritten Jahre, auf einer Reise bei Bergen anlegten, wie eine alte Magd uns oft erzählt hatte, von einer Allee, in welcher geputzte Herren und Damen spazieren gingen, die, erstaunt über die vier Kinder, die im Alter so wenig verschieden, fast wie Vierlinge erschienen, sich viel mit uns beschäftigt hatten. Auf mich hatte diese Erzählung, ich weiß nicht wodurch, in frühen Jahren einen großen Eindruck gemacht. Die Allee mit den geputzten Männern und Frauen schwebte mir vor den Augen, ohne daß ich zu entscheiden wußte, ob es unmittelbare Erinnerung oder ein Phantasie-Bild wäre, durch die Erzählung der Magd hervorgerufen. Jetzt, fuhr ich fort, ist dieses Bild wieder aufgelebt, wie es mir so bestimmt vorschwebte. Die Erzählung hat es erhalten, nicht erzeugt.

Trondhiem.

Die Erinnerung an Trondhiem, an dieſe in der norwegiſchen Geſchichte ſo wichtige Stadt, tritt ſchon beſtimmter hervor. Als meine Eltern die Stadt verließen, war ich im ſiebenten Jahre. Allerdings verweilt das Kind mehr bei allgemeinen Eindrücken. Das Gedächtniß behält nur allgemeine Ruinen der verſchwundenen Zeit, die roh und unzuſammenhangend neben einander liegen. Nach einem andern mildern Lande verſetzt, vermag das Kind nicht, die Ereigniſſe einer früheren Zeit in einer ihm immer fremder werdenden Umgebung in ihrem Zuſammenhange zu behalten.

Dennoch ſind mir die Umriſſe der Stadt geblieben. Die Eltern wohnten, wenigſtens in den letzten Jahren ihres Aufenthalts, in einer Häuſerreihe, die offen nach dem felſigen Meerbuſen zu lag. Uns gegenüber lag die Felſeninſel Munkholmen, auf deren Spitze eine Feſtung, die häufig für Staatsgefangene benutzt wurde. Dort ſtarb gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts einer der bedeutendſten Männer der däniſchen Geſchichte, Griffenfeld, ein armer Student, Schumacher, der, geadelt, dieſen Namen erhielt,

und der jetzt noch lebende berühmte Astronom Schumacher soll von derselben Familie abstammen. Er war eine jener klassischen Gestalten der Geschichte, die in solchen bestimmten sichern Umrissen in der neuern Zeit in Europa überraschen müssen, und er würde als eine solche eine allgemeinere Bewunderung erregen, wenn nicht die inneren und genaueren geschichtlichen Verhältnisse Dänemarks selbst den berühmtesten Geschichtsforschern so unbekannt wären. Er ward nämlich nach Einführung der Souverainität im 17. Jahrhundert der dänische Gesetzgeber. Sein Gesetzbuch, wenn gleich auf frühere rechtliche Zustände basirt, konnte dennoch ein neues, in scharfer Eigenthümlichkeit hervortretendes, genannt werden. Es war kurz, einfach, alle jene störenden Entwickelungen früherer Zeiten waren abgewiesen und vermieden. Es mögen die einfacheren Verhältnisse des kleineren Landes, besonders aber die Nothwendigkeit, die rechtlichen Verhältnisse von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt eines übermüthigen, jetzt gestürzten Adels loszureißen, es mögen selbst die roheren Verhältnisse des rechtlichen Culturzustandes überhaupt dazu beigetragen haben, eine so schlechthin originelle Schöpfung zu fördern. Merkwürdig und be-

wunderungswerth ist sie auf jeden Fall. Sie erfordert einen mächtigen, Menschen und Verhältnisse entschieden beherrschenden Geist, einen energischen Scharfsinn, eine heldenmüthige Entschlossenheit. Griffenfeld ist insofern eine antike Gestalt, und um Dänemarks innere Geschichte zu begreifen, muß man das eigenthümliche Dasein eines solchen Mannes verstehen. Die Beschuldigungen, die ihn trafen und sein lebenslängliches Gefängniß veranlaßten, haben große Aehnlichkeit mit dem, was man dem großen Baco von Verulam vorwarf. Wie viel Neid und Verläumdung dazu beitrugen, den mächtigsten Mann nächst dem Könige im Lande zu stürzen, ist desto schwieriger zu entscheiden, da wir, nach seiner Einsperrung, nur die Zeugnisse seiner Gegner kennen.

Der Vater erzählte den Kindern Manches von diesem berühmten Gefangenen, und ich erinnere mich wohl, wie ich als Kind gar nicht den Gedanken aufgeben konnte, daß er noch da sein müßte. Die rauhe Festung, die den ganzen Gipfel des nackten Felsen bedeckte, oft in Nebel verhüllt, von brausenden Wogen umspült, verband sich so innig mit dem Dasein des großen Gefangenen, daß, wenn ich mir jetzt jene Vor-

ſtellungen meiner Kindheit zurückrufe, ich es zu verſtehen glaube, wie jene Anſicht von dem Gebanntſein geſtorbener Geiſter an beſtimmte Orte ſich hat ausbilden können.

Aber Trondhiems geſchichtliche Bedeutung reicht tiefer. Hakon Jarl herrſchte da, Oluf Tryggveſen überwand ihn hier und führte das Chriſtenthum ein. Die Domkirche in Trondhiem, die Olufs-Kirche, iſt die größte, geſchichtlich die wichtigſte, im Lande, architektoniſch eine der merkwürdigſten in Europa. Hierher ward die Leiche Oluf des Heiligen gebracht. Hier wurden die alten norwegiſchen Könige gekrönt. Der jetzige König von Norwegen erneuerte die uralte, ſeit 500 Jahren verdrängte Sitte. Ich erinnere mich nicht, daß ich das Innere dieſer Kirche als Kind jemals ſah, wohl aber ſchweben mir die großen Mauern mit ihren dunklen Fenſtern, die wüſten Räume, innerhalb der halb verfallenen Kirche klar vor der Seele. Nur der Chor iſt noch völlig erhalten und wird benutzt. Ich erinnere mich durchaus nicht, etwas von der Bedeutung dieſes Gebäudes gehört zu haben, während ich in Trondhiem lebte; aber ſpäter tauchte dieſes Bild meiner Kindheit mächtig empor, als ich mit den

Kämpfen des langsam siegenden Christenthums, mit dem bedeutenden Leben Olufs des Heiligen bekannt ward.

Daß eine sorgsame dänische Mutter, die wohl kaum jemals mit der rauhen Gegend vertraut wurde, die Kinder ängstlich hütete, ist zu natürlich; so verließen wir wohl nie das elterliche Haus ohne Begleitung. Alle Kinder sind Poeten. Sind wir losgerissen von dem frühern Leben, so treibt die Phantasie ein freies Spiel mit Ereignissen und Umgebung. Und eben, weil, was in der Erinnerung bleibt, frei entstanden ist, bleibt es fortdauernd ein Gegenstand der willkürlichen Dichtung. Ich erwähne daher nicht eine Reise mit den Eltern nach Hitteren, einer großen Insel, wo ein Onkel Prediger war, wohl aber ist mir eine Erscheinung in der Erinnerung geblieben, die selten war. Die Heerschaaren der wandernden hamsterartigen Thiere, der Lemminge, erschienen in einer Gegend, in deren Nähe wir uns aufhielten, erfüllten Scheuern, Hof und Feld und setzten uns in großes Schrecken; aber der Heereszug, wahrscheinlich nur eine Abtheilung eines größern, verschwand nach wenigen Stunden.

So steht auch Trondhiem isolirt und fast mährchenhaft in meiner Erinnerung. Auch diese Stadt sah ich nie wieder.

Im Jahre 1779 ward mein Vater nach Helsingör versetzt. Die Eltern machten im December mit den zwei ältesten Knaben die Reise quer durch Norwegen. Die Magd, die, als meine Eltern heiratheten, in ihre Dienste trat, die, als mein Vater starb, ihm die Augen zudrückte, und in hohem Alter im Hause meiner jüngsten Schwester starb, hatte einen ächt dänischen Namen (Maren) und verdient wohl genannt zu werden: sie blieb in Trondhiem zurück, um dort Alles einzurichten und im Sommer die übrigen Kinder zur See nach Helsingör zu bringen. Ich erinnere mich dieser Landreise weniger. Ich saß in dem Schlitten mit einem Apotheker Bull, der die Reise mitmachte. Es war der Großvater des jetzt so berühmt gewordenen Violinisten Ole Bull. Eingepackt wie ich saß, mag ich wenig bemerkt haben. Zu den Erinnerungen, die dem Knaben am meisten geblieben, gehörte das öftere Umwerfen der Schlitten. Einmal warf er so im Dunkeln um. Wir lagen in

dem Schnee; ich mochte geschlafen haben, wache auf, und rief lustig: „das fünfte Mal.“ Ich habe oft genug nachher gehört, wie nahe es daran war, das letzte Mal zu werden. Wir reisten nämlich durch Drivdalen, ein finsteres Thal des hohen Dovre-Passes. Der Weg ging an einem Abgrund vorüber, ein Fluß schäumte in der Tiefe, die Straße neigte sich dem Abgrunde zu, durch eine hohe Felsenwand auf der andern Seite gesperrt. Hier warf der Schlitten um, und wäre er nicht gegen einen der weit auseinander stehenden Pfeiler eines morschen Geländers gefallen, so wäre von Ole Bull so wenig wie von mir die Rede gewesen.

Eine andere Scene ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben. Wir waren Abends in einer Schenke abgestiegen, wo die Bauern der Gegend zum Thing versammelt waren. Bei der Herbeischaffung der Pferde, zu welcher die Bauern der Gegend verpflichtet sind, mögen einige Schwierigkeiten stattgefunden haben. Mein Vater war ein jähzorniger Mann; der Herr Bull mag auch nicht zu den Geduldigen gehört haben. Es entspann sich in der mit Menschen überfüllten, spärlich erleuchteten Stube ein heftiger Streit, die Kna-

ben schrien, die Männer zankten, doch schienen einige der Bauern sich der Sache der Reisenden anzunehmen. Als nun eben der Streit die gefährlichste Wendung nahm, stellten die Bauern die schreienden Knaben in das Fenster und gingen, nachdem sie diese wohlwollende Handlung verrichtet hatten, drohend dem Vater entgegen. Er hatte einen Hirschfänger gezogen; auf einmal hörte man ein durchdringendes Geschrei. In einer Ecke der Stube saß die arme, in dicke Kleider und Pelzwerk eingehüllte Mutter; durch die Reise erschöpft, durch den drohenden Auftritt erschreckt, war sie einer Ohnmacht nahe, und als sie den Stahl des Vaters glänzen sah, schrie sie laut auf. Plötzlich entstand eine Stille in der Stube, man lüftete die beschwerliche Umhüllung, die Mutter lag in tiefer Ohnmacht. Durch diesen Zustand einer kränklichen hülflosen Frau war der Starrsinn der streitsüchtigen, wahrscheinlich durch einige unüberlegte Aeußerungen der Reisenden erbitterten Bauern gebrochen. Der Streit war vorüber und der ganze drohende Auftritt endete plötzlich, wie er begonnen hatte. Die Mutter erholte sich und wir fuhren weiter.

Helſingör.

1779—1785.

Und hier fängt nun erſt die zuſammenhangende Geſchichte meines Lebens an. Der Knabe in den früheſten Jahren lebt fortdauernd in einer ſehr engen Umgebung. Die große Schaubühne, die an dieſe engere Umgebung ſich anſchließt, verſchwimmt in dämmernder Unbeſtimmtheit. Klar liegt vor mir die erſte Wohnung meiner Eltern in Helſingör. Eine kleine Nebenſtraße lief nach dem Sunde zu, es war das letzte Haus am Strande, eine hohe Treppe führte zum erſten Stock; in den wüſten Räumen richteten ſich die Eltern nothdürftig ein; Möbel wurden allmälig angeſchafft und in die leeren Stuben vertheilt. Der Winter verging höchſt traurig, die Sorgen der Einrichtung quälten die Eltern. Es wollte ſich für den Vater keine hinlängliche Praxis zeigen, die Sorge der Gegenwart ſteigerte ſich durch die ängſtliche Sehnſucht, mit welcher Sinn und Gemüth der Eltern an den weit entfernten vier Kindern hingen. Der Vater war ungeduldig, wohl ſogar mürriſch, die Mutter ſchien in ſtiller Traurigkeit zu vergehen. Es war hier zuerſt, wo ich mich mit meiner ganzen

Seele an sie anschloß. Die beiden Knaben wurden in eine öffentliche Schule geschickt, die sowohl von Knaben als Mädchen besucht wurde. Ich war ein frühreifes Kind und schon in meinem vierten Jahre konnte ich lesen, aber es war weder die Sitte der damaligen Zeit, noch die Art meiner Eltern, den Knaben auf irgend eine Weise merken zu lassen, daß diese Fertigkeit ihm irgend einen Vorzug gebe. Glücklicherweise kam auch dieser Vorzug auf keine für mich bemerkliche Weise in der Schule zur Sprache. In einer großen Stube saßen Knaben und Mädchen vertheilt. Ein kleines dürres Männchen ließ die Kinder buchstabiren und lesen, ich saß unter denjenigen, die weit hinter mir zurück waren, und ließ mir es wohl gefallen, denn ich hatte eben nichts zu thun.

Da in der Schule Kinder aus allerlei Ständen waren, so mußten die ankommenden Knaben dem kleinen trocknen dürren Männchen, die Mädchen der größern entschiedenen herrischen Frau die Hände zeigen, ob sie rein gewaschen wären. War das nicht der Fall, so wurden die kleinen Finger zusammengepreßt und die Spitzen auf eine empfindliche Weise mit einem Lineale geschlagen. Diese Operation schien fast

die Hauptſache zu ſein; denn bevor der Lehrer und ſeine Frau etwa funfzig Kinder unterſucht, gelobt, getadelt und beſtraft hatten, wobei es nicht an ausführlichen Ermahnungen fehlte, war faſt die Hälfte der Schulzeit vergangen. Mir iſt dieſe Schule ſehr ſchädlich geweſen; nur in der letzten Zeit lernte ich ein wenig decliniren. Der Winter verging, der Frühling kam heran, die Angſt der Mutter wegen der entfernten Kinder hatte den höchſten Gipfel erreicht, wir Kinder aber, aus den Stuben entlaſſen, genoſſen die Gegenwart. Vor dem Hauſe nach dem Strande zu war ein Fiſcherplatz. Netze waren ausgeſpannt, Böte lagen am Ufer, die Fiſcherfamilien, Männer, Frauen, Kinder, die die kleinen Wohnungen in der Nähe einnahmen, trieben ſich da herum, die Männer beſtiegen die Böte, ruderten, ſegelten weit weg, verſchwanden vor unſern Augen und kamen mit Fiſchen beladen zurück. Die wilden Fiſcherknaben wurden unſere Spielgenoſſen. Die Mutter wünſchte es zwar nicht, aber ſie konnte es nicht verhindern; dem Vater ſchien es eben recht zu ſein. Es war eine Zeit, in welcher die ſtrenge äußere Erziehung etwas galt, das Leben in der Luft, das frühzeitige Baden und Schwimmen,

das ernſthafte Balgen der Knaben unter einander, ja ſelbſt die demokratiſche Neigung der Kinder, den Unterſchied der Stände nicht anzuerkennen, fing an herrſchend zu werden; eine freiere Anſicht wollte wenigſtens in den engen Kreiſen der Familie ſich ausbilden. Mein Vater bewunderte Rouſſeau, deſſen Emil auch in Dänemark Aufſehen zu machen anfing. Er war eine trotzige Natur. Seine Stellung im Leben, die finanziellen Bedrängniſſe, mit welchen er zu kämpfen hatte, die geſelligen Zerſtreuungen, in welchen er lebte, nährten einen Trotz und eine Unzufriedenheit mit ſeinen Verhältniſſen, die immer mehr zunahmen. Die Knaben, behauptete er, müſſen ſich ſelbſt helfen, ihre Streitigkeiten unter ſich ausmachen. Eine Klage über körperliche Mißhandlung ward ſehr ſelten und nur dann angenommen, wenn viel ältere einen jüngeren, wenn mehrere einen angegriffen hatten. Die Mutter ängſtigte ſich zwar bei dieſer Art der Erziehung und theilte die Anſichten ihres Mannes keineswegs, aber ſie war kränklich, meiſt bettlägerig, ſie litt fortdauernd an den Folgen der langen Winterreiſe durch eine rauhe Gegend, auch war ſie ſchon gewohnt, dem heftigen Mann in Vielem nachzugeben, und die Folgen einer

ſolchen Erziehung würden viel gefährlicher geweſen ſein, wenn nicht eine tiefe Liebe gegen die Frau das ganze Verhältniß gemildert hätte.

Meine Mutter ſtammte, wie oben erwähnt, aus einer der angeſehenſten Familien des Landes. Sie beſaß in ihrer Jugend ausgezeichnete Schönheit und war das liebſte Kind ihrer Eltern. Aber die Neigung zu einem Manne ohne Vermögen, ohne bedeutende Ausſichten, der ſich nur durch einige perſönliche Vorzüge bemerkbar machte, aber zu oft durch die Heftigkeit ſeines Charakters die enger Verbündeten von ſich zurückſtieß, verbitterte ihre Jugend, während die häufig auf einander folgenden Wochenbetten ihre Geſundheit untergruben. Die Folge davon war eine Auszehrung, von welcher ſie nie genas, obgleich ſie erſt im funfzehnten Jahre meines Alters ſtarb. So weit meine Erinnerung aus der Kindheit reicht, kannte ich ſie nur als eine blaſſe, hagere, ſchwächliche Frau, aber die zarteſten weiblichen Züge, welche ich je ſah, die ſtillen ſchmerzvollen, noch nicht erloſchenen Augen, voll Milde und Duldung, ſchweben mir noch wie heilige Träume der Jugend vor meiner Seele. Der Vater war als Arzt faſt den ganzen Tag beſchäftigt, die kranke, meiſt

bettlägerige Mutter konnte die Erziehung der Kinder nicht besorgen — ja oft mußte der lärmende Schwarm von dem Krankenlager entfernt werden. So waren wir der Aufsicht der Magd anvertraut, gegen deren Gebote die heranwachsenden Knaben sich immer mehr sträubten. Die Krankheit der Mutter, die fortdauernd verwirrte Lage des Vaters warf einen trüben Schein auf alle inneren Verhältnisse unseres häuslichen Lebens, obgleich wir nie eigentlichen Mangel litten. Dennoch war das stille Leben nicht ohne Genuß. Zwanglos trieben die Knaben sich im Wald und Feld und hier in der frühesten Zeit vorzüglich am Meeresufer herum. Wir wurden bald mit den Fischerknaben vertraut. Der amerikanische Vater war ein ausgezeichneter Schwimmer, er badete sehr häufig im kältesten Wasser; uns Knaben stellte er oft in ein Oxhoft unter einer Pumpe, und schon im April oder Mai stürzte der Strom des kältesten Wassers über die schreienden nackten Kinder. Wir mußten im Winter Schneebäder nehmen. Wenn der Schnee hoch in unserm Hofe lag, zogen wir uns nackt aus, wälzten uns in dem Schnee und eilten in die warme Stube hinein. Mein Vater warf uns als vierjährige Knaben in das Meer,

und wir mußten ſchwimmen, wenn wir nicht verſinken wollten; ich lernte daher faſt ſo früh ſchwimmen als gehen. Bei dieſer Erziehung war es natürlich, daß die Fiſcher uns in ihre Böte mitnahmen, und ein ſtürmiſches Wetter, wenn der eine Rand des ſegelnden Bootes faſt unter das Waſſer zu tauchen ſchien, während die ſchäumenden Wellen wüthend über das Boot ſchlugen, zog uns eben am meiſten an. Die frühe Gewohnheit hatte alle Furcht verdrängt; denn den ganzen Sommer hindurch brachten wir viele Stunden in den Böten zu, oder ſchwimmend, untertauchend, ſpielend im Meere. Die jetzige Gewohnheit, die Kinder den ganzen Tag hindurch mit Schreiben und Leſen zu beſchäftigen und dadurch für alles lebendige Lernen abzuſtumpfen, war noch nicht herrſchend geworden; wir Knaben führten ein wahrhaft amphibiſches Leben und waren mit den Tiefen des Meeres, mit den Fiſchen, Schnecken und Molluſken ſo vertraut, wie die artigen Kinder gebildeter Familien mit Hunden und Katzen. Artige Kinder im gewöhnlichen Sinne waren wir nun freilich keineswegs. Der Vater hatte nicht Zeit uns zu beſtrafen, die Magd hatte den Auftrag, ſolche Unarten, die körperliche Züch-

tigung verdienten, genau zu vermerken; wenn nun dieſe ſich hinlänglich angehäuft hatten, trat ein General-Gerichtstag ein; die ſtrafwürdigen Vergehen wurden uns vorgehalten und die ſchmerzhafte Züchtigung fand ſtatt. Dieſe hörte indeß mit dem ſiebenten bis achten Jahre völlig auf, und ich erinnere mich, daß meine glücklichſten Stunden die waren, wenn die Züchtigung glücklich vorüber war; ſie ſchien mir eine Naturnothwendigkeit. So wie die Unarten ſich angehäuft hatten, fühlte ich ſchon die Strafe, etwa wie man eine ſteigende Entzündung fühlt, und ich konnte mich nach dem Tage der Züchtigung, wie nach der Kriſe der Suppuration, ſehnen.

Streitigkeiten fanden zwar auch unter uns ſelber ſtatt, aber ſie wurden auf die leichteſte und natürlichſte Weiſe geſchlichtet. Auch mit den Fiſcherknaben von unſerm Alter gab es Händel mancherlei Art, die doch, ſo viel ich mich erinnere, nie zu Thätlichkeiten ausarteten. Vielmehr wurden wir, wenn irgendwo, von dieſen und ihren Eltern verzärtelt. Dieſes äußere, etwas wilde Leben fand einen ſtillen Vereinigungspunkt in der Familie ſelbſt. Wenn die kranke Mutter einmal vorübergehend genas, wenn ſie das Haus

verlaſſen und an einer Landpartie Theil nehmen konnte, war in der Familie ein Feſttag. Die wilden Knaben näherten ſich ihr mit einer ruhigen Zärtlichkeit, und der gelindeſte Verweis wirkte ſtärker, als die härteſten Strafen des Vaters. Einige Aufregung fand wohl auch in dem ſtillen häuslichen Verhältniß ſtatt; oft glaubte ſich mein Vater von der angeſehenen Familie ſeiner Frau zurückgeſetzt oder vernachläßigt; Mißverſtändniſſe erzeugten Klagen, die, wie ich ſpäter wohl erfuhr, nicht immer gerecht waren. Uns konnten ſolche Verhältniſſe, wenn der lebhafte Vater ſich laut beklagte, nicht immer verborgen bleiben. Wir faßten ſie beſtimmter, aber auch einſeitiger auf, je älter wir wurden, und ſie erzeugten einen ſelbſtändigen, wohl auch eigenſinnigen Trotz, wie er dem Reichthum und der Macht gegenüber unter ſolchen Umſtänden wohl immer zu entſtehen pflegt. In einer ſolchen vorübergehend gereizten Stimmung konnte der Vater wohl auch die Mutter kränken, doch ward das herrſchende liebevolle Verhältniß bald wieder hergeſtellt; ſie aber war fortdauernd der Mittelpunkt der Liebe und Sorge für die ganze Familie. Ich erinnere mich, nie eine heftige Aeußerung, eine gebiete-

rische Forderung von ihr gehört zu haben, und doch soll sie, als noch Jugend, Schönheit und Gesundheit ihr Leben erheiterten, sehr heftig gewesen sein.

Ich gehörte, wie schon bemerkt, zu den frühreifen Knaben, ich fing sehr früh an, kleine Gedichte zu verfertigen und traute mir nicht wenig zu; doch traf Mehreres zusammen, wodurch die keimende Eitelkeit des Knaben gedämpft wurde. Meine Brüder galten für schönere Knaben, und obgleich ich außer dem Hause an den wildesten Spielen und Unternehmungen Theil nahm, ja zu diesen aufforderte, so zeigte sich doch von meiner frühesten Kindheit an eine Neigung zu einem zurückgezogenen träumerischen Leben. Jene lebendige innere und äußere Beweglichkeit, welche später unter meinen Landsleuten auffiel, und die sich bis jetzt noch erhalten hat — diese Quelle so vieler Freuden und Leiden mein ganzes buntes Leben hindurch, jedem, der mit mir in Verbindung trat, hinlänglich bekannt, nicht selten beschwerlich — war mir nicht in meinen frühesten Knabenjahren eigen, vielmehr zog ich mich bis fast in mein zwölftes Jahr still und grübelnd zurück; an den stilleren Spielen im Hause

nahm ich ſelten Theil. Man ſah mich in einer Ecke ſitzen, oft, wie behauptet wird, unter dem Tiſche mit einem Buche beſchäftigt. Meine Brüder waren, wie ſchöner, ſo auch gewandter, und oft ließ man den trübſeligen Knaben ganz unbeachtet. Was mich in ſolchen Stunden beſchäftigte, kann ich kaum ſagen; es war eine unbeſtimmte Sehnſucht, die um ſo natürlicher war, da dasjenige, was ich in der Schule lernte, mir unmöglich genügen konnte. Ich blieb nur kurze Zeit in jener Stadtſchule. Ich und der ein Jahr jüngere Bruder beſuchten die gelehrte Schule (den latinſke Skole) und erwarteten von dem Eintritt in dieſe ſehr viel. Der Lehrer der unterſten Klaſſe wußte auch meine Neigung zu gewinnen. Es war nicht ſo ſehr Pflichtgefühl, als eine wunderbare Ahnung, als müßte hinter dem, was mir mitgetheilt wurde und was ich lernte, etwas Verborgenes liegen, was mich zu unabläſſigem Fleiße trieb. Ich war auf jede Weiſe der fleißigſte Schüler der Klaſſe, aber wie wenig meiner Erwartung entſprochen wurde, kann ein jeder leicht einſehen. Es wurde hier in der Klaſſe nichts getrieben, als lateiniſche Grammatik; des Eutropius Auszug aus Florus römiſcher Geſchichte ward überſetzt.

Eine lateiniſche Ueberſetzung von Luthers Katechismus mußten wir auswendig lernen; auch etwas Griechiſch wurde, irrt ſich mein Gedächtniß nicht, getrieben, doch lernten wir kaum mehr, als das griechiſche Alphabet kennen. Von irgend einer Art Realkenntniß war hier nicht die Rede. Geſchichte ward gar nicht getrieben, nur Hübners bibliſche Geſchichte ward eben ſo dem Gedächtniß anvertraut, wie der Katechismus. Irgend ein Vortrag, irgend eine Erläuterung fand gar nicht ſtatt; was die Knaben mit dem Erlernten anfangen wollten, war ihnen ſelbſt überlaſſen. Indeſſen hatte der Lehrer meine wärmſte Liebe gewonnen, er war mir theuer, und ich weiß wohl, daß die anderthalb Jahr, die ich in ſeiner Klaſſe zubrachte, zu den heiterſten meiner Kindheit gehörten. Anders verhielt es ſich in der zweiten höheren Klaſſe, in die ich jetzt eintrat. Der Lehrer war ein trockner zurückhaltender Menſch, und war er mir unangenehm, ſo ſchien auch er gegen mich einen beſtimmten Widerwillen zu äußern. In der vorigen Klaſſe fand für mich gar keine körperliche Züchtigung ſtatt. Selbſt wenn ich die mir aufgegebenen Penſa verſäumt hatte, reichte eine kurze Erinnerung des geliebten Lehrers

hin, meinen Fleiß zu ſpornen. Hier war es anders. Ich erinnere mich genau, wie ich an einem Morgen, allerdings ohne Etwas von dem, was ich wiſſen ſollte, gelernt zu haben, in die Klaſſe trat. Als die Reihe an mich kam, wollte ich die vertrauliche Art anwenden, die mir früher zur Gewohnheit geworden war. Ich war ſchon einige Wochen in der Klaſſe geweſen, fortdauernd fleißig und aufmerkſam, und wenn der Lehrer mich auch nicht aufmunterte, ſo durfte er doch auch nicht tadeln. Ich geſtand diesmal offenherzig, mein Penſum vernachläſſigt zu haben, und verſprach es morgen nachzuholen. Der Lehrer ſchwieg und wandte ſich an meinen Nachbar. Und ſo vergingen die drei Schulſtunden, ohne daß etwas vorfiel. Die Einrichtung des Lokals der Schulſtuben hatte etwas Seltſames. Ein großes kellerhaftes niederes Gewölbe ward in der Mitte von einer kurzen plumpen Säule getragen. Durch dieſe Säule war das Gewölbe in vier Theile getheilt, man ging einige Stufen von dem Platz vor dem Hauſe herunter, eine düſtere kleinere ebenfalls gewölbte Vorhalle wies rechts nach der Treppe zu dem obern Stock und führte gerade aus nach der Schule. Ward die

Thüre eröffnet, so standen links parallel und etwas von einander getrennt, zwei braun angestrichene Tische, auf beiden Seiten mit Bänken besetzt, in der Mitte ein Stuhl für den Lehrer. Rechts vor der Säule fand dieselbe Einrichtung für die zweite Klasse statt, und links hinter der Säule für die dritte. Rechts, dieser Klasse gegenüber, war der Platz leer, ein großer Ofen füllte ihn nur zum Theil aus. Die Schule fing um neun Uhr an und dauerte bis zwölf Uhr; um zehn Uhr trat ein Knabe aus der dritten Klasse (die unterste ward die erste genannt) an die Säule und rief laut aus: „**hora decima sonat,**“ dasselbe wiederholte sich um elf Uhr und man kann sich wohl denken, mit welcher Sehnsucht wir Knaben auf die letzte Ausrufung lauerten. Die zwei Stunden von neun bis elf Uhr wurden zum Ueberhören der Pensa, zum Corrigiren der Stilübungen, kurz zum eigentlichen Unterrichte gebraucht. In der letzten halben Stunde ward einem Jeden seine Aufgabe für den nächsten Tag bestimmt. Nun hatte der Lehrer der zweiten Klasse, der mir immer als ein sehr seltsamer Mensch vorschwebte, die Gewohnheit, obgleich kein Tag ohne Züchtigung vorüberging, die Ruthe erst gegen den

Schluß der Stunde durch einen der Schüler aus seiner Wohnung im ersten Stock herabholen zu lassen. Wie solche Pedanten, die die Kinder nicht zu behandeln wissen, auch ihre List nicht durchschauen, das zeigte sich auch hier. Er ließ nicht allein das Züchtigungs-Instrument herunterholen, sondern auch durch einen vertrauten Schüler verfertigen. Dieses bestand nun aus einem Bündel von Ruthen mit Bindfaden bis ans Ende zusammengebunden. Bei der Verfertigung derselben fand eine förmliche Berathung unter den Schülern statt. Man hatte ausgefunden, daß, wenn die einzelnen Ruthen gespalten waren, sie fest zusammengebunden werden konnten, ohne eine bedeutende Härte zu erhalten, und daß der Schlag dann besonders laut klatschte. Aber die Kinder übten sich zugleich, Handschläge zu ertragen, in den Freistunden benutzten sie hart zusammengedrehte Schnupftücher und schlugen sich stark und schonunglos. So war es diesem wunderlichen Lehrer gelungen, der ohne Zweifel nach bestimmten Prinzipien handelte, die Strafe selbst in ein ergötzliches Spiel für die Kinder zu verwandeln. Wie nun hierbei die Verstellungskunst auf eine traurige Weise genährt wurde, sieht ein jeder leicht

ein. Die Kinder ſtellten ſich ängſtlich, baten, flehten, ſchrien, und dieſe ganze Poſſe war dann ein Gegenſtand des ergötzlichen Spottes, wenn die Stunde zu Ende war. Ich hatte bis dahin an dieſem Treiben der Kinder keinen Antheil genommen. An dieſem Tage aber forderte mich der Lehrer auf, am Schluß der Stunde mit ihm zu gehen und die verhängnißvolle Ruthe herunterzuholen. Wer dieſen Auftrag erhielt, durfte vorausſetzen, daß ihn keine Strafe treffen würde. Obgleich er mich alſo verlegen machte und überraſchte, ſo folgte ich doch ohne Bedenken. Als ich aber mit der Ruthe herunterkam, war ich der Erſte, der beſtraft wurde. Es war das erſte Mal, ſeit ich die Schule beſuchte, daß mich eine körperliche Strafe traf. Es war das erſte Mal, daß ſich eine grenzenloſe Bitterkeit in mein Gemüth pflanzte. Die Thorheit dieſes Menſchen hat die Axt an die Wurzel einer liebevollen Hingebung, die keine Grenzen kannte, gelegt. Dieſe Ruthe peitſchte mich aus dem Paradieſe meiner Kindheit heraus, ſie beraubte mich der Unſchuld eines unbedingten Vertrauens. Von dieſem Augenblicke an verband ich mich mit den übrigen Schülern, nur darin von ihnen verſchieden, daß ich

mich entschieden an dem Lehrer rächen wollte. Von jetzt an beschäftigte ich mich nie mit den mir ertheilten Aufgaben. Der Lehrer war genöthigt, die Züchtigung täglich zu wiederholen und zu steigern. Ich stand ihm trotzig gegenüber, weder Bitten, Ermahnungen noch Strafen vermochten das Geringste über mich. Der Lehrer beklagte sich bei meinem Vater; dieser begriff die Klage nicht, er hatte mich bis dahin nur rühmen hören, und ich war zu Hause nie fleißiger, als eben jetzt. Aber ich wußte, was ich that. Wenn ich in den Stunden zerstreut schien, hörte ich angestrengt zu, und hatte den bedeutenden Vortheil, daß ich jetzt etwa in meinem elften Jahre lernte, die Schulaufgaben selbständig zu behandeln, unabhängig von den Schulstunden. In der zweiten Klasse ward Cornelius Nepos gelesen und einige Bücher von Justinus. Die selbständige Arbeit machte mich auf den Inhalt aufmerksam. Dieser fing an, mich jetzt erst lebhaft zu interessiren. Die Art, wie das Griechische getrieben wurde, war selbst auf diese Weise für mich fruchtlos. **Golii grammatica**, eine schlechte Chrestomathie, **Schrevelii Lexicon**, als Hilfsmittel, und das griechische neue Testament beschäftigten uns. Das

bloß Grammatikalische nahm unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

So hatte ich, leider auf Unkosten der Reinheit meiner Gesinnung, durch die Behandlung des Lehrers den Vortheil, zum eigenen Studium getrieben zu werden; aber die Erbitterung des Lehrers stieg aufs Höchste. Die obere Klasse, in welcher der Rector unterrichtete, war von den übrigen abgesondert, und dieser gab das Signal zur Beendigung der Schulstunden, wenn er die Thür öffnete und durch die niederen Klassen hindurchschritt. Es war der später als philosophischer Schriftsteller bekannt gewordene Treskow. Er muß einmal unerwartet früh geschlossen haben. Die Erbitterung des Lehrers gegen mich hatte den höchsten Gipfel erreicht und der Rector öffnete eben die Thüre, um Zeuge einer empörenden Scene zu sein. Der Lehrer hatte mich bei den Haaren gefaßt, zur Erde geworfen und stieß mich mit dem Fuß. Der Rector blieb erstaunt stehen. Mein Herr, sprach er, und winkte dem erschrockenen Lehrer. Dieser war genöthigt, ihm in der größten Verwirrung zu folgen, und die Schüler feierten einen bedenklichen Triumph. Das war mit mir keineswegs der Fall; das Ueber-

raſchende, durchaus Ungewöhnliche des Auftritts in der Schule hatte für mich etwas tief Aengſtliches und Verhängnißvolles. Zum erſten Mal verwandelte ſich der Widerwille gegen den Lehrer in eine bängliche Theilnahme. Mein Gewiſſen warf mir vor, daß ich meine Halsſtarrigkeit bis aufs Aeußerſte getrieben hatte. Die natürliche Weichheit meines Gemüths gewann die Oberhand, ich ſchwamm in Thränen und ſchlich mich nach Hauſe.

Daß eine Unterſuchung ſtattfand, Verhandlungen zwiſchen dem Rector, dem Vater und dem Lehrer, merkte ich wohl, aber erfuhr gar nichts davon. Ich wunderte mich nicht wenig, als Alles ſtillſchweigend vorüberging. Ich hatte harte Züchtigung und ernſthafte Zurechtweiſung von meinem Vater, ja auf eine beſchämende öffentliche Weiſe von dem Rector erwartet; auch einige Mitſchüler, die mich lieb hatten, ſahen einem ſolchen drohenden Ereigniß entgegen und bedauerten mich. Ich habe in ſpäteren Jahren mit meinem Vater über ein Ereigniß geſprochen, welches für mich ſo wichtig war. Er hat mir geſtanden, daß er gerathen hatte, ein vollkommnes Stillſchweigen zu wählen, und erſt zu prüfen, welchen Einfluß das

ganze Ereigniß auf mich haben würde. Er hatte erfahren, wie ich tief aufgeregt, in Thränen gebadet und erschüttert nach Hause gekommen wäre, und war verständig genug, einzusehen, daß es am besten war, mich meinem eigenen strafenden Gewissen zu überlassen, und er hatte Recht. Von jetzt an war ich der fleißigste Schüler der ganzen Klasse. Der Lehrer erschrak fast, als er entdeckte, mit welchem Fleiß ich gearbeitet haben müßte. Nach wenigen Tagen wurde ich zur ersten Abtheilung der Klasse befördert. Es konnte den Anschein haben, als wenn die letzte harte Bestrafung meinen Sinn gebeugt hätte, und ich ließ dies stillschweigend gelten, obgleich der Lehrer selbst einsehen mußte, daß dies keineswegs der Fall war. Nach Verlauf eines Jahres ward ich in die höhere Klasse versetzt, und erhielt nach der öffentlichen Prüfung, die dieser Versetzung voranging, eine öffentliche Belohnung. Diese bestand, wie in den Schulen gewöhnlich, in einem Buche. Ich muß hierbei eine kleine Geschichte erwähnen, die mich noch immer in der Erinnerung ergötzt. Ich habe später, als ich Treskow persönlich kennen lernte, ihn daran erinnert. Daß ich die Belohnung erhalten sollte, war mir be-

kannt gemacht. Einige Zeit verging, ich erhielt sie noch immer nicht, und meine Ungeduld stieg aufs Höchste; ich glaubte, man habe mich vergessen. Der Rector war in den Augen der Schüler der unteren Klassen in der damaligen Zeit ein erhabenes, fast mystisches Wesen. Ich hatte ihn nur immer aus der Ferne mit grenzenloser Ehrerbietung betrachtet; nur in den feierlichen Stunden der öffentlichen Prüfung, die er persönlich vornahm, war er mir nahe getreten; in der letzten hatte er mich lobend ausgezeichnet. Die Ungeduld ließ mir aber keine Ruhe; obgleich im höchsten Grade ängstlich, wagte ich es dennoch, an der verschlossenen Thüre im obern Stocke des klösterlichen Schulgebäudes, hinter welcher seine Wohnung lag, zu klingeln. Ich ward vor den Rector geführt, der mich mit Erstaunen ansah, als ich aus Aengstlichkeit trotzig und ungeschickt mit der Frage hervorstolperte: wo die versprochene Belohnung bliebe. Er streichelte mir die Backen, nachdem er nach meinem Namen gefragt hatte, tröstete mich, und gab mir die Erlaubniß, ihn zuweilen zu besuchen. Diese Erlaubniß hätte mir wichtig werden können, aber ich konnte sie nur wenig benutzen. Ich erinnere mich, ihn zwei bis drei

Mal besucht zu haben, und dieser wirklich tiefsinnige Mann, der später, selbst in seinem hohen Alter, sich mit der speculativen Richtung in Deutschland bekannt, ja vertraut zu machen wußte, verstand es, sich zu dem elf bis zwölf Jahr alten Knaben herabzulassen. Es war hier zuerst, wo etwas, einem lebendigen Geiste Aehnliches, mir aus der Geschichte entgegentrat. Es war zwar so, wie es mir mitgetheilt wurde, mehr geeignet, mich zu beunruhigen, als zu fördern. Aber diese Unruhe selbst enthielt Keime der Entwickelung, die nicht untergingen.

Wenige Tage nach dem ersten Besuch erhielt ich, als eine Belohnung des Fleißes, eine Schrift von einem Professor Hornemann in Kopenhagen, eine exegetische Untersuchung, irre ich nicht, über die Propheten Habakuk und Micha und über Pauli Briefe an die Epheser. Ich habe das Buch nie gelesen, aber es machte mir sehr große Freude. Mich ergötzte der schöne lederne Einband und die goldenen Buchstaben, die besagten, daß es eine Belohnung des Fleißes sei. Diese hatte damals einen Werth, weil sie höchst-selten ausgetheilt wurde, und ich erinnere mich höchstens dreier Beispiele, so lange ich die Schule

beſucht habe. Das Zweckwidrige, eine Schrift der Art, und wie ich ſpäter erfuhr, eine ſehr mittelmäßige, als Prämie für Knaben zu wählen, deren Beſtimmung nicht einmal ausgemacht war, iſt freilich einleuchtend. Auch den anderen Knaben, die Prämien erhalten hatten, ward daſſelbe Buch geſchenkt. Die Wahl dieſer Schrift läßt ſich nur daraus erklären, daß man mehr an den Verleger und Schriftſteller, als an den Schüler gedacht hat. Schriften der Art konnten in dem kleinen Lande nur auf einen kleinen Abſatz rechnen. So ward denn dieſe Schrift wahrſcheinlich durch eine Begünſtigung der Behörden an die Schulen des Landes verkauft, und den Kindern, ohne Rückſicht auf ihre zukünftige Bildung, in die Hände geſpielt. Dieſes wie ſo viel Anderes, was man zum Theil aus dem ſchon Erzählten erkennen mag, beweiſt, wie ſehr die Schulen der damaligen Zeit vernachläßigt wurden.

Ich ward in eine höhere Klaſſe verſetzt, kann aber wenig von dieſer erzählen, denn wenige Wochen nachher verließ mein Vater Helſingör und ward nach Roeskilde verſetzt.

Ich kehre zu dem ſtillen Leben der Familie zurück. Das erſte Heitere, was uns in Helſingör begegnete, war die Ankunft der Magd mit den jüngern Geſchwiſtern. Ich erinnere mich des Jubels noch ſehr lebhaft, und wie meine Mutter auf eine überraſchende Weiſe ſich von der Krankheit erholte. Dieſe heitere Zeit ward zu mancherlei Ausfahrten in der Gegend benutzt, und ich lernte die ſchönen Gegenden von Fridriksborg, Hammer-Möllen, Hornbek u. ſ. w. kennen. Ein kleines Ereigniß muß ich noch erwähnen, es war der erſte tief gefühlte Schmerz, der die Kinder traf. Denn was die Eltern quälen mochte, blieb ihnen verborgen. Ein Hund war in der Familie, älter als ich; wir empfingen ihn faſt eben ſo jubelnd wie die Geſchwiſter, als er von Norwegen ankam. Er war wie die Magd ein weſentlicher Theil der Familie; es war ein großer Hühnerhund, der den lebendigſten Antheil an allen unſeren Spielen nahm. Nun aber befiel ihn, wahrſcheinlich als Folge der ſchlechten Nahrung während der langen Seereiſe, jene widerwärtige Krankheit, die ſeine Gegenwart im Hauſe und unter den Kindern ekelhaft nicht allein, ſondern ſelbſt gefährlich machte. Der Vater fand es noth-

wendig ihn zu tödten; dem Scharfrichter mochte er ihn nicht übergeben und es ward beſchloſſen, daß er ertränkt werden ſollte. Der Vater entſchloß ſich, die Fiſcher zu begleiten, um Zeuge zu ſein, daß nichts verſäumt würde, ſeinen Tod zu beſchleunigen. Ich ſehe es noch, wie der Hund luſtig dem Vater folgte und mit dem Schwanze wedelnd in das Boot ſprang; er begleitete ihn ſonſt oft auf Reiſen. Die Mutter, die Magd, die Kinder blieben ängſtlich, die Zurückkunft des Vaters erwartend, weinend zurück. Die kranke Mutter, die Verhältniſſe des Vaters, der ſtille Geiſt innerer Vereinigung aller Glieder der Familie untereinander, machte ein jedes lebendige Weſen, welches dem engen Kreiſe zugehörte, Allen wichtig und theuer. Es giebt vielleicht Verhältniſſe, unter welchen ein Menſch, wenn er ſtirbt, weniger Theilnahme, als damals dieſer Hund, erregt. Wir ſaßen ſtill zuſammen, keiner ſprach, und als der Vater weinend zurückkam, brachen wir alle in Thränen aus. Ich ſcheue mich nicht, dieſes Ereigniß zu nennen, es war die erſte gemeinſchaftliche Trauer, die uns traf.

Noch habe ich dasjenige zu erwähnen, was auf jeden Fall als das Wichtigſte zu betrachten iſt, wäh-

rend meines Aufenthalts in Helsingör. Es war die großartige Umgebung. In der ersten obengenannten Wohnung war der Kreis, in welchem wir uns bewegten, theils durch das geringere Alter der Knaben, theils durch die Lage des Hauses, enger, beschränkter. Alles Weitere, Entferntere bewegte sich wie im dunkeln Nebel. Die Eltern bezogen aber eine andere Wohnung, die eine höchst günstige Lage hatte. Die Knaben wurden älter und allmälig schloß sich immer bedeutungsvoller der natürliche und geschichtliche Reichthum der Gegend auf.

Wenn man von Kopenhagen kömmt, entdeckt man Helsingör erst ganz in der Nähe und unter sich sieht man dann die Häuser fast wie im Meere schwimmend. Die Dächer sind, dicht an einander gedrängt, in die Länge gezogen, denn zwei Hauptstraßen, mit dem Meeresufer und unter sich parallel, (Strandgaden und Steengaden) ziehen sich fast von dem einen Ende der eigentlichen Stadt bis zum andern, von Süden nach Norden. Vom nördlichen Ende der erstgenannten Straße ragt die Brücke in das Meer hinein. Hier biegt sich das Ufer der Insel Siaelland plötzlich nach Westen, selbst mit einer Nei-

gung nach Süden, einen spitzen Winkel bildend. Der Strand, der hier in das wilde Kattegat hineinsieht, ist wie allenthalben um Helsingör herum ganz flach, und eine lange Straße bildet die Vorstadt Lappen. Sie ist als ein Fischerdorf anzusehen und der mir unbekannte neue Hafen ist da angelegt. Am Ende dieser Vorstadt liegt ein großer Garten mit dem Königlichen Lustschloß Marienlyst. Dieses liebliche Schloß ist dicht an die schroff abfallende Höhe, die Helsingör nach dem Lande zu umgiebt, angelegt. Eine breite Landstraße von diesen Höhen herunter führt nach dem zweiten Stock des Lustschlosses und erregte die Bewunderung der Knaben. Da das Schloß sehr weit von uns entfernt lag (wir wohnten nämlich in dem entgegengesetzten Ende der Stadt), so sahen wir es selten. Ein paar Mal wurden uns die Gemächer eröffnet, und die königliche Pracht trat uns Knaben, die wir uns immer nur in den gewöhnlichen, wenn auch heiteren, bürgerlichen Räumen herumtrieben, phantastisch, Traum ähnlich, wie ein Gedicht entgegen. Ein Mal in meinen früheren Knabenjahren (ich besuchte noch die Stadtschule) ward die Ankunft der verwitweten Königin, der damaligen Regentin des

Landes, erwartet. Der Schullehrer führte uns, als die dem Stande nach ansehnlichsten Kinder seiner Schule, selbst heraus.

Die Einwohner der Stadt erfüllten im bunten Gewühl den Garten. Es fing an zu dämmern; der zusammengedrängte Menschenhaufe ward ungeduldig; endlich hieß es: sie kommen an. Alles stürzte die Terrassen hinauf, denn die Königin fuhr eben vor und stieg in dem Saale, der sich im zweiten Stock öffnete, ab. Der Lehrer blieb mit uns unten und wagte sich nicht in das Gedränge. Wir standen, mit wenig Zurückgebliebenen, vor dem Portal des Schlosses und lauschten, ob wir etwas von der erhabenen Person entdecken würden. Ich war in der größten Spannung. Mir erschien eine Königin als ein wunderbares räthselhaftes Wesen, durchaus verschieden von andern Menschen. Eine unbestimmte nebelhafte Gestalt, die Alles in sich enthielt, was sich die kindische Phantasie als das Erhabenste und Würdigste dachte, schwebte mir vor, das Bild der Majestät. Sie müßte, dachte ich, größer, schöner, glänzender, als alle Menschen, die ich gesehen hatte, erscheinen. Auf einmal hieß es, die Königin wäre da. Wahr-

ſcheinlich wollte ſie die Dämmerung noch benutzen, um in dem Garten eine Promenade zu machen, und ſo trat ſie früher, als man erwartete, aus dem Schloſſe. Der größte Haufe des Volks trieb ſich noch auf den Terraſſen herum. Damen traten aus dem Palaſt hervor; ich aber ſah über ſie weg, um die wunderbare Geſtalt, deren Erſcheinen ich erwartete, zu entdecken. In knabenhafter Ungeduld hatte ich mich von dem Lehrer losgeriſſen und ſtürzte, wie in einer Art Betäubung, auf die Damen zu. So geſchah es denn, daß ich gerade die erſte anrannte, indem ich immer ausrief: wo iſt die Königin? Die Dame entfernte mich ſacht, hob meinen Kopf in die Höhe, betrachtete und ſtreichelte mich, der ich, ſelbſt meinem Alter nach klein war und ſprach: Sieh mich an, Knabe, ich bin die Königin. Ich weiß nicht, ob es Schreck oder Enttäuſchung war, wodurch ich faſt wie gelähmt daſtand. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich erfuhr, wie die dichtende Phantaſie durch die Wirklichkeit enttäuſcht wird. Mein Lehrer, der in einer geringen Entfernung den ganzen Auftritt wahrnahm, erſchrak heftig. Mit ungeſchickten tiefen Bücklingen trat er hervor, um mich an ſich zu reißen,

aber die Königin hielt mich feſt; erkundigte ſich nach meinem Namen und nach meinen Eltern, ſprach den Lehrer ermuthigend an und entließ mich. Von dem Lehrer erfuhr ich nun, daß die Königin, als ich ſie anrannte, ſehr zornig ausgeſehen habe, ſo daß er zitterte; darauf aber hätte ſie ſich gefaßt und ſich milde zu mir herabgelaſſen.

Ich ward nun nicht allein von meinen Geſchwiſtern, ſondern auch von allen Knaben der Schule beneidet; mir aber blieb dieſes Ereigniß ſehr wichtig. Die Phantaſie eines Knaben iſt ſehr beweglich. Die erſte Enttäuſchung verſchwand bald, und der Glanz der Majeſtät ergoß ſich nun über eine wirklich beſtimmte Geſtalt; aber das Ereigniß war zugleich prophetiſch. Auf dieſe unbefangene nicht ſelten ungeſchickte Weiſe trat ich oft in ſpäteren Jahren hohen Häuptern entgegen, und behalte es in meinem Alter dankbar im Gedächtniß, wie ich von ihnen und beſonders von dem Einen mir theuerſten freundlich aufgenommen und in meiner Art geduldet worden bin.

Der nördliche Theil der Stadt iſt mir als der impoſanteſte in der Erinnerung geblieben. Das wilde Kattegat lag vor uns mit ſeinen brauſenden Wogen;

in der Nähe des Landes ſah man nur Fiſcherböte. Und eben dieſe uns ungewohnte Leere, die Stille in der Nähe des Landes, während die unermeßliche bewegte Waſſerfläche vor uns lag, die Schiffe, die aus dem fernen Norden erſchienen, um in den Sund hinein zu laufen, oder aus dieſem zum Vorſchein kamen, um ſich gegen Norden zu verlieren, endlich ganz in neblichter Ferne Kullen, jenes ſchwediſche Gebirge, welches ſtark in den Kattegat hervorſpringt, alle dieſe Verhältniſſe ſtellen eine einſame ſtille Größe dar, die ſich auffallend unterſcheidet von der reichen Fülle der beſchränkteren Gegend im Sunde ſelbſt. Aber ſelbſt auch am Lande erſchien der nördliche Theil der Stadt, von den Kindern ſeltener beſucht, fremdartiger und vornehmer. Einige Landhäuſer, in Alleen liegend, von Gärten umgeben, ſchienen mir faſt Paläſte; an der Brücke lagen die anſehnlichen Gebäude des Zollamts. Hier reſidirten die Zollbeamten, die von allen Schiffen, die den Sund paſſiren, Abgaben abfordern, die einen ſehr bedeutenden Theil der Staatseinkünfte ausmachen; hier endlich auf einer kühn im Kattegat hervorſpringenden Landzunge liegt die Feſtung und das Schloß Kronburg; letzteres in der Mitte

der Festungswerke mit seinen festen grauen Wänden und Thürmen. Nur ein oder zwei Mal führte der Vater uns Knaben dorthin. Die Wälle, das drohende Geschütz, die engen Brücken, die über die Gräben führten, hatten etwas Gebietendes und Geheimnißvolles. Vor Allem aber schwebt mir der regelmäßig viereckige, von den düstern Wänden des Schlosses eingeschlossene Hof vor. In der Stadt selber war mir der Gegensatz der beiden parallel laufenden Straßen auffallend; Strandgaden mit seiner Handelsthätigkeit, Ballen, die aus den Böten ausgeladen wurden, Handelsgüter, die an den Häusern angehäuft lagen, Handlungsdiener, die aus den Häusern beschäftigt heraustretend, die Schreibfeder hinter das Ohr gelegt, die Ballen betrachtend, sich mit den Arbeitern unterhielten; in der Ferne die Schiffe, während selbst die Brücke einsam dastand, nur durch ab- und zukommende Böte belebt. Denn kein Schiff kann sich hier der Stadt nähern. Ganz anders erschien Steengaden. Hier zeigte sich der lebhafte Verkehr mit den Landbewohnern, besonders nach dem südlichen Theil der Stadt zu. Täglich wurde diese Straße von mir durchschritten. Die Häuser schienen mir ansehnlich;

marktartig breitet sie sich aus gegen Norden. Das oft bedeutende Gewühl auf der Straße hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und diese verschiedenen Richtungen des täglichen Lebens, die sich in den beiden Straßen zeigten, haben sich fast als stehende Sinnbilder für mein ganzes Leben in mir abgeprägt.

Die neue Wohnung meines Vaters hatte einen ganz anderen Charakter. Man schritt aus der Stadt durch eine ärmliche Vorstadt (Svingelen). Eine Landstraße längs dem Meeresufer, wenig belebt, lief an zwei ansehnlichen Gebäuden vorbei. Es waren Zuckerraffinerien, die damals in schwunghafter Bewegung waren. Zwischen beiden lag ein Haus, welches nach außen nicht sehr ansehnlich aussah. Eine Reihe Fenster zur gleichen Erde bildeten den untern Theil des Hauses, und eine Giebeletage ruhte auf diesem. Das Haus bestand aus Fachwerk, war aber lustig angestrichen; durch die reinlich gehaltenen Fenster sah man in zierliche und heiter geschmückte Stuben hinein; unten ging ein Saal durch das ganze Haus, mit Kronleuchtern geschmückt. Dieser blieb für gewöhnlich geschlossen und wurde nur, wenn

bedeutende Gesellschaften sich versammelten, hell erleuchtet und benutzt.

Die Lage meines Vaters hatte sich entschieden geändert. Er war der am meisten beschäftigte Arzt der wohlhabenden Stadt, und äußerte seine natürliche gesellige Neigung unbeschränkt. In seinem gastfreien Hause versammelten sich nicht selten die ansehnlichsten Einwohner der Stadt. Künstler ließen sich in dem Saale hören. Wir Kinder aber genossen diese geselligen Freuden nur aus der Ferne. Es war damals noch nicht Gebrauch, Kinder an der Gesellschaft Theil nehmen zu lassen. Von dem Hofe aus blickten wir neugierig durch die Fenster in den erleuchteten Saal hinein, sahen die Spieltische, um welche die bunte Gesellschaft vertheilt saß; sahen einzelne Personen, Männer und Frauen, vertraulich redend zwischen den Tischen und Stühlen auf und nieder gehen, und in meiner Seele bildete sich ein wunderbar phantastischer Traum von der Bedeutung solcher Gespräche. Denn eine Neigung, die sich frühzeitig äußerte und trotz vielfältiger Erfahrung selbst in meinem höhern Alter kaum verschwand, ließ mich in der Verbindung, besonders der höheren Klassen, wenn ich sie aus der

Ferne betrachtete, jederzeit etwas Tiefes, Bedeutsames, Geheimnißvolles ahnen. Wiederholt getäuscht, drängte sich in meinem Leben diese Neigung immer wieder hervor, und ich darf mich nicht darüber beklagen, denn sie gab meinem Leben, ja selbst der Wissenschaft, einen immer erneuerten Inhalt, wenn dasjenige, was ich durchschauen, begreifen, erfassen konnte, nicht selten mir leer und nüchtern vorkam. Sie hat mich verhindert, in jene Stumpfheit zu versinken, in jenes blasirte Wesen, durch welches das Leben dürr, langweilig, dem sogenannten Erfahrenen reizlos erscheint. Ich bedaure die Menschen, deren Dasein von keinem Höheren getragen wird. Dieses ist des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund, und wer ihn verloren hat, von dem muß man sagen, daß er umgeht, wie ein hohles Gespenst, seine Welt ist todt, sie ist sein Grab geworden, es schlägt kein Herz in seiner Brust. Mir war, als Kind, die Welt ein freundliches Räthsel, ein heiterer Traum, in welchem ich mich gern verlor, den ich zur Erfrischung immer wieder aufsuchte, wenn die Bestimmtheit des Begriffenen, selbst wo seine Klarheit mir Freude machte, mir dennoch wie ein Fesselndes er-

schien. Das Geheimnißvolle machte mich frei, und ich athmete frischer in dem hellen Aether des Unergründlichen.

Aber in dem ganzen Hause war die helle heitere Stube der Knaben der Ort, der die bedeutendsten Genüsse des kindlichen Lebens enthielt. Ueber den Hof sahen wir in den einfachen Gemüsegarten hinein, der bis nach dem Sunde hinunterlief, und vor uns lag nun der Sund selber, nicht selten mit mehreren hundert Fregatten, Kauffartheischiffen, Briggs, Galeassen aus allen Gegenden der ganzen Erde bedeckt.

Helsingör hatte damals keinen Hafen, alle Schiffe mußten auf der offenen Rhede ankern. Durch die Meerenge des mittelländischen Meeres mag eine viel größere Anzahl Schiffe durchgehen, aber Gibraltar und Ceuta liegen vier Meilen auseinander, und die durchgehenden Schiffe verlieren sich in diesen weiten Räumen. Der Sund ist nur eine halbe Meile breit, nach Schweden zu seicht, so daß die durchgehenden Schiffe genöthigt sind, sich näher an das sianländische Ufer zu halten. Hier, nicht dicht gedrängt, wie in den großen Häfen von Bordeaux und Marseille, oder auf der Themse bei London, auf der Elbe bei Hamburg, vielmehr in freien

Räumen ankernd, liegen sie da. Jenseit erheben sich die hohen Ufer der schwedischen Küste. Gegen Südwesten liegt frei und stolz die Insel Hween, jener berühmte Sitz des unsterblichen Tycho Brahe mit den Ruinen des Schlosses und des Observatoriums Uranienburg.

Ein schöner ruhiger Sommertag schenkte uns von unsern Fenstern aus einen reizenden Anblick. Die Sonne erhob sich des Morgens über die schwedischen Hügel; Helsingborg lag dann, obwohl die Häuser erkennbar, doch im Dunkeln. Die Sonne spielte auf den leicht bewegten Wellen; gerade vor uns ankerte in majestätischer Ruhe die Königliche Fregatte, als Wachtschiff, die Masten ragten stolz in die Höhe, der lange schmale Wimpel hing von dem mittlern größten Mast herunter; die dänische Flagge fiel in Falten um die Stange. Wir erkannten die Matrosen, die sich auf dem Verdeck bewegten. Rund um dieses Wachtschiff herum lagen Schiffe jeder Größe und aller Völker, eben so ruhig auf der wenig bewegten Wasserfläche; der durchsichtige Morgenduft warf einen leichten Schleier über das Ganze. Allmählig regte sich auf allen Schiffen Mannschaft, es war eine Stille,

eine verhängnißvolle Ruhe, die das mannigfaltigſte Leben zauberhaft feſthielt und band. Dann tönten von allen Schiffen die Morgenglocken und mitten drin ließ ſich der Kanonendonner der Königlichen Fregatte als Morgengruß hören. Wir ſahen den Blitz früher, als wir den Schuß hörten; der Rauch drängte ſich hervor, bog ſich theilweiſe in kreisförmigen Ringen, die ſich oft verlängerten und krümmten, ohne zu zerreißen, indem ſie in der Luft fortgetrieben wurden. Es war etwas ſo Großartiges und doch ſo Anmuthiges, etwas ſo Stilles und doch ſo mannigfach Bewegtes, eine ſolche Einheit und doch zugleich eine ſolche Fülle; es war wie ein Morgen der Völker, der aufging und auf den ſonnenbeglänzten Wellen ein heiteres Spiel trieb. Jedes Mal, wenn ich ſpäter die Sonne heiter aufgehen ſah von Hügeln über eine flache Gegend, vom hohen Gebirg über ganze Landſchaften, war es mir, als entdeckte ich die Schiffe mit ihren Maſten in dem Morgennebel, ich glaubte die Glocken zu hören, ich lauerte auf den Schuß.

Den Tag über war Alles auf den Schiffen beweglich, Böte kamen und gingen, und wenn wir, auch der Schule gehend, durch die Stadt wanderten, ſahen

wir die fremden Reiſenden, Franzoſen, Engländer, Ruſſen, Spanier, Portugieſen, Nord- und Südamerikaner, die, während die Schiffe vorübergehend auf der Rhede verweilten, die Stadt nur auf kurze Zeit beſuchten. Auf der Rhede kamen und gingen die Schiffe, je nachdem der herrſchende Wind es erlaubte. Durch mäßigen Wind fortgetrieben, ganz mit ſchwellenden Seegeln bedeckt, traten die Schiffe bei Hveen hervor und näherten ſich immer mehr und mehr dem Sunde, während andere Schiffe die Anker lichteten — nicht ſelten hörten wir das taktvolle Schreien der Mannſchaft — die Segel wurden ausgeſpannt, die Schiffe ſetzten ſich in Bewegung und verſchwanden nach dem Kattegat zu. Einige Male, wenn auch nicht häufig, gingen mächtige große Kriegsſchiffe vorbei; kleine Escadren, ruſſiſche, ſchwediſche, däniſche, engliſche, ſehr ſelten franzöſiſche. Die Königliche Fregatte, die als Wachtſchiff uns imponirte, erſchien dann neben den mächtigen Zwei- und Dreideckern unbedeutend und klein. Wenn ſie aus dem Kattegat erſchienen, oder nach Norden ſegelnd, die Feſtung vorbei paſſirten, ward dieſe mit Kanonenſchüſſen begrüßt, und die Feſtung antwortete auf dieſelbe Weiſe. So

bewegten sich die Völker durch würdige Repräsentanten vor unsern Augen und erschienen handeltreibend, selten kriegerisch.

Gegen Abend bei der sinkenden Sonne glänzte Hveen in hellem Sonnenlichte. Die schwedische Küste lag vor uns; wir konnten die Häuser in dem dicht am Ufer liegenden Helsingborg unterscheiden, durch mäßige Fernröhre die Fenster zählen; die Sonne vergoldete die Spitzen der Masten, und während sie sank, ließen sich die Abendglocken auf den Schiffen hören, der Kanonenschuß, als Abendgruß, erscholl von der Königlichen Fregatte, der Rauch wirbelte über die Meeresfläche und Alles versank in Dunkelheit und Ruhe. Es geschah wohl, daß durch conträren Wind, der lange anhielt, mehrere hundert Schiffe sich anhäuften. Wenn dieser sich nun änderte und günstig ward, entstand auf allen diesen Schiffen eine lebhafte Bewegung. Nach wenigen Augenblicken waren die Tausende von Masten mit schwellenden Segeln belastet, und im gedrängten Gewimmel segelte die mächtige Flotte ab und verlor sich in der Ferne. Plötzlich war dann der eben belebte Sund von allen Schiffen entblößt, das Wasser bewegte sich in ruhiger Einsamkeit.

Ein oder ein Paar Schiffe, die auf der weiten Fläche zurückblieben, ließen die plötzlich eintretende Stille erst recht wahrnehmen.

Wir Knaben hatten auf der Stube eine Flaggenkarte. Bei einer so lebhaften Aufforderung waren uns diese Flaggen, und selbst die öfter wechselnden derselben Nation, bald bekannt. Aber bald wetteiferten wir darin, die Schiffe verschiedener Völker aus dem bloßen Bau ohne Hülfe der Flagge zu erkennen, so wie aus der weiten Ferne die Gattung der Schiffe zu unterscheiden. So lebten wir in lebhafter Verbindung mit allen Handelsstädten der ganzen Erde. Landkarten lagen auf den Tischen umher, und wenn wir erkannt hatten, zu welchem Volke das Schiff gehörte, verfolgten wir den Weg, den es gehen mußte, wenn es nach der Ostsee segelte oder wieder heimkehrte. Während ich in der Schule die neun Kreise Deutschlands und die Unzahl von Churfürsten-, Herzog- und Bisthümern, Grafschaften und freien Ritterschaften mit Mühe im Gedächtniß zu behalten suchte, ohne daß es mir jemals gelang, versetzte die lebendige Phantasie mich hier in die verschiedensten Gegenden der Erde. Ich lebte in den Handelsstädten, ich besuchte alle Kü-

ſten, ich ſah das Gedränge der Schiffe in den Häfen, ich durchſchnitt mit den ſegelnden Schiffen das Meer, und daß unter ſolchen Verhältniſſen Reiſebeſchreibungen in den freien Stunden unſere Hauptlectüre ausmachten, war natürlich. Wenn ein aufgeweckter Knabe in London oder Paris frühzeitig einen Blick in die bunten Verhältniſſe werfen mag und in jungen Jahren in dieſer Hinſicht ſchon gewitzigt erſcheint; wenn in ſüdlichen Gegenden eine üppige glühende Natur das Kind in ſeine betäubende Mitte hineinzieht; wenn in Rom die Kunſt und die Erinnerung an eine große verſchwundene Vergangenheit einen tiefen Eindruck auf einen begabten Knaben machen muß: ſo trat mir hier das mannigfaltigſte Bild der lebendigſten Gegenwart aller Völker entgegen; nahe genug, um beſtimmt erkannt und unterſchieden, entfernt genug, um nicht in einem kleinen Maaßſtabe aufgefaßt zu werden. Ein jedes Schiff hat ſeine eigenthümliche Geſchichte, ſein beſonderes Geſchick. Es iſt ein eigenes, belebtes Weſen, und die Perſonen, die es bewohnen, die es leiten und bewegen, verwandeln ſich in Ein Individuum. Dieſes fliegt von Ort zu Ort; in den Häfen ruhend, theilen

ſich die Perſonen: eine innere Unruhe der Zerſtreuung ergreift das größere Individuum; wie der Menſch ſelbſt, wird es von den bunten wechſelnden Gegenſtänden einer ihm neuen Welt ergriffen, die aus mehreren von einander getrennten Seelen zu beſtehen ſcheint, die, hierhin und dorthin gelockt, von den verſchiedenen Begierden gefangen ſind, die keinen Mittelpunkt zu finden vermögen. Wird nun die Seele der Seelen zur That aufgefordert, zur Einheit gemeinſchaftlicher Anſtrengung, dann verſchwindet die Zerſtreuung und das Zerſplitterte geht in der Einheit des Individuums auf.

Zuweilen war es uns vergönnt, dieſes oder jenes Schiff zu beſteigen. Wir erfuhren, wo es herkam und wo es hinging; wir waren bald mit allen Räumen des Schiffs bekannt; wir lernten die Maſten, das Takelwerk, die Segel kennen und machten uns die techniſchen Ausdrücke eigen. Daß ſolche Schiffe für uns ein beſonderes Intereſſe hatten, verſteht ſich von ſelbſt. Wir hatten mit der Mannſchaft mehrerer, die länger auf der Rhede blieben, Bekanntſchaft gemacht. Die Theilnahme der lebhaften Knaben an Allem, was ſie ſahen und hörten, erweckte die Neigung der Mann-

ſchaft, und ich weiß wohl, daß ich mit der heftigſten Begierde einen vertraulichen Umgang mit dieſen Menſchen, die ſo plötzlich erſchienen waren und ſo bald wieder verſchwinden ſollten, herbeizuführen ſuchte. Es gelang mir nicht ſelten. Mit dieſen Menſchen nun ſegelte ich fort; ſie begleitete ich auf ihrer ganzen Fahrt, wo ſie landen, welche Häfen ſie beſuchen würden, ſuchte ich genau zu erforſchen. Die Natur ihrer Ladungen blieb mir nicht unbekannt; wo dieſe abgeſetzt werden ſollten, gegen welche Waare ſie vertauſcht wurden, erſchien mir wichtig, und ich merkte mir, was geſagt wurde, äußerſt genau. So entſtand ein immer lebendigeres Bild von dem Handelsverkehr, der alle Länder der Erde mit einander verbindet, eine lebhafte dichteriſche Vorſtellung von der Art und Weiſe, wie die verſchiedenen Bedürfniſſe ſich durchkreuzen, in großen, ich darf ſagen, kühnen und freien Umriſſen, ohne jene kleinen beſchränkenden eigennützigen Rückſichten, die, erkannt, den großen freien Blick vetdüſtern, ja zerſtören müßten. Beſonders war es uns wichtig, genauere Bekanntſchaft mit den Schiffen der oſtindiſchen Compagnie zu machen. Gewöhnlich erwarteten wir ihre Ankunft, die ſchon durch das Gerücht ange-

kündigt war, mit großer Ungeduld. Wir ließen dem Vater keine Ruhe, oder wandten uns zudringlich an die Freunde des Hauses, um, wenn es möglich war, dieſe Schiffe zu beſuchen. Es gelang uns wenigſtens, wie ich mich erinnere, ein Mal, und wir wußten ſchnell und mit dem den Kindern eigenen Inſtinkt, den mittheilſamſten und freundlichſten Mann zu entdecken, um zu erfahren, ob das Schiff von der däniſchen Beſitzung Friedrichs Nagor bei Calcutta, oder von Trankebar bei Madras, oder von Canton kam; dann mußten ſie uns ausführlich von der Pracht der mächtigen Hauptſtadt der oſtindiſchen Compagnie erzählen, von den Wundern der Gegend, von den ſeltſamen Thieren, von den räthſelhaften Bewohnern, und wenn ſie auch, um die Aufmerkſamkeit der Knaben zu feſſeln, Manches erdichten mochten, ſo hörten wir doch treuherzig zu, und was einem Reiſenden in fernen Landen und auf dem weiten Ocean begegnen kann, erfuhren wir unmittelbar aus dem Munde derer, die es ſelbſt erlebt hatten. Ich erinnere mich noch aus dieſen Mittheilungen an Manches, beſonders an eben dieſes, daß ich bald aus dem Tone der Erzählung lernte, das wirklich Erlebte von dem Erdichteten zu unterſcheiden.

Gefahren, die sie überstanden hatten, Stürme, mit welchen sie gekämpft, schwebten mir vor, als hätte ich sie selbst erlebt, und die größeren bedenklichen Ereignisse des Lebens traten gewaltsam in das stille Treiben des Familienkreises hinein. Auch Schiffermährchen mancherlei Art wurden mir bekannt, und obgleich meine ganze Erziehung den unbedingten Glauben an dergleichen vernichtet hatte, ruhte doch ein poetisches Element in dem Innersten meiner Seele, durch welches ich mit Gewalt in eine wunderbare Welt hineingezogen wurde, die, durch verständige Reflectionen vernichtet, sich dennoch in einer anderen dunkleren verborgenen Region, die über aller Reflektion schwebte, mit geheimen Schauer verknüpft, fortdauernd zu behaupten wußte. Jenes seltsame märchenhafte Seeleben, welches jetzt durch zum Theil berühmt gewordene englische und französische Schriftsteller als ein neues pikantes Element der Unterhaltung sich in die Literatur hineindrängt, erfüllte die Phantasie des Knaben; denn auch von den partiellen Seekriegen, von den Angriffen der Caper, ja selbst der Seeräuber erfuhr ich Manches. Ich lernte Schiffe kennen, die aufgebracht und wieder ausgelöst waren, kurz, das ganze

Leben der Seefahrer in allen ſeinen Modificationen ward von dem Knaben erforſcht, und bildete den Grundton ſeiner Vorſtellungen. Die Robinſonaden waren damals eine Hauptbeſchäftigung der Zeit, Campe's Robinſon Cruſoe war ein allgemein beliebtes Kinderbuch, und wir waren von dieſer Schrift hingeriſſen. So träumten wir uns als Seefahrer den großen Ocean zu durchſchneiden, immer neue Länder zu beſuchen, neue Völker, neue Sitten kennen zu lernen; vor Allem unbekannte Inſeln zu entdecken, ſchien uns ein beneidenswerthes Loos.

Aber die Gefahren des Seelebens ſollten uns auch unmittelbar nahe treten. Da die Schiffe im Sunde lagen, in mäßigem Grunde ankerten, waren ſie allen Winden, und beſonders den Nordweſt- und Nordſtürmen, die aus dem Kattegat hereinbrauſten, ausgeſetzt. Ich habe orkanartige Stürme der Art erlebt. Aus den Fenſtern ſahen wir dann das dicht vor uns liegende Meer furchtbar empört, die Wolken ſenkten ſich, während die ſchäumenden Wellen hoch in die Luft hineinſpritzten. Alle Schiffe hoben die Anker. Mit wenigen Segeln verſehen, mit faſt nakten Maſten in die Wellen verſunken und wieder aus dieſen auftau-

chend, fuhren die Schiffe hierhin und dorthin in verhängnißvoller Unordnung unter einander. Das ganze heiter ruhende Gewimmel hatte sich dann plötzlich in ein Schrecken erregendes Gewühl verwandelt. In furchtbarer Eile jagten Schiffe unseren Augen vorüber, verschwanden hinter den häuserhohen Wellen und erschienen in großer Entfernung wieder. Die schiefe Richtung der kahlen Masten, die wir allein erkannten, zeigte dem Zuschauer die so gefährlich erscheinende Neigung des Schiffes. Ich habe in einem solchen wüthenden Sturme, unsern Fenstern gerade gegenüber, die Masten einer Brigg verschwinden sehen. Das ganze Schiff war umgestürzt. Kurz darauf erkannten wir den Kiel der nach oben schwamm. Stumm hatte das Meer die ganze Mannschaft in seiner Tiefe begraben. Keiner trat aus den empörten Wellen wieder hervor. Später erfuhren wir, daß in der Cajüte ein Vater, sein Kind umarmend, beide als Leichen gefunden wurden.

Einst strandete bei einem ähnlichen Sturme ein Schiff dicht an unserem Hause. Die Mannschaft rettete sich, ein Theil derselben in unsern Garten. Mein Vater nahm diese auf, verpflegte sie, aber wir

konnten uns nicht mit ihnen unterhalten, denn es waren Engländer. Das Wrack des Schiffes lag monatelang vor uns.

Auch ich sollte persönlich die Gefahren des Meeres kennen lernen. Ich ging mit einem Aufseher der Zuckerraffinerie, der mir sehr geneigt war, mich von der Reinigung und Krystallisation des Zuckers unterrichtete, und mit dem ich sehr vertraut geworden war, im stürmischen Wetter am Ufer. Ein hölzernes Bollwerk hielt den erhöhten lockern Sand der Küste zusammen, und bildete Vorsprünge. Das Meer peitschte gegen dieses Bollwerk an. In einer Art von knabenhaftem Uebermuth balancirte ich auf den glatten und nassen Balken; mein Begleiter warnte mich, aber es war zu spät. Ich stürzte, den Kopf nach unten, in die brausenden Wellen. Betäubt, bekleidet, von den Wellen ergriffen, konnte ich nicht zum Schwimmen kommen, ich verlor bald die Besinnung. Die Wogen warfen mich bald gegen das Land und trugen mich wieder fort. Einige Mal soll dieses geschehen sein, bevor es meinem erschrockenen Freunde gelang, als ich dem Bollwerk gewaltsam zugeschleudert wurde, meinen Arm zu ergreifen und mich ans Land zu werfen.

Ich war vollkommen leblos und erhielt erſt ein Paar Stunden nachher mein volles Bewußtſein. Ich erfuhr, daß, als mein Freund um Hülfe rief, Menſchen herbei eilten, mich in das Haus brachten, wo die erſchrockene Magd — die Eltern waren glücklicher Weiſe abweſend — alle jene thörichten, ja ſchädlichen Verſuche anſtellte, die damals als Rettungsmittel unter dem Volke galten. Man ſtellte mich auf den Kopf, rüttelte, rollte mich; aber einem geſunden Knaben kann man in dieſer Art ſchon Etwas bieten, und ich erholte mich, allen angewandten Mitteln zum Trotz. Dieſes lebendige Seeleben hat den Grund zu einer Naturanſicht gelegt, die das Fundament meines ganzen zukünftigen Lebens ward.

Die Wohnung der Eltern in einer Vorſtadt, die unmittelbar an der Landſtraße lag, beſtimmte von ſelbſt die Spaziergänge der Knaben, und leitete die Schritte derſelben längs dem Ufer, an zwei Ziegelſcheunen vorbei, nach einem Fiſcherdorfe (Snekkeſteen), berühmt durch ſeine Dorſche, die im ganzen Lande und vorzüglich in Kopenhagen beliebt waren; ja wohl noch weiter, bis zu einem zweiten Dorfe, Krogerup, jetzt im Beſitz des Sohnes der berühmten Dichterin Frie-

drike Brun, geborne Münter. Damals wohnte dort ein alter General von Schinkel, den ich nie sah, der aber in meiner Phantasie mir als ein merkwürdiger Mann vorschwebte; er war ein alter Podagrist, der sein Haus selten, vielleicht nie verließ. Mein Vater war sein Hausarzt, und wenn er ihn besuchte, blieb er gewöhnlich den Mittag über da. Es scheint, als wenn beide sich gern mit einander unterhielten. Der alte General war von Karten und Schriften über die Kriegswissenschaft umgeben. Er hatte in seinen jüngern Jahren einige Feldzüge mitgemacht und, irre ich nicht, unter Friedrich dem Großen gedient. Mein Vater liebte es, sich durch Gespräche unterrichten zu lassen, und wenn er von seinem Patienten zurück kam, war er gewöhnlich in der besten Laune und gegen uns Kinder sehr mittheilsam. Die damaligen vorzüglichsten kriegerischen Ereignisse, die Europa in Bewegung setzten — Folgen des nordamerikanischen Krieges — wurden uns auf diese Weise bekannt. Der Krieg im mittelländischen Meere, die Ereignisse auf der Insel Minorka, die merkwürdige Belagerung von Gibraltar, die ungeheuren Zurüstungen der Franzosen, ihre Verderben drohenden Brander und schwimmenden Bat-

terien, so wie die kühne Vertheidigung der Festung durch Elliot, gehören zu den ersten kriegerischen Anschauungen, welche die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich zogen und in hohem Grade interessirten. Auch war ich genug von der Bedeutung des nordamerikanischen Krieges unterrichtet, um mit ganzer Seele mich für ein Volk zu interessiren, welches so kühn für seine Freiheit kämpfte. Unter den großen Männern der damaligen Zeit leuchteten vorzüglich Washington und Franklin hervor, und der Juvenalsche Vers, der auf den letztern angewandt wurde:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis,

machte auf mich einen großen Eindruck. Denn wenn der Held meine Bewunderung erregte, so schien mir doch das Loos Franklins, der aus einfacher bürgerlicher Familie (der Sohn eines Buchdruckers) als ein berühmter Schriftsteller und ausgezeichneter Naturforscher, zugleich aber als ein Repräsentant seines kämpfenden Volkes, von den geistreichsten Männern der Zeit bewundert wurde, ganz besonders beneidenswerth. Es waren wohl wenige lebhafte, in dem friedlichen Lande lebende, junge Männer, die nicht der Sache der Nordamerikaner anhingen. Die Gesinnung mei-

nes Vaters ſteigerte die Theilnahme der Knaben, ja, ſie wurde wohl zuerſt dadurch veranlaßt. Wenn wir die Bedeutung dieſes Krieges bedenken, durch welchen zuerſt der glimmende Funke nicht allein in Frankreich, ſondern in alle Länder der kultivirten Welt hineingeworfen wurde, der ſpäter in die mächtige Flamme der Revolution ausſchlug, ſo iſt es gewiß nicht ohne Intereſſe, eine Betrachtung anzuſtellen, die uns zeigt, wie dieſer Funke ſtill genährt wurde in dem ruhigen Schooße der Familien entfernter friedlicher Länder, und wie die erſten wach gewordenen lebendigen Vorſtellungen heranwachſender Kinder das eigene Geſchick mit dem zukünftigen von ganz Europa verſchmolzen. Ich erinnere mich noch ſehr lebendig des Tages, an welchem der Friedensſchluß, der den Sieg der kämpfenden Freiheit begründete, in Helſingör und auf der Rhede begangen wurde. Es war ein ſchöner Tag, die Rhede lag voll von Schiffen aller Nationen, auch Kriegsſchiffe waren darunter. Wir erwarteten ſchon am Tage vorher mit großer Spannung den heranbrechenden Morgen; alle Schiffe waren in ihrem feierlichen Meeresputz; die Maſten waren mit langen Wimpeln geſchmückt. Nicht allein von der Cajüte

aus trug die Flaggenstange die prächtigste Flagge, auch der Bugspriet trug eine solche, ja man sah andere zwischen den Masten; das ruhige Wetter war bewegt genug, um Wimpel und Flaggen frei zu entfalten. Diese ungewöhnliche Ausschmückung, der Kanonendonner von den Kriegsschiffen, ja von einem jeden Kauffahrteischiff, wenn es nur ein paar Kanonen besaß; die jubelnde Mannschaft, die die Verdecke füllte, machte diesen Tag festlich auch für uns. Der Vater hatte einige Gäste eingeladen, der Sieg der Nordamerikaner, die Sache der Freiheit der Völker ward lebhaft besprochen, und es war wohl eine Ahnung von den großen Ereignissen, die aus diesem Siege hervorgehen sollten, die damals der Seele der Jubelnden vorschwebte. Es war die freundliche Morgenröthe des blutigen Tages der Geschichte.

Dieser Sinn für die bürgerliche Freiheit, wie unklar und beschränkt er auch in dem Knaben keimen mochte, wünschte der Vater zu nähren. Wir wurden gegen die herrschende Gewohnheit hineingerufen; der Vater suchte uns die Bedeutung des festlichen Tages klar zu machen, und als auf das Glück der neuen Republik getrunken wurde, weheten auch in unserem

Garten eine däniſche und nordamerikaniſche Flagge. Ein großer Böller ward dreimal abgebrannt, unſere Gläſer wurden auch mit Punſch gefüllt, und wir durften mit den Eltern zugleich luſtig drauf los ſchreien, was uns denn nicht wenig ergötzte.

Wenn nun auf eine ſolche Weiſe der alte General vorzüglich dazu beitrug, uns für die politiſchen Ereigniſſe der Zeit zu gewinnen, ſo hatte er doch, für mich wenigſtens, ein anderes und tieferes Intereſſe. Der Vater erzählte ausführlich von ſeinen höchſt genauen geographiſchen Kenntniſſen, wie er in entfernten Ländern, auf den Küſten des mittelländiſchen Meeres, in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten zu Hauſe wäre, wie in ſeiner Heimat. Wie er die Straßen der Städte, die Dörfer, Wälder, Sümpfe, Hügel, Berge, die Landſtraßen, die ſie verbanden, alle, ſelbſt die kleinſten Verhältniſſe der Gegenden kannte, und wie ein Eingeborner ſich darin bewegte.

Von detaillirten Kriegskarten hatte ich keine Idee, das militäriſche Studium war mir fremd, aber dieſe Fertigkeit ſelbſt ſchien mir ſo zauberhaft, wie beneidenswerth; und die Kunſt, ohne die Stube zu verlaſſen, durch ſcharfſinnige Benutzung aller Berichte,

ſich in einer weiten fernen Gegend anzuſiedeln, da, wo ein fremder Himmel, fremde Bewohner, andere Bauart der Häuſer, wie andere Geſtaltung der Pflanzen und Thiere uns entgegentraten, zog mich zauberiſch an, wie etwa die verwandelnde Goldtinktur den Adepten.

Wie reich nun auch dieſe Richtung an Keimen künftiger Entwickelung war, ſo trat doch eine andere, ja entgegengeſetzte, die ich die idylliſche nennen möchte, nicht weniger bedeutend, wenn auch, während wir in Helſingör lebten, noch ſchlummernd hervor.

Die Mitglieder der mütterlichen Familie, die Schweſtern und Brüder einer geliebten Mutter, waren uns, wie natürlich, theuer; von den letztern lebten zwei in hohem Anſehen in Kopenhagen, der eine als ein angeſehener Arzt, der zweite in der unglücklichen Sache des berühmten Struenſee als Kammeradvokat des Königs, ſpäter als Generalprokurator; beide wurden aus der Ferne von uns mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet. Andere, Prediger, Gutsbeſitzer, beſuchten, unverheirathet oder mit ihren Frauen, den Vater und wohnten wochenlang in unſerm Hauſe. Jetzt wurden die Kinder häufiger als ſonſt zu den

erweiterten Familienkreiſen zugezogen. Die Onkel und Tanten gaben ſich mehr als die Eltern mit den Kindern ab, und hier trat mir zuerſt das Landleben als etwas höchſt wünſchenswerthes hervor. Es war eine Zeit, in welcher die ganze Literatur mehr oder weniger die ländlichen Beſchäftigungen als die natürlichſten, glücklichſten und für eine auf Tugend begründete Civiliſation angemeſſenſten betrachtete. Die Chineſen wurden uns vorzugsweiſe als Muſter vorgeführt. Wie der Kaiſer dort den Landmann auszeichnete und ein Mal im Jahre ſelbſt den Pflug führte, ward lobend erwähnt. Die Verwandten lebten in der ſchon genannten entfernten Gegend Odsherred als Gutsbeſitzer oder Landprediger. Dieſe Gegend, durch eine ſchmale Landſtrecke mit Siaelland verbunden, iſt eine Landzunge, die ins Kattegat hineinreicht, ſehr fruchtbar, mit Dörfern bedeckt; und ein bedeutender Landſitz von alten Zeiten her gehörte der Familie zu. Von da aus hatten ſie ſich in der ganzen Gegend verbreitet und beherrſchten ſie. Alte Sagen in der Familie von der Macht derſelben in frühern Zeiten hatten ſich noch erhalten. Ich erinnere mich beſonders einer Frau, deren Mann auf dem Hofe

früher als Förster, wenn ich nicht irre, gedient hatte, und im hohen Alter wenigstens mit dem Titel als Lieutenant starb. Diese Frau war tief in den achtzigen und noch sehr rüstig; ihre Mutter war einige neunzig Jahr alt geworden, und auch diese hatte wie ihr Mann in dienenden Verhältnissen zur Familie gestanden. Ein solches Anschließen der Glieder der Familie an einander, mehrere Generationen hindurch, eine solche Ueberlieferung durch treue Diener einer etwas höhern Klasse, die man die Chronisten derselben nennen könnte, ist wohl in Europa immer seltener geworden. Die genannte alte Frau Lieutnantin war nun voll von Ereignissen aus dem ganzen achtzehnten, ja aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sie oder ihre Mutter erlebt hatten. Ich erinnere mich besonders, wie sie von einem Besuche des Königs Friedrichs des Vierten erzählte. Er hätte sich einige Tage auf Annaberg-gaard aufgehalten. Die Frau des Besitzers wäre, erzählte sie, außerordentlich schön gewesen. Der König konnte seine Neigung nicht verbergen, und sie gab uns ganz mit leiser Stimme, wie mit furchtsamer Vertraulichkeit, zu verstehen, der König möchte wohl genauer als billig mit der Frau bekannt geworden sein. Sie

ſchien die Möglichkeit andeuten zu wollen, daß durch die Urgroßmutter wohl ein königliches Blut in unſern Adern flöſſe. Der Mann, erzählte ſie weiter, wäre äußerſt eiferſüchtig geweſen, er hätte kaum vermocht, ſeinen Verdacht zu verheimlichen. Die ehelichen Verhältniſſe wären ſehr lange geſtört geweſen. Sie verſicherte dabei, nachdem ſie Alles offenbar mit einer Art geheimen Wohlgefallens erzählt hatte, daß ſie keineswegs glaube, die brave Frau wäre ſo tief geſunken, wenn ſie auch nicht gleichgültig gegen die Liebe des Königs geblieben wäre. Sie beſchwor uns, die Sache geheim zu halten, und das Ganze machte auf mich einen Eindruck, als wäre es ein Scandal von geſtern.

Von Helſingör aus ward nun in den Sommermonaten eine Reiſe nach Odsherred beſchloſſen. Schon wochenlang zählten wir die Stunden, und ſo viel Genüſſe uns auch Helſingör verſchaffte, ſo verließen wir dennoch die Stadt jubelnd und voller Erwartung. Das Leben in Odsherred hatte in der That etwas ſehr Idylliſches. Das Zuſammenleben der zerſtreuten Glieder der Familie, die wechſelſeitigen Beſuche gaben dem ganzen Leben einen Reiz der Verändrung, den

wir bis jetzt nicht gekannt hatten. Bei solchen Besuchen war nun besonders die Frühstückszeit einnehmend und hatte für mich das höchste Interesse. Die Hauswirthschaft war dann der vorzüglichste Gegenstand der Unterhaltung, und ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit zu, um wo möglich die mir so neuen und fremden Verhältnisse zu verstehen. Nach dem Frühstück wurden die Ställe besucht, die Scheunen betrachtet, man durchschritt die Aecker in allen Richtungen, die mächtigen Kornfelder beschäftigten die Aufmerksamkeit der Männer, und mir ging die Bedeutung des Ackerbaues zuerst auf. Ich erkundigte mich nach Allem, und wenn ich mit meinen häufigen Fragen den Verwandten beschwerlich fiel und wohl auch mitunter abgewiesen wurde, so mußte Nachmittags der Großknecht herhalten. Dieser ließ sich zwar in großer Breite über Alles aus, aber seine Erklärungen waren weder klar noch zusammenhangend, und mir blieb sehr Vieles dunkel, so daß die herrschende Unklarheit mich in große Unruhe versetzte. Indessen lebten wir in fortdauerndem Jubel, liefen meilenweit von Knechten begleitet von einem Verwandten zum andern, trieben uns in Scheuern, Ställen oder auf

den Feldern herum, glaubten ſelbſt wichtige Geſchäfte zu verrichten, wenn wir einige Bündel Heu auf den Wagen warfen, tummelten uns auf den Ackerpferden herum, und wurden — ſonſt ſo ſtreng gehalten — von Onkeln und Tanten verzärtelt. Wir ſollten zwar unſere Schularbeiten nicht verſäumen. Einer der Verwandten, ein verdorbener Candidat, ſollte unſere Studien leiten. Er hatte aber, wo möglich, noch weniger Trieb zur Arbeit als wir, und erſt in der letzten Woche unſeres Aufenthalts, als die Erinnerung an die Schule mich zu ängſtigen anfing, vermochte die Furcht mich zur Arbeit anzutreiben. Ich habe vielleicht nie ein ſo fortdauerndes inniges Vergnügen gefühlt, wie damals, ich zählte die Tage bis zu unſerer Abreiſe mit Angſt, aber auch mit dem Entſchluß, einen jeden Augenblick mit vollem Bewußtſein zu genießen.

Dieſer Beſuch, der ſpäter einige Mal wiederholt wurde, bildete den Sinn für das ländliche Leben immer entſchiedener aus. Jetzt erhielten die beiden neben einander fortlaufenden Hauptſtraßen in Helſingör erſt ihre wahre Bedeutung. Ein jeder Wagen mit Heu oder Getreide, ein jeder Bauer, der aus dem

Innern der Inſel kam, ein jeder ſonntäglicher Spaziergang nach einem nahe liegenden Dorfe verſetzte mich in die glücklichen Gegenden und erinnerte mich an die ſchönen dort verlebten Tage. Neben dem Entdecken neuer Inſeln ſchwebte jetzt das idylliſch ausgemalte Landleben den Kindern als das höchſte Glück des Lebens vor.

Roeskilde.

1785—1787.

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt von Helſingör nach Roeskilde — jene alte, jetzt zu einem unanſehnlichen Landſtädtchen herabgeſunkene Reſidenzſtadt der alten däniſchen Könige — verſetzt. Die beiden für den gelehrten Stand auserſehenen Brüder — ich der zweite und mein jüngerer Bruder, denn der älteſte war für das Militär beſtimmt — hatten in Helſingör eine Klaſſe erreicht, die mit der Secunda unſerer Gymnaſien verglichen werden konnte. Ich hatte ſogar, wie erwähnt, nach der letzten Prüfung eine Prämie erhalten, und dennoch erlitten wir die Demüthigung, in Roeskilde in eine

niedrigere Klasse versetzt zu werden. Die Lehrmethode in den gelehrten Schulen Dänemarks war, wie man bemerkt haben wird, zu der Zeit sehr alterthümlich und höchst wahrscheinlich seit länger als einem Jahrhundert unverändert geblieben. In der Klasse, in welche wir jetzt versetzt wurden, mußten wir noch immer Luthers Katechismus, ins Lateinische übersetzt, auswendig lernen. Als Grundlage des Unterrichts im Griechischen diente auch hier das neue Testament. Es wurde ins Lateinische übersetzt und Castelli's Version mit Vorwissen des Lehrers benutzt. Der römische Hauptschriftsteller war Justinus. Ich habe ihn seit der Zeit nie wieder in der Hand gehabt, aber wohl erinnere ich mich noch, daß seine leichte chronikenartig reflectionslose Erzählung mir sehr wohl gefiel. Schlimmer ward es, als ich eine Klasse höher rückte. Hier mußte ich den beliebten Justinus mit Cicero's de officiis und Ovid's Epistolae ex Ponto vertauschen, die mir beide im höchsten Grade zuwider waren, da man es wohl bedenklich finden mochte, den Knaben mit den Ausschweifungen des Augustischen Hofes und mit dem vermutheten Vergehen des Dichters, wodurch er sich eine so harte Strafe zuzog, be-

kannt zu machen. Da es überhaupt nicht in der Art der damaligen Zeit lag, bei dem Unterricht in den Inhalt eines klassischen Schriftstellers einzugehen, so wurde Periode für Periode construirt, übersetzt, jeder begangene Fehler sogleich, gewöhnlich auf eine empfindliche Weise gerügt, und ich erinnere mich nicht, je eine Aeußerung vernommen zu haben, die uns ein Interesse für den Verfasser einflößen konnte. So tönten mir die langweiligen Klagen des unglücklichen Dichters, stückweise zwischen grammaticalischen Correcturen und den Schimpfreden des Lehrers ausgestoßen, höchst widerwärtig, und ich glaubte mich noch mehr als er zum Klagen berechtigt. Ich habe keine Lust empfunden, dieses Buch wieder zu lesen. Als aber später seine Metamorphosen mich in hohem Grade ergötzten, konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß dieser nun der nämliche Dichter sei, der mir in frühern Jahren jene so große Qual verursacht hatte. Cicero wirkte noch abstoßender auf mich; das breite moralische Gerede schien mir von jeher überflüssig, ohne Zweck und Ziel. Ich gerieth, wenn ich Cicero las, in eine Stimmung, die viele Aehnlichkeit hatte mit derjenigen, die mich ergriff, wenn Vater oder Lehrer

mich nicht unmittelbar durch eine Züchtigung, ſondern auf eine für mich faſt fühlbarere Weiſe durch ſogenannte breite und langweilige Vernunftgründe beſtraften; und ohne allen Zweifel trug die Mühe, welche es mir koſtete, mich durch das klaſſiſche Latein durchzuarbeiten, die ſtörenden oft fühlbaren Zurechtweiſungen, welche das Leſen unterbrachen, nicht wenig dazu bei, mir dieſe Lehrſtunden ſo unangenehm zu machen. Als nach langen Jahren ein ausgedehntes philoſophiſches Studium mir dieſes Buch des berühmten Klaſſikers in die Hände gab, trat die Empfindung meiner Kindheit, die Qual der Lehrſtunden, mir lebhaft vor die Augen. Ich erblickte den zankenden, polternden Lehrer, ich glaubte, ſeine drohenden Fäuſte zu ſehen, und es koſtete mich Mühe, eine Schrift durchzuleſen, die mir auch damals trotz ihres klaſſiſchen Stils nur geringen Genuß und dürftige Belehrung bot.

Der Religionsunterricht war ziemlich ausgedehnt. Guldbergs Lehrbuch der geoffenbarten und natürlichen Religion war in einer lebhaften, ja wie mir damals ſchien, anmuthigen Sprache geſchrieben — viele Anſichten waren ausführlich dargeſtellt, lebendig vorgetragen, und

auf jede Weiſe bildeten dieſe Schriften einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem trocknen Unterrichte, durch welchen ſelbſt Perikles und Alkibiades alte Pedanten wurden und Aspaſia als eine langweilige Matrone erſchien. Durch dieſes Buch trat eine Fähigkeit hervor, die mich unter den Schülern auszeichnete und die Aufmerkſamkeit auf mich lenkte. Die Sprache, als ſolche, hatte nie einen Reiz für mich, ich lernte ſie, weil ich mußte; aber, was ich überſchauen, umfaſſen konnte, was mich irgendwie anſprach, vergaß ich nie; buchſtäbliches Auswendiglernen dagegen war mir eine Qual. Während meine Mitſchüler ſich mühſelig abquälten, um einzelne Blätter — das vorgeſchriebene Penſum — wörtlich zu behalten, hatte ich Bogen durchgeleſen und konnte ausführliche Rechenſchaft geben von dem Geleſenen. Auch ich ſollte gezwungen werden, Alles wörtlich herzuſagen. Man wollte von der alten hergebrachten Art nicht abgehen, aber es war mir unmöglich, und der Lehrer mußte ſich fügen. Jetzt mir ſelbſt überlaſſen, waren dieſe Lehrſtunden mir die höchſte Freude. Was ich las, ließ ſich leicht faſſen. Ich dachte mich, ſo tief ich es vermochte, in den Gang der Vorſtellungen des Schriftſtellers

hinein. Ich ſcheute mich nicht, ſie zu erweitern, und arbeitete ſo, ohne ein Wort niederzuſchreiben, einen Aufſatz aus, den ich leicht und lebhaft vortrug. Allerdings waren dieſe Stunden ein Triumph für meine Eitelkeit; aber während des Vortrags dachte ich nicht daran; es war dann der Gegenſtand, welcher mich ergriff, und ich fühlte die Freude, die mir wie Wenigen gegeben, mich, innerlich erregt, mit Leichtigkeit mitzutheilen. Dieſen Stunden verdanke ich viel. Es waren die einzigen, die in der Schule mein eigenthümliches Weſen unterſtützten und förderten, während alle übrige Beſchäftigung ohne irgend eine innere Anregung nur durch die Zucht, durch das Geſetzmäßige und ſeine Strenge mir nützlich ward.

Sogenannte Realwiſſenſchaften waren den damaligen gelehrten Schulen meines Vaterlandes völlig fremd. Mit der Geſchichte wurden wir durch ein kurzes Handbuch bekannt, deſſen geiſtloſes Fortſchreiten durch Jahrzahlen und den Wechſel von Schlachten und Königen — uns keinen Begriff von einem höhern Walten in dem Schickſale der Völker geben konnte. Nur ein paar Mal ſchien der Verfaſſer ſich über die gewöhnliche Trockenheit erhoben gefühlt zu haben;

und dieſe Stellen traten mir auf eine ſeltſame Weiſe wie Blütenzeiten der Geſchichte entgegen, ohne daß ich ſie ſpäter als ſolche wieder zu erkennen vermochte. Und ſo war denn meine Beſchäftigung in der Schule nicht von der Art, daß ſie mein aufgeregtes Gemüth hinlänglich beſchäftigen konnte.

Glücklicherweiſe wurden die Schüler damals noch nicht ſo ſehr mit Lehrgegenſtänden überhäuft, daß dem freien Triebe des Geiſtes, der Selbſtbeſchäftigung keine Stunde übrig geblieben wäre. Fünf Stunden täglich brachten wir in der Schule zu; zwei Stunden reichten für mich hin, um die aufgegebenen Penſa auszuarbeiten. Mittwoch und Sonnabend Nachmittags war keine Schule, wozu die Sonn- und Feſttage, die Ferien und Markttage kamen, und man konnte die Zucht in der Schule um ſo ſtrenger handhaben, je gemäßigter die Forderungen waren. So blieb mir nicht bloß für kindliche Spiele, für leibliche Uebungen, für manchen Muthwillen, der in Geſellſchaft der Brüder und Mitſchüler ausgeübt wurde, ſondern auch für eigene Beſchäftigung, für Manches, was mich innerlich ergriffen, Zeit und Muße genug übrig; und der ſtille Genuß, welcher mir auf dieſe Weiſe gewor-

den, und wie mir Natur und Geſchichte und das Heiligſte, das Chriſtenthum, in dieſen Tagen unverdorbener Kindheit nahe traten und mich erfüllten, das iſt es, was ich hier darzuſtellen gedenke; denn in der That muß ich die zwei in Roeskilde verlebten Jahre zu den reichſten meines Lebens rechnen.

Wenige Menſchen mag es geben, denen die Natur ein ganzes langes Leben hindurch ſo viele, ſo ungetrübte Genüſſe gewährte, wie mir. Sie war mir Alles; Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge ſchienen von meiner früheſten Kindheit an, ſo weit die Erinnerung rückwärts zu dringen vermag, meine innere Heimat zu ſein. Es waren nicht bloß die Frühlingstage, der warme Sommer oder der rauhe milde Herbſt, nicht bloß die ſchönen Gegenden oder die heiteren Tage, die mich anzogen; ein jeder Zuſtand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüſten, ſandigen Ufer, die dunkeln, trüben weit ausgedehnten Moorgegenden, der Winter mit ſeinem klingenden Froſte, ja wie Sturm und Ungewitter, ſo auch die regnichten Tage enthielten für mich eigene verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen ſuchte. Zwar mochte ich

mich gern wie andere Kinder in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben und in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Lust tauchen, welches sie mütterlich aufschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere, ergriff mich dann, wenn ich einsam von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang — mit der Natur versank. Alles, was sie besaß, drängte sich dann an mein warmes kindliches Herz, der innere Jubel war mit einer stillen tiefen Rührung verbunden; ich muß sie Andacht nennen. Ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden unendlichen Schöpfung war. Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren war, das rauhe Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gewimmel von Schiffen, ja die Gegenden, welche durch

Beſchreibungen, ſelbſt die ſchlechteſten, mir bekannt geworden, bemächtigten ſich, oft unwillkürlich, meiner Seele, verſetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer Wälder, in die Glut tropiſcher Regionen, ſo daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer ſolchen Reiſe zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem ſeltſamen freudigen, ja ſtolzen Gefühle durchdrungen, daß mir ſolche Genüſſe zu Gebote ſtanden. Ich kam mir ſo reich, ſo verſchwenderiſch begabt vor, daß ich mit Keinem hätte tauſchen mögen. Schon in dieſer Zeit meiner Knabenjahre konnte ich aus der Mitte der Menſchen entfliehen, wenn irgend eine kindiſche Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Erſatz ſuchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Roeskilde iſt gegen Oſten ſchön, ein Meerbuſen des Kattegats ſchneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt ſo ſeicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt; die Ufer ſind mit Waldungen bedeckt.

Wir Kinder konnten achtzehn Kirchthürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerstreut lagen, und die stille idylliſche Anmuth der Umgebung hatte für uns, die wir bisher an das Ufer eines tobenden Meeres und ſein Gewühl gewöhnt waren, einen ganz eigenen Reiz; auch für mich ſchien eine Zeit des ruhigen Genuſſes einzutreten. Was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten ſich mir dar, und ich genoß ſie in vollem Maaße.

Aus dieſem innigen freudigen einſamen Naturleben entſprang meine Liebe für die Naturforſchung; ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernen Gebirge Norwegens und ihre geprieſenen Bewohner beſchäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umher lagen, jenen Gebirgen urſprünglich angehörten, hatte ich — ich weiß nicht durch wen — erfahren, und von jetzt an waren ſie mir Gegenſtände der ſorgfältigſten Unterſuchung. Bald unterſchied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte ſie nicht zu nennen, aber ich ordnete ſie nach ihrer Verwandtſchaft und konnte jubeln, wenn

ich ein reines, weißes, durchsichtiges Quarzgerölle am Ufer des Meeres fand. Es brachte mir Grüße von dem fernen Geburtslande, dieses selbst schien mir durch meine Geburt in seinen Gebirgen das Mysterium meines Daseins zu verhüllen.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meist medizinische und chirurgische Schriften; Gellert, Hagedorn, Klopstock und Haller, jene gepriesenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große, alte botanische Foliowerk, mit seinen rohen Holzschnitten, hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich sammelte Pflanzen, untersuchte ihren Bau, ich versuchte sie nach dem alten Tabernamontanus zu bestimmen, und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihrem barbarisch-lateinischen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch ward mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühseligen Fleiße suchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematische Vorkenntnisse

nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematischen Unterricht, und in der Bibliothek des Vaters fand sich kein Lehrbuch der Art; ich ruhte aber nicht eher, bis ich im Besitze eines solchen Buches war, und bald verstand ich wenigstens so viel von den Elementen der Geometrie und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch fassen konnte. Der mechanische Theil der Physik ist darin ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erschienen, als die Erfindung der Elektrisirmaschine die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die gewaltigen Aeußerungen der Elektrizität hinlenkte. Muschenbroeck hatte eben die Wirkung der leidener Flasche empfunden — und die Relation von diesen merkwürdigen Erscheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre später, als wenn sie eben stattgefunden hätten. Schon in Helsingör hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetische Stäbe besaß, das Spiel der Anziehungen und Abstoßungen gewiesen, und wie die schwebenden Stäbe nach Norden zeigten. Wie geheimnißvoll erschien mir diese inhaltsschwere, stumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um diesen herrlichen Besitz. Ich konnte, was ich dort zum ersten-

mal gesehen, nicht vergessen, und als Krüger mich jetzt von den magnetischen Kräften unterrichtete, suchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft bei mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erste Gelegenheit, die größeren Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelstange Papierschnitzel anzog, wenn ich ein Glas anhaltend so lange reiben konnte, bis ich das Knistern hörte. Es liegt ein hoher Reiz in diesen ersten Kenntnissen, die man erwirbt, zumal dann, wenn wir ihren Besitz mühsam durch Selbstthätigkeit erlangen, wenn sie uns nicht aufgedrungen werden. Diese Armut der Kenntnisse, mit dem Streben nach Erweiterung verknüpft, ist mit einer lieblichen Unschuld gepaart; wir lieben die wenigen Gegenstände, die uns beschäftigen, ohne uns zu quälen, und werden allmälig in den immer größern Umfang des Wissens hineingezogen; aber jene genußreiche Unschuld des Anfanges geht nur zu bald verloren.

Diese Beschäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unscheinbaren Gegenstände, welche ich sammelte, hatten für die Brüder

nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; die vertrauten Unterhaltungen mit der kranken Mutter waren ganz anderen Inhaltes, weder Mitschüler noch Lehrer hatten eine Ahndung von meinen kindlichen Naturstudien, und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren und meine Zweifel lösen konnte. So besaß ich ein eigenes, tiefes Geheimniß; ich sah mich durch diese Beschäftigung schon frühzeitig in eine genußreiche Einsamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband — jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfassen suchte, und jene stillen Bemühungen, sie im Einzelnen zu ergründen, schlossen mich von der Umgebung aus. Dieses Geheimniß ahndete Niemand, denn es stand in seltsamen Kontraste gegen meine äußere Beweglichkeit, die jetzt immer mehr, immer gewaltiger sich entwickelte. Ueber alle anderen Gegenstände ließ ich mich gern ausführlich vernehmen; ich fiel nicht selten durch weitläufige Reden und Belehrungen meiner Umgebung beschwerlich; ein jeder mußte glauben, daß ich nichts verheimlichen, kein Gefühl verschließen, keinen Gedanken verschweigen könnte: aber je offener ich sonst war

deſto ſicherer blieb mein eigentliches Geheimniß verborgen, mußte es bleiben, denn was ich zeigen konnte, was ich mitzutheilen vermochte, war zu dürftig; für den Zuſammenhang aber, welchen ich ahndete, fand ich keinen Ausdruck. Dieſe Neigung war jahrelang genährt worden und gewachſen, ſie hatte dadurch eine Stärke gewonnen, die beſtimmt war, meiner ganzen Zukunft eine unerwartete Richtung zu geben, ohne daß Eltern, Lehrer oder Brüder ihre Bedeutung ahndeten.

Aber noch in einer andern Richtung ſollte ich in dieſer, für meine geiſtige Ausbildung ſo reichen Zeit erregt werden. Ich lebte jetzt in einer Stadt, die vormals ſo merkwürdig dageſtanden hatte; dieſe alten Mauern waren Zeugen der größten Begebenheiten geweſen, die in längſt verfloſſenen Jahrhunderten mein Vaterland verherrlichten. In einem flachen, fruchtbaren, ſtark bevölkerten Lande verſchwinden leicht und ſchnell die Spuren der Vergangenheit. Wo früher Straßen ſtanden, lag jetzt Acker und Wieſe; aber der alte bedeutende Umfang der Stadt wurde dem Knaben gezeigt. Man nannte Dörfer in der Nähe derſelben, die früher Theile von ihr geweſen waren, und

gegen Osten sah man noch Wälle und Gräben, jetzt mit Gras, Bäumen und Schilf bewachsen, eingesunkene Räume, in Morast verwandelt. In diesen Gegenden wanderte ich oft und versetzte mich in jene Zeiten unserer mächtigen Könige, in die Tage der Waldemare und des großen Erzbischofs Absalon. Diese letztere, merkwürdige Gestalt aus der schönsten Zeit des dänischen Reichs, als Vertrauter eines großen Königs, als siegreicher Feldherr gegen die Wenden, als Zerstörer von Arkona, als Oberhaupt der Kirche, als Beschützer der Gelehrten und Freund des berühmten Saxo, welcher seine Thaten verewigte, gleich ausgezeichnet, hat für mich noch ein näheres Interesse. Meine mütterliche Familie — Bang — war eine der ältesten im Lande; zu verschiedenen Zeiten hatte sie in der Geschichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und sie behauptete von dem uralten Stamme entsprossen zu sein, der durch Absalon verherrlicht wurde. Als ein Beweis diente das Familienwappen, welches meine Mutter noch führte. Absalon hatte zuerst Kopenhagen gegründet und nach sich Axelstadt genannt. Sein Familienwappen wurde das Wappen der neuen Stadt und ist es geblieben,

und dieſes iſt das nämliche, welches die Bange noch heute führen. Ein beſonderes Ereigniß ſollte die bedeutende Verwandtſchaft uns näher rücken. Der Kantor bei der alten Domkirche hatte mit unſäglicher Mühe eine Schrift in mehreren Quartbänden ausgearbeitet, welche die Lebensbeſchreibungen aller Prediger und Rectoren, die funfzig Jahre lang ihr Amt verwaltet hatten, enthielt. Bei ſeinen mühſamen Unterſuchungen fand ſich, daß die Bange vorzüglich reich waren an ſolchen Greiſen, die der geliebte Gegenſtand ſeiner Schrift waren, und ſein Intereſſe für dieſe Familie bewog ihn daher, dem Urſprunge derſelben nachzuforſchen und eine Stammtafel zu entwerfen. Er ſuchte zu beweiſen, daß dieſer Stamm in gerader Linie von Esbern Snare, Abſalons Bruder, einem ausgezeichneten Feldherrn jener bedeutenden Zeit herſtamme, und den Band ſeiner weitläufigen Schrift, welcher dieſe Unterſuchungen enthielt, ſchenkte er meiner Mutter, als Glied dieſer durch ihn verherrlichten Familie. Hier ſahen wir Kinder nun unſere Namen gedruckt, als Mitglieder eines der bedeutendſten Geſchlechter des Landes; wie viele Grafen und Freiherrn, Biſchöfe, Geſandte und andere mächtige Männer aus dieſem

Stamme hervorgegangen waren, fand ſich weitläufig angezeigt. Ein Bruder meiner Mutter, der in Kopenhagen eine hohe Stelle bekleidete, hatte den vergeſſenen Adel ſeiner Vorväter erneuern laſſen; wie denn Bürgerliche, ſelbſt wenn ſie den Adel gering zu ſchätzen vorgeben, nur zu gern jede Gelegenheit ergreifen, um zu beweiſen, daß ſie auch auf irgend eine Weiſe Anſpruch auf adlige Herkunft machen dürfen. Mir aber war der Gedanke, daß ich von Esbern Snare herſtamme, bei weitem der wichtigſte, und die Neigung, genauer mit den früheren Schickſalen meines Vaterlandes bekannt zu werden, ließ mir keine Ruhe. Der Unterricht in der Schule befriedigte mich gar nicht. In den alten Räumen des ehrwürdigen Schulgebäudes, die ohne allen Zweifel ſelbſt Zeugen vieler bedeutender Ereigniſſe, vieler wichtigen Beſchlüſſe einer mächtigen Zeit geweſen waren, vernahm man nichts, was auf irgend eine lebendige Weiſe an die große Vergangenheit erinnerte. Ein dürftiger Auszug aus Suhms däniſcher Geſchichte konnte die Begierde, jene glänzenden Epochen, deren dort erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, wohl erregen, aber nicht befriedigen. Wie glücklich ſchätzte ich mich daher,

als Christiani's und Gebhardi's voluminöses Werk über die dänische Geschichte, als ein Theil der allgemeinen Weltgeschichte, mir in die Hände fiel. Dieses Werk ist nichts weniger, als unterhaltend; aber meine Helden und ihre Thaten fand ich, nach Saxo ausführlich beschrieben, und die kindliche Phantasie wußte die Gegend umher mit ihnen zu beleben — ich sah die alte Stadt in ihrer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Einige wichtige Begebenheiten, wie die Ermordung des herrlichen Knud Lawards, sind mit umständlicher Anschaulichkeit erzählt, und dieses furchtbare Ereigniß zog mich um so mehr an, als der geliebte Esbern Snare, den ich nun einmal wie einen näheren Verwandten betrachtete, bei dieser Gelegenheit eine so glänzende Rolle gespielt, weil seine ritterliche Tapferkeit, seine Treue und Hingebung sich hier bewährt hatten. Dieses Studium war mir um so theurer, da es allgemeine Theilnahme fand. Die Mutter, die Brüder, die ältere Schwester horchten auf meine Erzählungen, und was sie vernahmen, erhielt als eine Familiensache ein höheres Interesse.

Mir aber war diese Beschäftigung doppelt wichtig. Was ich durch die Lehrer nie vernommen hatte,

das räthſelhafte Geſchick der Völker, der Geſchlechter, trat dämmernd vor meine Seele. Das Wachsthum, die Blüte, und den, meinem Vaterlande in früheren Zeiten drohenden Untergang, konnte ich verfolgen, und daß eine jede Veränderung mit Blut bezeichnet war, erfüllte mich mit Grauen. Aber faſt wie Mährchen klangen mir dieſe Erzählungen, wenn ich ſie mit der friedlichen Ruhe verglich, mit der ſtillen Ordnung des Gewöhnlichen, wie ſie faſt ein Jahrhundert lang gedauert hatte, und ſo für immer gegründet erſchien. Oft zwar fühlte ich mich von einer unruhigen Sehnſucht nach einer bewegteren Zeit ergriffen, oft träumte ich von Kriegen und Schlachten, von ſeltſamen Ereigniſſen, die ritterliche Tapferkeit, Treue, hingebende Liebe in Anſpruch nahmen, und jene weichliche Zärtlichkeit, die ſich in die eigenen Gebilde hineinſpinnt, jede ernſte Thätigkeit lähmt, anſtatt ſie anzuſpornen, und die ſpäter, durch ſo Vielerlei genährt, immer mehr überhand nahm, fing an auch mich anzuſtecken. Ich verſetzte mich in ſolche erdichtete Lagen, ließ Greuel allerhand Art um mich entſtehen, Eltern und Brüder in drohender Gefahr ſchweben, und ich war dann der Held, der ſie rettete. Ich konnte, von ſol-

chen Dichtungen ergriffen, mich in Thränen baden. — Aber die frische Kindheit, die nie ruhende Begierde des erwachten Wissens, und eine geheime Schaam, die mich hinderte, solchen Träumen ernsthaft nachzuhangen, hemmten die Ausbildung dieser krankhaften Richtung.

Für den aufgeregten Knaben wurde aber jetzt besonders die große Domkirche überaus wichtig. Die Schule war seit uralten Zeiten dieser Kirche angeschlossen, welche für das merkwürdigste Gebäude des ganzen Landes gilt. Aus der schönsten Zeit des Mittelalters herrührend und in einem großartigen Stile gebaut, enthält sie die Grabmäler aller königlichen Geschlechter Dänemarks, die seit mehreren hundert Jahren regiert haben, bis auf unsere Tage. Die Knaben, welche sich alle Freitage und Sonntage in dem Chore vor dem Altare versammeln mußten, wo sie die Sitze der damaligen Domherrn einnahmen, sahen vor sich, in der Mitte des Chors, den großen, schwarzen, marmornen Sarg der Königin Margaretha, unter deren Zepter sich das tief gesunkene Reich zu heben begann, der Stifterin der kalmarischen Union, die hundert und fünfundzwanzig Jahre lang die drei

ſcandinaviſchen Reiche vereinigte — eine Zeit, die den Dänen glorreich erſcheint, obgleich ſie unheilbringend für alle Theile war. Große Gewölbe, durch eiſerne Gitter verſchloſſen, zeigen die marmornen Denkmäler der neuern Könige; die untern Räume hingegen enthalten die Gräber vieler älteren Fürſten. Ich wußte mich bei dem Kantor — ſchon als ein Glied des Bangſtammes — beliebt zu machen, obgleich ich ſo wenig Stimme hatte, daß ich von ſeinem Unterricht im Geſange ausgeſchloſſen blieb. Ich ſchlich oft mit ihm in die untern Gewölbe, wenn ſie für Durchreiſende geöffnet wurden, und bald war ich mit dieſen Denkmälern vertraut.

So fühlte ich mich denn von allen Seiten angeregt, und was ich trieb, geſchah in großer Einſamkeit. Die Lehrer miſchten ſich nicht darein, und neben den Schulaufgaben, die nie bedeutend waren, erweiterte ſich die Welt meiner Selbſtſtudien immer mehr. Das geſchichtliche Studium wurde mir beſonders dadurch wichtig, daß es mir die größeren Verhältniſſe des Lebens aufſchloß und mir zeigte, was Kraft, Muth und Kenntniſſe vermögen, und wie wohl öfter Menſchen, deren Abkunft in Dunkelheit gehüllt

iſt, zu großen Dingen berufen ſind. Die höchſten, die reinſten Entſchlüſſe bewegten das kindliche Gemüth. Für die Wahrheit, das Recht und die Wiſſenſchaft zu leben, zu ſtreben und thätig zu ſein, ſchien mir ein ſchönes, heiteres, beneidenswerthes Loos. Es war damals eine anmuthige, friedliche Zeit; in der Geſchichte ſchlummerten noch die dämoniſchen Kräfte, welche das Menſchengeſchlecht in Verwirrung ſetzen ſollten; die freundliche Umgebung ließ keine Ahndung von dem, was ich ſpäter erleben ſollte, in mir aufkommen, und noch waren mir die lockenden Leidenſchaften der Sinnlichkeit und Ruhmſucht fremd. Oft ſtellte ich Selbſtprüfungen an; ich zog mich dann, beſonders während der Ferien, zurück, um den täglich heranwachſenden Schatz meiner Kenntniſſe zu überſehen, und meine Freude bei dieſem Geſchäft war ſo rein und ungetrübt, wie ich ſie ſpäter ſelten genoß. Wenn auch irrige Anſichten in der Seele des ſich ſelbſt überlaſſenen Knaben aufſtiegen, ſo konnten ſie doch kaum Wurzel faſſen. Unbefangen und offen für jede Belehrung der Schriftſteller, wurde gefährliche Einſeitigkeit vermieden, und der Geiſt der Zeit, wie er mir damals erſchien, ſchloß das gar zu Auf-

fallende, Barocke, ſchroff Originelle aus. Was von der Art in mir dämmerte, fand noch keinen beſtimmten Ausdruck, und war mir ſelbſt ein Geheimniß.

Eine Unterhaltung theilte ich mit meinen Brüdern. Die Richardſonſchen Romane, und vor Allem Fieldings Tom Jones beſchäftigten uns lebhaft; Tom Jones war unſer Liebling. Was das Buch Gefährliches enthält, konnte uns noch nicht ſchädlich werden; aber der jugendliche, fröhliche, offene Held erſchien uns als ein Muſter, während Bliſil in unſern Augen das Bild einer gemeinen Seele, eines Spießbürgers, eines verächtlichen, beſchränkten Menſchen ward, und der Eindruck dieſes Buches auf mein jugendliches Gemüth war ſo tief, daß er, irre ich nicht, einen bedeutenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat.

Es fehlte mir auch nicht an Gelegenheit, mich unter meinen Mitſchülern, ja unter den Freunden meines Vaters bemerkbar zu machen. Die Söhne der Honoratioren vereinigten ſich im Sommer zum Vogelſchießen. Viele Sorgfalt wurde auf die Flitzbogen verwandt, die Prämien waren verhältnißmäßig bedeutend — und die Feſtlichkeit, welche ſich jeden Monat

einmal erneute, fand abwechſelnd in den Häuſern der verbündeten Familien ſtatt, und ſchloß mit einem ungewöhnlich glänzenden Mahle, ward aber jedesmal mit einer Rede eröffnet. Ich war der alleinige Redner, und das ſchien mir natürlich. Die Eltern ließen es geſchehen, keiner meiner Mitſchüler wollte mit mir wetteifern, und ſo ſchrieb ich die Reden und trug ſie mit vieler Wärme vor. Ich erinnere mich des Inhalts dieſer Reden kaum; man ſchien ſie gern zu hören, auch die Eltern der Knaben horchten auf die Belehrungen des jungen Redners; aber das nachfolgende Schießen, die Fröhlichkeit, die Freuden des feſtlichen Mahles verdrängten bald jede Erinnerung an den ernſthaften Anfang, und kaum dachte ich ſelbſt an eine Arbeit, die mich mehrere Tage anhaltend beſchäftigt hatte. Nur eine Rede, die mehr als gewöhnlich Aufmerkſamkeit erregte, behielt ich lange. Sie handelte von den Pflichten der Könige und der Patrioten, war in dem Sinne der damals dämmernden Zeit, die ſpäter ſo große Erſchütterungen hervorrief, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit abgefaßt, wurde lebhaft vorgetragen, und muß ſich in dem Munde eines dreizehnjährigen Knaben ſeltſam

genug ausgenommen haben. Mein Vater beſonders war mit dieſer Rede überaus zufrieden, und in der That, ihm verdankte ich auch vorzüglich dieſe Richtung. Talentvoll, lebendig, mit ſeiner Lage unzufrieden, glaubte er, oft nicht ohne Grund, ſich über den Druck der Mächtigen beklagen zu dürfen, und that es nicht ſelten mit der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Seine Klagen nahmen dann oft eine allgemeinere Wendung; von der Willkür höherer Behörden und dem Stolze des Adels, von dem Uebermuthe der Reichen und der Begünſtigung Unfähiger, von den drückenden Verhältniſſen der Bürger und der Laſt der großen ſtehenden Heere, von allen jenen Aeußerungen der Unzufriedenheit, die ſpäter die Welt und mich ſelbſt, oft wohl mehr als billig, in Bewegung ſetzten, hörte ich nun zum erſtenmal reden, und die dunkeln Vorſtellungen davon verwebten ſich mit den feurigen Entſchlüſſen zukünftiger Thätigkeit, und trugen ohne allen Zweifel dazu bei, ein Ereigniß hervorzurufen, welches in der Schule eine große Gährung verurſachte und mir und meinen Brüdern, ja ſelbſt meinem Vater, hätte gefährlich werden können. Ich darf es nicht verſchweigen, obgleich der Schluß, den man

daraus ziehen möchte, mir vielleicht unvortheilhaft sein wird, ja mit meinem Leben, wie ich es hier dargestellt habe, in Widerspruch zu stehen scheint. Die Schule war in fünf Klassen eingetheilt, die von unten gezählt wurden, so daß die fünfte Klasse den höchsten Rang einnahm. In einem sehr großen gewölbten Saale des Erdgeschosses waren alle Klassen versammelt, und eine hölzerne, blau angestrichene Wand, am obern Ende desselben, trennte ein Viertheil, für die höchste Klasse bestimmt, von den übrigen Abtheilungen. Der untere, größere Theil des Saales war durch brusthohe Verschläge in vier Räume für die vier untern Klassen getheilt. Ein Kreuzweg trennte sie.

Die Schüler pflegten sich fast eine Stunde vor dem Anfange des Unterrichts zu versammeln. Diese Zeit wurde zum Spielen benutzt. Die meisten trieben sich auf dem Kirchhofe, wenige zwischen den Bänken, und einige auf den Gängen umher. Hier wurde mancher muthwillige Streich ersonnen, der die Einwohner des Städtchens beschäftigte und noch öfter verdroß; hier bildete sich eine eigene, kleine Welt aus, die, inmitten der Ungebundenheit, ihre feste Regel hatte. Besonders aber herrschte seit uralten Zeiten,

so festbegründet wie das Ansehen der Lehrer, eine strenge Unterordnung, die nie verletzt werden durfte. Die Klassen waren in zwei Bänke getheilt, wer den obersten Platz einnahm, wurde Dux genannt, und die Schüler seiner Bank mußten ihm gehorchen. Jeder Schüler einer höheren Klasse hatte das Recht, die Räume der niedern zu besuchen; aber nie durfte ein Schüler der niedern Klasse in eine höhere hineintreten. Besonders aber war das Ansehen der höchsten Klasse überaus mächtig, und die Schüler der Meisterlectie (Mesterleren), wie sie genannt wurden, übten eine unbeschränkte, ganz willkürliche, oft höchst drückende Tyrannei über alle anderen Klassen aus. Sie mengten sich in alle Streitigkeiten und entschieden nach Gutdünken; sie theilten Strafen aus, haßten und begünstigten, wen sie wollten, und an eine Appellation war nicht zu denken. Eine Klage bei dem Lehrer wäre Hochverrath gewesen.

Während nun die begünstigten Schüler sich lustig herumtrieben, die verhaßten, zu ihrem Verdrusse, auf ihren Schauplätzen durch den strengen Befehl der Gebietenden festgehalten wurden, während hier gespielt, dort gefochten, an einem andern Orte berathschlagt

wurde, waren regelmäßig Posten ausgestellt, um die Ankunft der Lehrer, die theils in dem Schulgebäude selbst, theils in der Nähe wohnten, früh genug anzusagen. Die Schüler dieser Klasse eilten dann herbei, während die übrigen sich noch herumtrieben. Die Lehrer der untern Klassen erschienen zuerst, so daß ich, der ich in der ersten Klasse meinen Platz hatte, schon beschäftigt war, wenn der Rector erschien. Dieser war ein strenger, ernsthafter Mann, ein Bruder des auch in der gelehrten Welt bekannten Arztes Sarborf. Er hatte den Titel als Justizrath und sah einem vornehmen Weltmanne ähnlicher, als einem Schullehrer. Er war in dem ganzen Städtchen hoch verehrt, wurde zu den ausgezeichnetsten Honoratioren gerechnet, und alle Schüler betrachteten ihn mit achtungsvoller Furcht. Wenn er, nachdem der Unterricht in den untern Klassen schon angefangen hatte, durch den Saal schritt und hinter der Doppelthüre verschwand, erschien er mir so würdig, der höhere Unterricht der höchsten Klasse so bedeutend, daß es mir wie ein Mysterium vorkam, und ich von dem, was hinter dieser dünnen Wand, an welche ich mich lehnte, gelehrt wurde, die wichtigsten Aufschlüsse über manchen Zweifel, der mich quälte, erwartete.

An den Spielen und Unternehmungen der Vorstunde nahm ich selten Antheil, obgleich ich Dux der untern Bank war, und also einige Autorität auszuüben hatte. Meine Selbststudien ließen mir wenig Zeit für die Aufgaben der Schule, und gewöhnlich waren diese auch nicht so schwierig, daß sie viele Zeit erfordert hätten. Ich benutzte daher fast immer die Morgenstunden zur Arbeit, und trat genau zu der für den Unterricht angesetzten Stunde in die Schule. Obgleich ich selbst auf diese Weise den willkürlichen Mißhandlungen der Schüler der höchsten Klasse weniger ausgesetzt war, hatte ich dennoch Gelegenheit, sie gegen andere ausüben zu sehen. Ich will nicht behaupten, daß sie immer unrecht handelten; die Autorität selbst erzeugt ein Gefühl von Gerechtigkeit, welches da, wo keine Leidenschaft es verblendet, auch auf jugendliche Gemüther seinen Einfluß behauptet. Ja, man dürfte wohl mit Recht sagen können, daß diese Einrichtung, natürlich, wie sie entstanden war, sich nicht so lange erhalten haben würde, wenn sie nicht eine lobenswerthe Seite gehabt hätte. Ich war aber einigemal Zeuge offenbarer Mißhandlungen kleiner Knaben gewesen. Die Schwäche der Kinder, die

kein Gehör fanden, der Mißbrauch einer rohen Gewalt, wo sie keinen Widerstand finden konnte, empörte mich. Einigemal, wo ich den Vermittler abgeben wollte, wurde ich verächtlich abgewiesen und mußte mir gestehen, daß ich gegen diese Gewalt nichts vermochte. Aber Auftritte der Art erschütterten mich, ich zitterte dann vor Ingrimm, und nichts konnte mich trösten. Da entstand der Entschluß in mir, alle unteren Klassen gegen die erste zu vereinigen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß sie, mit einander verbunden, dieser Trotz bieten konnten. Ich versammelte die acht Vorgesetzten (duces) der Klassen, stellte ihnen lebhaft die Anmaßung der Mitschüler vor, und wie es in unserer Gewalt stände, sie zu demüthigen. Sie zitterten, als sie meinen Vorschlag hörten, und ihre Angst, ich will es gestehen, äußerte auch ihren Einfluß auf mich. Aber, wie es wohl bei ähnlichen, wichtigern Gelegenheiten zu geschehen pflegt, ich sah ein, daß ein so gefährlicher Versuch, einmal gewagt, doppelt nachtheilig wird, wenn man ihn aufgiebt — und meine feurige Beredsamkeit, die jetzt den zweifachen Zweck hatte, die eigene Furcht zu dämpfen und die Zuhörer zu entflammen, drang wirk-

lich durch. Die erhitzten Knaben verſammelten ihre Untergebenen, alle ſchienen begeiſtert, und das Geheimnißvolle, Gefährliche und Neue, das Gefühl, Theilnehmer einer Verſchwörung zu ſein, übte einen großen Reiz über ſie aus, der noch dadurch erhöht wurde, daß ein Jeder, wenn die Unternehmung mißlang, ſich hinter die Uebrigen zu verſtecken und ſo aller perſönlichen Verantwortung zu entgehen, wenn ſie aber gelang, alle Vortheile einer unbeſchränkten Freiheit zu gewinnen hoffte. Nicht erwachſene Aufrührer allein, ſondern auch Knaben kennen dieſe Gefühle, in welchen Feigheit und Muth inniger verbunden ſind, als man zu glauben gewohnt iſt.

Es war ausgemacht worden, daß bei einer Gelegenheit, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere, der allgemeine Aufſtand ausbrechen ſollte. Aber die Verbündeten waren Kinder, unvorſichtige Aeußerungen machten die Schüler der erſten Klaſſe aufmerkſam, ſie horchten, fragten, und bald war alles verrathen, der Aufſtand gedämpft und ich als der Urheber genannt.

Mein jüngerer Bruder war eines Morgens, früher als ich, in die Schule gegangen — die große Unternehmung lockte ihn — ich aber, wie gewöhnlich,

noch mit meinem Schulpenſum beſchäftigt, zu Hauſe geblieben. Eben wollte ich nun auch fortgehen, als ich meinen Bruder, todtenblaß, auf dem entblößten Kopfe eine klaffende Wunde, aus welcher das Blut über das Geſicht floß, lautſchreiend in das Haus ſtürzen ſah. Eine Menge Menſchen waren ihm theilnehmend und entrüſtet gefolgt und verſammelten ſich vor dem Hauſe. Mein Vater war noch nicht ausgegangen; ich folgte dem Bruder, vor Schrecken erſtarrt, als er zu ihm hineinging. Er, meine Mutter, ſahen den verwundeten Knaben mit Entſetzen an; nur mit Mühe erfuhr mein Vater, was geſchehen war. Nie ſah ich eine ähnliche Wuth; ſein Geſicht glühte, die Stimme ſchwankte, mir gebot er in abgebrochenen Worten zu Hauſe zu bleiben, ergriff meinen Bruder, ohne auf die ängſtlich rufende Mutter zu hören, und eilte mit ihm, wie er war, durch ein paar kleine Straßen bis zu der Wohnung des Rectors, von dem erſtaunten, und bei dem Anblick des verwundeten Knaben entrüſteten Haufen begleitet. Der Rector war in der Schule und mußte gerufen werden; die Folgen des Geſpräches mit ihm erfuhr ich auf eine für mich erſchütternde Weiſe.

Den Tag darauf, als ich allein ohne meinen Bruder in die Schule trat, herrschte eine allgemeine ängstliche Stille, ein jeder Knabe saß auf seinem Platze, man hörte keinen laut sprechen. Kein Schüler der ersten Klasse ließ sich sehen, die Thüre blieb verschlossen, die Stunden waren ausgesetzt. Wir ahndeten nur dunkel, daß etwas Außerordentliches vorbereitet würde. Mit mir wagte keiner zu sprechen, und ich selbst war von einer tiefen Angst ergriffen. Der zweite Morgen fing wie der erste an, aber jetzt schritten die Schüler der höhern Klasse mürrisch durch den Saal und verschwanden stillschweigend hinter der verschlossenen Thüre. Schon hatte der Unterricht in den untern Klassen angefangen, als der Rector, von dem Conrector und einem dritten, dessen verhängnißvolles Aussehen uns Schrecken einflößte, begleitet, erschien, und kaum war die Thüre der ersten Klasse hinter ihnen geschlossen, als sie wieder hervortraten. Alle höheren Schüler mußten sich in dem breiten Kreuzgange aufstellen, der Rector und seine Begleiter standen mit feierlichem Ernste in der Mitte des Saales, und nun fing der erstere an, was geschehen war, in ruhigen Worten zu erzählen. Auch von unserer

kindiſchen Unternehmung war die Rede und ich ſaß zitternd da; doch wurde mein Name nicht genannt. Er tadelte mild, daß wir uns nicht an die Lehrer gewandt, gab uns aber Recht, daß wir den Uebermuth der Mitſchüler nicht länger geduldig hatten ertragen wollen. Als er der Mißhandlung meines Bruders erwähnte, wurde ſeine Rede immer ſtrenger, zuletzt klang ſie — mir wenigſtens, der ich in banger Erwartung hinhorchte — furchtbar. Jetzt wurde der unglückliche Schüler, welcher meinen Bruder verwundet hatte, vorgeführt, der eine Begleiter des Rectors, mit einer ſchweren Ruthe bewaffnet, näherte ſich ihm, und die harten Schläge, welche er empfing, doppelt fühlbar, weil der arme Jüngling durch die Art der Strafe ſich auf immer beſchimpft fühlen mußte, klangen in den weiten Räumen wieder. Eine jede öffentliche Strafe hatte von früher Kindheit an für mich etwas Entſetzliches, mein innerſtes Weſen Zerreißendes; ich mochte nie Zeuge einer ſolchen Beſtrafung ſein. Jetzt war ich es zum erſtenmal — freilich gezwungen — und mußte mir leider geſtehen, daß ich die Veranlaſſung der Verwundung meines Bruders und dieſer beſchimpfenden Züchtigung war. Alle Kna-

ben weinten, denn so weit die Erinnerung reichte, hatte man keinen solchen Auftritt erlebt in der Schule. Ich glaubte aller Augen auf mich gerichtet, ich fand mich so schlecht, meine Unternehmung so tadelnswerth! — Ein jeder Schlag traf mich. Wie ganz anders hatte ich mir den Erfolg gedacht, als ich den Entschluß faßte, der mir so herrlich dünkte.

Viele Tage vergingen unter großer Furcht; die Wunde meines Bruders heilte bald, aber die empörten Schüler waren wüthend. Als mein Vater eines Abends im Dunkeln ausging, stieß er an einen Faden, der quer über die einsame Straße gespannt war. Man erwartete wohl, daß er stürzen würde, und wollte dann wahrscheinlich unerkannter Weise über ihn herfallen. Mein Verhältniß zur Schule, mein ganzes bisheriges, innerlich zufriedenes Dasein war gestört. Zwar wagte keiner mich anzugreifen, denn ein achtzehnjähriger Isländer, ausgezeichnet durch seine körperliche Stärke, die ihn auch auf der Universität berühmt machte, wie alle Isländer, ein starker Lateiner, aber in allen übrigen Fächern zurück, saß neben mir in der Klasse und hatte mich liebgewonnen. Er hatte keinen Antheil an meiner kindischen Unterneh-

mung genommen, mich vielmehr davor gewarnt; dieser erklärte jetzt, daß ein jeder, der mich anzugreifen wagte, es mit ihm zu thun haben würde, und diese Erklärung gab mir völligen Schutz. Doch war es ein Glück, daß eben um diese Zeit mein Vater nach Kopenhagen versetzt wurde; wir verließen mit Freuden das Städtchen.

Indem ich diese Kleinigkeiten aus meiner Kindheit erzähle, fühle ich es wohl, daß ich zu unbedeutend bin, um das Interesse besonnener Leser für solche Ereignisse in Anspruch nehmen zu dürfen. Aber wie vermag ich es, den Mittelpunkt meines Daseins hervorzuheben und darzustellen, oder, sollte dieses unmöglich erscheinen, wenigstens anzudeuten, wenn die Peripherie unbekannt bleibt? So ist es mir auch klar, daß die wenigen, noch Lebenden, die etwa sich eines Knaben erinnern, der damals ihnen bekannt war, vielleicht ihre Zuneigung genoß, mich kaum in diesem Bilde wieder erkennen werden. Die leichte Beweglichkeit, mit welcher ich jeden Eindruck aufnahm und wiedergab, der heftige Jähzorn, welcher mich oft befiel, sich mehr in Worten, als in Thaten äußerte und schnell verflog, ließ den sinnenden Knaben mit

seinem stillen Ernste nicht vermuthen. Man traute dem so rasch Ergriffenen, in steter Unruhe sich Bewegenden, keinen festen Entschluß zu, und daß ein geheimes, tiefes Streben sich hinter der mehr als offenen, oft unbesonnenen, der Umgebung beschwerlichen Redseligkeit verbergen könnte, mochte Niemand glauben.

Ich kann diesen Widerspruch meines Daseins, der wohl bei keinem Menschen ganz fehlt, an mir aber so schneidend hervortritt, nicht in der Kürze entwickeln, ohne mißverstanden zu werden. Es muß hinreichen, ihn angedeutet zu haben; aber eine Beschäftigung, die mich ein paar Monate hindurch fesselte, darf ich, bevor ich mich zu der tieferen ernsthafteren Seite meines damaligen Lebens wende, nicht mit Stillschweigen vorübergehen lassen; denn in der That schienen die zwei Jahre in Roeskilde alle Keime meiner Zukunft zu enthüllen. Sie waren in ihrer äußeren, scheinbaren Dürftigkeit, die reichsten meines Lebens.

Daß ich Romane zu schreiben anfing und keinen zu Ende brachte, ist kaum der Erwähnung werth. Die oben erwähnten Werke von Richardson und Fielding erweckten, wie gewöhnlich, die Nachahmungssucht,

die kein Zeugniß einer urſprünglichen Anlage abgiebt. Bedeutend erſcheint es mir, daß ich ein Wochenblatt ausarbeitete, zunächſt wohl nur beſtimmt, von einigen Schulfreunden, von den Geſchwiſtern und vorzüglich von der Mutter geleſen zu werden. Der Vater wird aber die erſten Nummern ſeinen Freunden gezeigt haben; als Erzeugniſſe eines dreizehnjährigen Knaben mußten ſie, als des Beifalls auch älterer, beſonnener Männer nicht unwürdig erſchienen ſein, und ſo circulirten ſie, durch einen Kalligraphen reinlich abgeſchrieben, unter den Honoratioren des Städtchens. Ich hatte das Vergnügen, welches Goethe ſo hoch anſchlägt, meine Ausarbeitungen in zierlicher Abſchrift zu leſen; und daß ſie auch mir, in ſo anmuthiger Form, bedeutend und der Aufmerkſamkeit werth erſchienen, iſt natürlich. Aber ich durfte mich auch als Schriftſteller betrachten, und die Neigung, mich für eine ſolche Beſtimmung auszubilden, faßte damals tiefe Wurzel. Es war die urſprünglichſte, natürlichſte Art, wie, vor der Erfindung der Buchdruckerei, die Schriftſtellerei überhaupt entſtand. Von den engeren Kreiſen der Freunde gepflegt, bahnte ſich das Gedachte, Ausgearbeitete in mehr oder weniger abgeſchloſſener

Form Dargeſtellte allmälig die Bahn; das weniger Bedeutende entſtand und ſtarb in der engen Umgebung, nur das Gediegene erwarb ſich einen bleibenden Platz in der Geſchichte. Jetzt drängt ſich alles Geſchriebene unmittelbar, unreif, wie es iſt, aus der ſtillen Kammer in das grenzenloſe Gewühl der Literatur und das Mittelmäßigſte will ſeinen Platz neben dem Bedeutendſten behaupten, ja nicht ſelten gelingt es jenem, wenigſtens eine Zeit lang, dieſes zu verdrängen.

Mein Wochenblatt enthielt rührende Erzählungen in der damaligen, von England zu uns herübergepflanzten Art (die literariſche Bewegung in Deutſchland war mir völlig unbekannt), Gedichte, aber auch ernſte Betrachtungen, meiſt religiöſen Inhalts. So erinnere ich mich, daß beſonders ein ſolcher Aufſatz, veranlaßt durch die Confirmation meines älteſten Bruders, rein aus dem Innerſten eines religiös bewegten Gemüthes entſprang und vielen Beifall fand.

Dieſe Arbeit fiel in die letzten Monate unſeres Aufenthalts in Roeskilde. Fünf bis ſechs Wochen lang arbeitete ich fleißig und zur Zufriedenheit meiner Lehrer. Man konnte aber das Wochenblatt als ein

Erzeugniß der oben erwähnten Schützengesellschaft betrachten. Die Lust einiger Mitschüler, die wohl glaubten, sich mit mir messen zu können, sich ebenfalls als Schriftsteller zu produciren, ward immer lebhafter. Zwar suchte ich sie im Anfange abzuhalten, hatte wohl auch die Kühnheit, das mir Angebotene als unreif abzuweisen. Aber die Nothwendigkeit, alle Wochen ein bestimmtes Pensum zu liefern, ward dem Knaben beschwerlich, die Eitelkeit war durch den erhaltenen Beifall befriedigt. Die Lehrer, der Vater selbst, sahen wohl ein, daß eine solche Beschäftigung länger fortgesetzt nicht heilsam war. So ward ich immer lässiger, meine Kritik der dargebrachten Arbeiten ward immer milder, ich war zufrieden, wenn die Mitschüler den Bogen füllten. Das Blatt fand keine Leser mehr und hörte auf. Ist es nicht eine Erfahrung, die in der Literatur auf dieselbe Weise sich oft genug erneuerte? Ich habe sie, als Knabe, gemacht.

Von diesem Wochenblatt ist mir keine Zeile übrig geblieben. Vielleicht hat sich, durch Zufall, irgendwo ein Blatt in der Abschrift erhalten.

In Dänemark, wie in ganz Skandinavien, ist die lutherische Kirche die allein herrschende. Die Refor-

mirten, wie die Katholiken, werden geachtet, geschützt, und ich habe sie nie über Bedrückungen klagen hören; aber sie werden nur geduldet. Der sonst unbeschränkte König hat persönlich die einzige Verpflichtung, daß er lutherischen Glaubens sein muß. In meiner Kindheit fand der Unterricht — wenigstens in den Schulen, die ich zu Helsingör und Roeskilde besuchte — in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit statt, und wenn er auch nichts Erregendes hatte, vielmehr nur in einer trockenen Ueberlieferung der Glaubenslehren und äußeren Ermahnungen, die nie lebendige Theilnahme erwecken, bestand, so enthielt er doch auch nichts, was störend einwirkte, wenn das religiöse Gefühl in den Kindern durch die Gesinnungen der Eltern geweckt wurde. Ein Buch muß ich dennoch nennen, welches schon in meiner frühsten Kindheit einen tiefen Eindruck auf mich machte; es war Hübners biblische Geschichte. Die kurzen Erzählungen haben, bei aller natürlichen Naivität und Einfachheit, dennoch immer etwas in sich Geschlossenes, Kernhaftes und Anziehendes. Das Leben der Altväter erscheint in seiner reinen, erhabenen Einfalt, die Geschichte des jüdischen Volkes in ihrer Schärfe, das Evangelium

in ſeiner Lieblichkeit, ohne Prunk und ermüdende Reflection. Seit meinem ſiebenten Jahre ſah ich das Buch kaum; aber viele Stellen, die mich innerlich bewegten, hinterließen einen bleibenden Eindruck und ſchweben mir noch mit beſtimmter Klarheit vor.

Jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöſe Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht inniglich muß ich ſie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefſten Sinne des Wortes, und wenn je, ſelbſt im ſpäteren Alter, das ſtrafende Gewiſſen ſich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, ſo ſtellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig ſorgende Geſtalt vor die Seele, wie ſie, durch die Sprache einer höhern Welt ſeit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte.

Ich lebte damals jene anmuthige Zeit der Jugend, in welcher ein dämmerndes Bewußtſein über das, was die frühere Kindheit unbewußt glaubt und dunkel fühlt, aufzugehen anfängt, ohne demſelben ſeine Heiligkeit zu rauben. Die Welt und was ſie mir Ergötzliches darbot, berührte mich ſtark, aber vorübergehend, ich konnte mich in den kindlichen Genüſſen bis zum Uebermaaß berauſchen, und dann ſchien alles

Höhere in dem Taumel, der mich ergriff, vergessen und verschwunden, aber ich erwachte schnell aus diesem Rausche, der mich augenblicklich betäubte, ohne den inneren, tieferen Kern meines geistigen Lebens zu vergiften. Und der Mittelpunkt aller Liebe — meine Mutter — wie konnte ich an sie denken, ohne tief bewegt zu werden! Ein Gefühl, aus hoher, grenzenloser Achtung, unbeschränkter Hingebung und zartem Mitleiden gemischt, ergriff mich, wenn ich sie sah — ich konnte mich nach ihrem Anblick, wie nach dem einer Geliebten sehnen. Jede Bewegung, die leise Sprache der Kranken, ihre unbedeutendsten Worte übten über mich eine hinreißende Kraft aus, und die sanfteste Ermahnung, wenn sie von ihr kam, vermochte den heftigsten Zorn des Knaben zu bändigen.

Ich war schon in der frühesten Kindheit zum Geistlichen bestimmt worden, und ich betrachtete mich gern als einen zukünftigen Prediger. Die Talente, welche man mir zutraute, das innere Sinnen, meine Neigung zur einsamen Beschäftigung, schienen diese Bestimmung so natürlich zu fordern, daß nie ein Zweifel darüber entstand. Nur als das heftige, bewegliche, nach außen strebende Wesen sich immer be-

denklicher zu entwickeln anfing, erzeugte dieſe Verwandlung des ſonſt ſo zurückgezogenen Knaben die Sorge der Mutter. Dieſe Lebhaftigkeit ſchien ihr mit dem Ernſte eines zukünftigen Geiſtlichen in Widerſpruch. Ich ſelbſt bekam das oft zu hören, und von der geliebten Mutter geäußert, erregte es meine Aufmerkſamkeit, aber ich begriff es nicht. Wenn ich in meine ſtille, einſame, innere Welt verſunken war, dann ſchien ich mir ſelbſt ein anderer zu ſein, was mich vorher äußerlich bewegt hatte, war verſchwunden, und da ſolche plötzliche Aufwallungen, in der damaligen, wenn auch nicht ſchuldloſen, doch friedlichen Zeit meines Lebens, keinesweges ſtörend in die Welt eingriffen, in welcher ich mich bewegte, ſo glaubte ich vorwurfsfrei dazuſtehen. Wenn aber darauf die kindiſche Freude, die geſellige Aufregung mich erfaßte und ich mich ihr ganz und ungebunden hingab, ſchien mir dieſes wieder ſo natürlich, daß ich es mir eben ſo wenig vorzuwerfen vermochte. Ich wußte recht gut, was eigentlich Tadel verdiente. Grade in dieſer Zeit meiner Kindheit entſtand unter einigen, älteren, chriſtlich geſinnten Bürgern die Sorge, daß mit den Perücken der Geiſtlichen auch das Chriſtenthum ver-

ſchwinden würde; man tadelte einen jungen Geiſtlichen heftig, der ſich unterſtanden hatte in einem Familienkreiſe zu tanzen, und ſah in dieſen Zeichen der Zeit etwas höchſt Bedenkliches und Drohendes. Der Vater, welcher überhaupt, im damaligen Sinne, aufgeklärt war, rühmte ſolche Verſuche, die äußere Manier der Frömmigkeit zu bekämpfen, eben ſo ſehr, wie ſie von Andern getadelt wurden, und obgleich die Aufklärung meines Vaters mir manche geheime Sorge machte, neigte ich mich doch, von einem angebornen Widerwillen gegen jede äußere, nichtige, aus einer inneren Lüge entſprungene Form getrieben, zu dem jüngeren Geſchlechte, und ſelbſt die Mutter konnte in der natürlichen Veränderung der Kleidung, oder in der unſchuldigen Luſt eines ſonſt redlichen und frommen Predigers nichts Tadelnswerthes finden. Ich ahndete damals noch nicht, daß wenige Jahre ſpäter dieſer Haß gegen die äußere Manier, ihre abſtoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung — dieſer Phariſäismns der Geiſtlichkeit, der in meiner Jugend ſo grell hervortrat, auch da noch, als die neueren Anſichten zu herrſchen anfingen — ein Hauptmotiv für mich werden ſollte, dem geiſtlichen Stande zu entſagen.

In der That iſt der Haß gegen alles Kaſtenweſen, gegen jeden Formalismus eigenthümlicher Richtungen, wenn ſie ſich fixiren und ſich in ſich abſchließen wollen, wenn ſie dem lebendigen, liebevollen Wechſelverhältniſſe mit allen übrigen Richtungen des Lebens zu entſagen ſuchen, noch heute in mir eben ſo ſtark, als er es damals war. Er begründete von früher Kindheit an meine Abneigung gegen das Militair, in deſſen Mitte ich lebte, ſpäter eine Geringſchätzung der Geiſtlichen, und eine nie ganz verdrängte Oppoſition gegen den Adel. Ein früh erwachtes, deutliches Bewußtſein überzeugte mich, daß eine ſolche Abſchließung ſtets mit einer Vernichtung der edelſten Keime, welche Gott uns zur Entwickelung anvertraute, unvermeidlich verknüpft iſt.

Aber wie lebhaft der Knabe ſich auch nach außen hin bewegen mochte, nie war ſein Gemüth inniger, wahrer von der Heiligkeit des Glaubens durchdrungen, als in jener Zeit, die ihm noch immer als die friedlichſte, fröhlichſte, als das Paradies ſeines Lebens vorſchwebt. Die Mutter ahndete den nahen Tod und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erſchien ſie als ein ſchon jenem Daſein geweihter Engel, der

uns bald verlaſſen würde, zugleich aber dringend ermahnte, an den Tod zu denken, für den Augenblick zu leben, der uns allen bevorſteht, ihr aber ſo nahe war. Ich erinnere mich an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angſt ſetzten — da öffnete ſich das ſtille Heiligthum der Krankenſtube, an welche die Kranke, Leidende wochenlang und für uns unzugänglich gefeſſelt war. Wir Kinder mußten uns alle um das Krankenbett ſtellen, ich ein Gebet vorleſen; der Vater, tief bewegt, lehnte ſich an das Bette, die Mutter richtete ſich in die Höhe und die Kinder ſchluchzten. Aber wie eine tröſtende Stimme aus einer ſeligen Welt klang dann, was ſie von der nahe bevorſtehenden Erlöſung ſprach, von der Freudigkeit, mit welcher ſie dem Tode entgegen ſehe, und der Zuverſicht, mit welcher ſie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte ſich, das letzteremal an mich — wie es ſpäter in ihrer Sterbeſtunde geſchah — ſie weihte mich dem Dienſte des Herrn, ſie ſprach den Segen über mich. Die grundloſe Liebe zu meiner Mutter, die mit mir herangewachſen war, erhöhte den Eindruck einer ſolchen Rede — laut weinend ſtürzte ich auf die Knie, ich wünſchte

mit der Mutter zu ſterben — und dennoch durchdrang mich in dieſem ſchmerzlichen Augenblicke ein ſeliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht.

Von dieſer Zeit an wurde ich, auch als die gefährlichen Symptome der Krankheit nachgelaſſen hatten, öfter allein in die Stube der Mutter geführt. Was ſoll ich von dieſen Stunden ſagen, die mich mit der Mutter in eine ſo innige Verbindung brachten, daß ſie erſt mit ihrem Tode aufhörten. Womit wir die Zeit zubrachten — es war nicht Gebet, nicht Belehrung, und doch beides; ihr ſchönes, liebevolles Vertrauen löſte auch mir die Zunge, ſo daß ich zu ſprechen wagte, ihr mittheilte, was ich gelernt hatte, was mich vorzüglich anſprach, ſo wie die Zweifel, welche mich quälten. Ich erinnere mich nicht, meine Mutter je in einer überſpannten Stimmung geſehen zu haben — jene Seelenangſt, in welche der Reuige verſinken ſoll, kannte ſie nicht, oder hatte ſie längſt überſtanden; Alles, was ſie ſprach, war Friede und Freudigkeit, und ſelbſt das, in religiöſer Hinſicht nicht ganz glückliche Verhältniß zu meinem Vater, wurde auf eine ſo zarte und ſchonende Weiſe berührt, daß

ſie dadurch den geheimen Zwieſpalt, welcher ſich in meiner Seele erhoben hatte, beſchwichtigte, nie verſtärkte. Wir laſen Manches zuſammen, Gebete, Andachtsbücher: viele ſprachen mich wenig an — aber Stillings Jugend lernte ich in dieſen Stunden kennen, nicht leicht konnte eine Schrift für mich wichtiger ſein, und auch Fenelons tiefer Geiſt trat mir, wie ein höherer Genius, deſſen Bedeutung ich mehr ahndete, als begriff, entgegen.

So war das Chriſtenthum die innerſte Angelegenheit meines Lebens geworden. Ich erinnere mich, daß ich in Stunden, wenn meine Seele ganz in dem aufgegangen war, was mich durchdrang, meinen Brüdern fremd, ſeltſam vorkam, daß ſie es Verſtellung nannten — und dann wieder nicht begreifen konnten, wie ich in andern Stunden ſo ganz das fröhliche, unbefangene Kind zu ſein im Stande war. Aber ich war in beiden Lagen durchaus glücklich, und auch die Religion wurde mir jetzt der Gegenſtand eines ernſthaften Studiums. Ich habe in dieſer Zeit die ganze Bibel durchgeleſen; die Beſchäftigung mit dem neuen Teſtamente in der Schule, obgleich ſie meine Kenntniß der griechiſchen Sprache nicht ſonderlich för-

derte, lenkte meine Aufmerkſamkeit doch fortdauernd auf einen Gegenſtand, der mir ſchon ſo wichtig geworden war. Ich ſuchte mir die Hauptlehren des Chriſtenthums anſchaulich zu machen, und arbeitete lange an einem dogmatiſchen Lehrbuche, — freilich war ich während dieſer Arbeit Lehrer und Schüler zugleich. Das einzige, was ich aus dieſer glücklichen Zeit eines mannichfaltigen, inneren Lebens übrig behalten habe — iſt der Anfang einer Kirchengeſchichte, die, wie Stolbergs, mit Adam beginnen und in der gegenwärtigen Zeit endigen ſollte. Meine Quellen waren außer der Bibel, eine däniſche Ueberſetzung des Joſephus und Baſtholms Geſchichte des jüdiſchen Volkes. Das Manuſcript reicht bis zu Samuels Zeit. Noch immer erinnere ich mich, mit welcher Freude ich das Buch der Makkabäer las. Es war mir angenehm, das jüdiſche Volk aus ſeiner wunderbaren Abgeſchloſſenheit in die Mitte bekannter Völker treten zu ſehen. Ich fühlte es wohl, daß Leben, Geſinnung, Sprache ſich geändert hatten, daß jene Tiefe der Religioſität, jenes Aufgehen in einer höhern Beſtimmung, gegen welche das Volk ſich immer von Neuem und immer vergebens ſträubte, wenn auch nicht ganz

verſchwunden, doch zurückgetreten war; aber eine Empfindung durchdrang mich, der ähnlich, die uns ergreift, wenn wir einen Menſchen, mit welchem wir einſame Stunden ernſthafter Betrachtung zu durchleben pflegen, unvermuthet in eine heitere Geſellſchaft treten, und mit Andern in Streit und Frieden verkehren ſehen. Gelehrte Theologen werden lächeln, wenn ſie den ſchon alten Naturforſcher über ſeine kindiſchen, fruchtloſen, theologiſchen Studien reden hören.

Auch die Kirche, die Predigten wurden mir nun wichtig; zwar nicht diejenigen, denen ich zuweilen in der Domkirche gezwungen beiwohnen mußte. — Beiwohnen — ſage ich, denn ich erinnere mich nicht, daß ich eine einzige angehört hätte, und nur ſelten blieb ich während der Predigt in der Kirche. So ſtrenge die Schulzucht, ſo locker war die Aufſicht über uns Schüler während des Gottesdienſtes. Wir mußten uns einfinden und ſingen; der Kantor, mit dem wir ſonſt faſt in keiner Verbindung ſtanden, als daß er in Nebenſtunden Unterricht im Singen, der immer mit Nachläßigkeit betrieben wurde, und einmal wöchentlich in der deutſchen Sprache ertheilte, hatte deshalb keine Gewalt über uns, und ine ſeltſame

Geſtalt, ſeine bizarren Manieren machten ihn lächerlich. Wenn die Predigt anging, ſchlichen wir davon, um auf dem Kirchhofe zu ſpielen.

Eine Kirche, die einer Landgemeinde gehört, liegt in einer entfernten Vorſtadt von Roeskilde. Ich hörte den Prediger derſelben rühmen, und begierig zu erfahren, ob ſein Vortrag meine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte, beſuchte ich die Kirche. Wie ſehr fühlte ich mich gleich zum erſtenmal angezogen, als ich die freundlichen Züge des Redners erblickte: es war ein Mann von mittlern Jahren, der mit dem offnen, klaren Antlitz frei um ſich ſchaute; ſeine Stimme klang hell und deutlich, ſeine Gebete waren kurz. Schon als Kind erkältete mich das Anhören langer Gebete, die kein Ende nehmen wollten; das dürre Regiſter irdiſcher Bedürfniſſe, dem Herrn vorgehalten, erſchien mir zweckwidrig, die ſichtbare äußere Anſtrengung der laut Betenden, eine Wärme zu erkünſteln, die nicht unwillkürlich aus dem innerſten Herzen hervorquoll, ängſtigte, ja peinigte mich. Ich kannte das Gebet, denn ich lebte in jener glücklichen Zeit der Unſchuld, welcher es ſo natürlich iſt; aber nie konnte ich laut beten, nie die Worte eines Gebetes künſtlich

ſetzen — es war des Herzens innigſte Sehnſucht, die den liebenden Vater, des Ohnmächtigen ängſtliches Flehen, das des Mächtigen Schutz ſuchte; es quoll unmittelbar, ohne klare Worte und mir dennoch unendlich deutlich, aus den innerſten Tiefen eines bewegten Daſeins hervor, und fand unmittelbar Erhörung. Ja, ich darf es ſagen, ich betete in jener fröhlichen Kindheit nie, ohne erhört zu werden. Aber ich wollte mir auch keine Güter der Erde erflehen: wie etwas wunderbar Herrliches lag Welt und Zukunft vor mir, und in der Gegenwart fand ich mich ſo überſchwenglich beglückt, wie von einem anmuthigen Zauber umfangen. Erhalte meinen Glauben rein, konnte ich, nicht ohne Angſt, flehen, wenn Geſpräche mit dem Vater bedenkliche Zweifel in mir erregten, die dennoch nur einen vorübergehenden Eindruck hinterließen. Wohl konnte in meinen Gebeten der Wunſch liegen, daß Gott mich zu einem berühmten Manne machen möchte, deſſen Name genannt und geprieſen würde; aber an meinen Fleiß, an meine Mühe ſah ich ſeine Erfüllung gebunden, und wünſchte auch nicht, daß es anders wäre, denn in dieſer Mühe lag ja der Quell eines unſäglichen Genuſſes. Meine Gebete

waren nichts anders, als der unwillkürliche Ausfluß des dankenden Gefühls, welches mich überzeugte, daß ich erhört war, ehe ich flehte.

Freudig ergriff es mich daher, als ich nun hörte, wie der Prediger in einfachen Worten Gott anrief, daß er den Zuhörern jene ſtille, ſinnende Aufmerkſamkeit, jenes von dem Irdiſchen abgewandte, reinigende Einkehren in ſich ſelbſt ſchenken möchte, damit jedes Gemüth, wie das Gotteshaus, welches uns umfing, ein gereinigter Tempel des Herrn würde, in welchem ſein heiliges und erlöſendes Wort tiefen und fruchtbaren Boden fände. Ich fühlte die Wirkung dieſes Gebetes in meinem Innern; ich verſchlang jedes Wort des Redners, und verließ die Kirche, von einer Seligkeit durchdrungen, wie ich ſie jetzt zum erſtenmal kennen lernte. Aber ein kurzes Nachſinnen verdrängte bald jene freudige Stimmung, und ich fühlte mich von einer großen Angſt ergriffen. Ich hatte meiner Mutter verſprochen, ihr die Predigt wiederholen zu wollen; ich war überzeugt, daß das, was mir bei Schriften, welche ich durchlas, und deren Inhalt mir klar wurde, gelungen war, mir auch bei Predigten, die ich hörte, gelingen müßte — und nun

nahm ich mit Schrecken wahr, daß der hinreißende Eindruck der Rede gänzlich ihren Inhalt überwältigt hatte. Lange ſtreifte ich auf den Feldern herum, beſann mich vergebens — das Ganze ſtand klar vor meiner Seele, wie ein wunderbares Bild, deſſen Nähe mich beglückte, ohne daß ich die einzelnen Züge zu unterſcheiden vermochte — und ſo erſchien ich weinend vor der Mutter, um ihr das Seltſame zu erzählen, was mir begegnet war, und wie ich verzweifelte, jemals eine Predigt wiederholen zu können. „Nimm dir's nur vor, Henrich," ſagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht blos für dich, ſondern auch für deine arme, kranke Mutter hörſt, die leider keine Kirche beſuchen darf, und es wird ſchon gelingen." Ihr Zureden tröſtete mich. Der Kantor erlaubte mir leicht, aus der Domkirche wegbleiben zu dürfen, da ich doch nur ſtillſchweigend daſaß und aus Mangel an Stimme nicht mitſingen konnte. Jeder Sonntag traf mich nun der Kanzel des geliebten Predigers gegenüber: mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hörte ich ſeinem Vortrage zu, und vergaß bei keiner Periode, daß ich ſie der armen, kranken Mutter, wie einen

Segen, in das Haus bringen ſollte. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu ſein; wenn die Predigt zu Ende war, ging ich einſam in den Feldern herum, ſuchte mir den Inhalt, den Zuſammenhang ins Gedächtniß zurückzurufen, und eilte, erfüllt von dem, was ich vernommen, was ich mir angeeignet hatte, zur Mutter. Die Geſchwiſter erſchienen, und meine Rede quoll, faſt jedesmal ohne Anſtoß, aus der überfließenden Seele hervor. Selige Augenblicke, wenn ich die Thränen der Rührung und der Freude in den Augen der liebenden, glücklichen Mutter ſah! O, daß ihr nie aus meiner Seele verſchwunden wäret — mit welcher ungetrübten Freude würde ich mich ihrer dann jetzt erinnern. Lange ſetzte ich dieſe Beſchäftigung fort, die mich ſo ſehr beglückte, bis einſt die Mutter mir ſagte: du haſt nun ſo lange Predigten gehört, dir den Zuſammenhang gemerkt, ſollteſt du nicht endlich im Stande ſein, ſelbſt eine Predigt auszuarbeiten? Ich erſchrak, als ich dieſe Worte hörte: gewohnt, nur das aufzufaſſen, was ich vernahm, war mir der Gedanke, daß ich ſelbſt eine Predigt verfaſſen könnte, nie eingefallen, ja, ich würde vor einer ſol-

chen Vorstellung, wie vor einer Vermessenheit, zurückgebebt sein. Mir schien, seit ich den geliebten Prediger kannte, sein Amt so heilig, seine Bestimmung so erhaben, und so herrlich das Ziel, wenn es meinem angestrengtesten Fleiße gelingen könnte, in ferner Zukunft, so wie er, das geheiligte Evangelium den Menschen zu verkündigen. Zwar träumte ich mich oft in diese Zeit hinein, ich sah mich auf der Kanzel — was ich überkommen, verband sich mit dem, was ich selbst gedacht hatte, und meine Reden, mehr angeschaut, als gedacht, ergriffen mich selbst und die erträumten Zuhörer. Aber diese Träume, wie so viele andere, die als weissagende Blüten den halbschlummernden Knaben auf dem einsamen Lager begrüßten — dufteten, entfalteten sich in der stillen Nacht, und verwelkten, wenn die Reflection des Tages ihm die dürre Wirklichkeit und ihre Schranken nahe rückte. — Jetzt sah ich mich durch die Mutter aufgefordert, und mehr bedurfte es freilich nicht, um alle Bedenken zu heben; denn was glaubt die Jugend nicht unternehmen, nicht wagen zu können? Ich weiß mich auf keine dieser Predigten zu erinnern; die Mutter schien mit ihnen zufrieden; doch wagte ich es nur selten,

ich glaube etwa drei bis viermal, ihr selbstverfertigte Predigten vorzutragen.

Obgleich die Prediger der Domkirche nicht des Knaben Aufmerksamkeit fesseln konnten, so war ihm dennoch diese Kirche in vieler Rücksicht wichtig. Das große, mächtige Gebäude enthielt so Vieles, was die Phantasie in lebhafte Bewegung setzte. Die Denkmäler der Könige, die Ueberlieferungen von den großen Gerichten Gottes, welche das Land erschüttert und ganze Geschlechter ausgerottet haben, kurz Alles, was hier, in diesen mächtigen Räumen, das stumme Zeugniß seiner Gewalt ablegte, verband sich mit der gottesdienstlichen Feierlichkeit, die für mich immer etwas Ergreifendes hatte. An gewissen Tagen der Woche mußte ein Schüler, Morgens früh um sechs Uhr, zwischen die immer offenen eisernen Gitterthüren des großen Chores treten und laut ein Gebet lesen. Es war mir immer angenehm, wenn die Reihe mich traf, und oft übernahm ich dieses Gebet für andere Schüler, die, besonders im Winter, sich scheuten, so früh aufzustehen.

Ein Kirchendiener begleitete mich, schloß den Chor auf, zündete an einem Kandelaber die Lichter an, und

ich trat in die geöffnete Gitterthüre. Der Chor war um einige Stufen erhöht, ich blickte in die langen Gänge hinab, welche noch in nächtliches Dunkel gehüllt lagen. Nur hier und da saß ein Andächtiger, wohl verwahrt gegen die Kälte, vor sich ein Licht; mir war es dann, wenn ich die finstern Massen übersah, als ob die begrabenen mächtigen Gestalten mir nahe träten, als erblickte ich das offene, dunkle Grab der ganzen Vergangenheit des Geschlechtes vor mir, welches stumm, nicht das Leben, das mich sonst umgab, vielmehr das Grauen des Unterganges verschwundener Zeiten kundthat. Der Eindruck war völlig phantastisch. Wenn ich aber das Gebet mit heller, lauter Stimme in die Dunkelheit hineinschallen ließ, dann ergriffen mich die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unsicher, sie klang wie eine fremde, die mir warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnsucht, der zweifelnden Hoffnung strömten die Wangen herab, und viele Tage hindurch konnte ich diesen Eindruck nicht überwinden, der mich mit langer, ernster Wehmuth durchdrang.

In dieser Kirche lernte ich auch die Wirkung des christlichen Liedes kennen. Schon in Helsingör war

das neunjährige Kind bewegt und erschüttert, wenn es, als Chorknabe in der Reihe der Singenden, selbst stumm, die Leichen zum Grabe begleitete, und die traurigen Töne des ernstmahnenden Liedes: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," sich hören ließen. Aber hier zuerst trat die Gewalt des Liedes mir entgegen und machte einen Eindruck auf mich, der nie ganz verschwand, und jetzt, wo ich mich dem hohen Alter nähere, seine ganze frühere Gewalt wieder erlangt hat.

In Dänemark wurde in meiner Kindheit die Ausbildung in der Musik völlig vernachlässigt. Die Mutter hatte in ihrer Jugend Klavier gespielt, aber in unserem Hause war kein Instrument zu finden, nur der eine Bruder besaß eine mittelmäßige, völlig unausgebildete Stimme, die Mutter sang zuweilen, kaum vernehmlich, ein geistliches Lied, und es tönte wie ein Seufzer, der mich zwar ergriff, aber die Gewalt des Gesanges kaum ahnden ließ. Noch bis in viel spätere Jahre blieb dieser Genuß, der so vielen Menschen vergönnt ist, mir völlig fremd. Es war daher natürlich, daß die meisten Kirchenlieder von mir gar nicht beachtet wurden, die längeren mich vielmehr

ermüdeten. Wie mich aber zum erstenmal der Kirchengesang mit seiner ganzen, geheimnißvollen Gewalt durchdrang, das will ich jetzt erzählen.

Der Frühling war sehr zeitig gekommen. An einem schönen heitern Ostermorgen, ehe ich nach der Kirche ging, hatte ich, mich einsam wegschleichend, voll Freude einen Blick in die heitere Gegend geworfen, und die ersten Blüten, als bekannte Freunde, jubelnd begrüßt. Von diesem frischen Frühlingsgefühl beseligt, heiter und glücklich, von dem Sonnenlichte schuldloser Freude durchwärmt, selbst in diesem reinen Augenblicke einer Frühlingsblüte ähnlich, trat ich in den Chor, als mächtig von der Orgel her das Lied tönte: „Er ist erstanden, frohe Mähr, versöhnt ist unser Gott und Herr, der Himmel ist mir offen," nach der bekannten Melodie: „Wie hell glänzt uns der Morgenstern."*) Als ich diese mächtige Melodie,

*) Seit vierzig Jahren hörte ich kaum dieses dänische Lied singen, und jetzt, da ich an jene Zeit meiner Kindheit zurückdenke, steht es noch unverwüstlich in meiner Seele da, und ich kann der Lust nicht widerstehen, es so, wie es aus der Kindheit mir entgegentönt, hierher zu setzen:

Han er opstanden
Store Bud!

die, wohl ein Jahrtauſend hindurch, ſo viele wechſelnde Geſchlechter durchbebt, erwärmt, erſchüttert hat, vernahm, da war es, als würde die Macht der Muſik mir nun plötzlich kund gethan, als hätte das heitere Frühlingsgefühl ſeine tiefe, ernſte Bedeutung erhalten. Er iſt erſtanden, tönte es mir aus Himmel, Erde und Meer, aus Wald und Flur, und aus den verborgenſten Tiefen der bewegten Seele entgegen. Ich habe keine Worte für die Fülle der Seligkeit, die in dieſer Gewißheit lag, wie ſie mich durch unſichtbare Flügel in eine höhere Welt erhob, wie alles ſich in Freude und inneres Jauchzen verwandelte, und wie auf den Wellen der Töne mein ganzes Weſen, me-

---

Min Gud er en forſonet Gud
Min Himmel er nu aaben,
Min Jeſu ſeierrige Död,
Forbömmelſernes Piile bröd
Og knuſte Helveds Vaaben —
Hiin Röſt
Min Tröſt
Ved den Seyer
Som jeg eyer
Helved bäver
Han var död, men ſee! han lever.

lodiſch durchzittert, in den Himmel hineinſchwamm, der mir als geöffnet verkündigt wurde.

„Nun aber iſt Chriſtus auferſtanden von den „Todten, und der Erſtling geworden unter denen, die „da ſchlafen. Sintemal durch einen Menſchen der „Tod und durch einen Menſchen die Auferſtehung der „Todten kommt. Denn gleichwie ſie in Adam alle „ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig ge„macht werden.“

Dieſe Worte, von der Kanzel verkündigt durch den geliebten Prediger, in deſſen Kirche ich eilte, während die Töne des Liedes meine Seele füllten, erhielten nun für mich eine unergründliche Feierlichkeit. Der Oſtertag erſchien mir als der größte Feſttag der Natur, der Geſchichte und eines jeden Menſchen. In dieſem unentwickelten Gefühle lag eine Tiefe, die mir in der Erinnerung lange Jahre hindurch vorſchwebte. Ich ſuchte es oft in ſpäteren Zeiten des verworrenen Treibens hervorzurufen; es leuchtete mir aber wie ein wunderbar Bekanntes, mir Befreundetes entgegen, das mir jetzt unbekannt, entfremdet worden war.

Aber vor Allem war mir das Abendmahl das tiefſte Myſterium des Chriſtenthums, noch ehe ich es

genoß. Dieſes bedeutendſte und höchſte Sakrament wurde in der großen Domkirche mit beſonderer Stille und Feierlichkeit begangen. Unten ſaßen die vorbereiteten Gäſte, die Geſchlechter getrennt, in ſtilles Gebet verſunken. Der Altar iſt mit einem niedrigen Gitter umgeben und vor dieſem eine Erhöhung zum Knien. Die Anzahl, die auf einmal hier knien kann, iſt der ganzen Gemeinde bekannt. Ruhig erheben ſich die Männer, ordnen ſich knieend um den Altar, die Prediger theilen Brot und Wein, von einem zum andern fortſchreitend, aus, ſie erheben ſich — und man ſieht nie eine zweite Reihe hervortreten, bevor die erſte ſich ruhig niedergelaſſen hat.

Ich hatte oft mit der Mutter von dieſem tiefſten Geheimniß des Glaubens geſprochen. Daß ich ſelbſt noch nicht zu dieſem Genuſſe reif geworden, ſteigerte das Gefühl ſeiner Unergründlichkeit in mir. Wohl ſchlich manchmal, wenn ich im kindlichen Sinne das Wunderbare, was dem Genießenden gereicht werden ſollte, erwog, ein leiſer Zweifel, wie ein furchtſamer, ſcheuer, lauernder Begleiter der Andacht, ſich in meine Seele; aber er erhöhte nur meine Verehrung, denn jeder Zweifel, kaum geahndet, verwandelte ſich in

Angſt. Das Gefühl, als wollte eine geheime, nächtliche Gewalt mir das höchſte Gut entreißen, gab dieſem einen größern Werth, ſo daß ich mit ängſtlichem Streben das Heilige feſtzuhalten ſuchte, was ich zu verlieren fürchtete.

Wenn ich nun aber die Gäſte des heiligen Mahles ſich von dem Altar erheben ſah, während ich den Sitz der Knaben in der Nähe einnahm, und grübelnd nachſann, welcher wunderbare Genuß ihnen geworden war — dann konnte ich mit einer forſchenden Begierde, die aus Zweifel, Angſt und grundloſer Verehrung zuſammengeſetzt war, die ernſthaft Sinnenden verfolgen, wenn ſie an mir leiſen Schrittes vorübergingen.

Wie unendlich näher trat mir aber dieſes Heiligthum, wenn es die geliebte Mutter genoß. Einmal, als ihre Krankheit bedenklich ward, wurde es ihr im Hauſe gereicht. Die Zeit der Vorbereitung hatte ich mit ihr zugebracht, mein Herz war zerriſſen, die drohende Gefahr hatte dann ein ſo innerlich wehmüthiges, mein ganzes Weſen durchdringendes Gefühl erregt, daß die Andacht des Knaben ſelbſt nicht die gewöhnliche Reinheit der Anſchauung feſtzuhalten vermochte. Wie ſchrecklich erſchien mir der Augenblick, wenn der

Prediger mit den geweihten Gefäßen in die Krankenstube trat.

Es war aber fortdauernd der innigste Wunsch der Mutter, das Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen. Doch mußte sich vieles vereinigen, damit dieser Wunsch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildesten Sommerzeit, nur bei heiterem Wetter, nur in den kurzen, schnell vorübergehenden Augenblicken, wenn sie sich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich dieses, mir selbst so wichtige Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blasse Gestalt, die mir so theuer, die mir Alles war, mit schwankenden Schritten, von freundlichen Frauen unterstützt, sich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten Antlitzes kannte und zu deuten wußte, das Gesicht wie verklärt sah, wenn aus den großen, schönen, sonst matten Augen die Freudigkeit des Himmels strahlte, und sie nun hinkniete — dann war es, als hätte mein Wesen sich mit dem ihrigen verschmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, dessen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger sich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brot

gereicht wurde, und die geweihten Tropfen über die blaſſen Lippen floſſen: dann ſtrömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte ſelbſt das Heiligthum genoſſen zu haben, und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme ſtürzte, damit ſie — die Geſegnete — mich ſegnen möchte.

Nach ſolchen Momenten mußte ich die Einſamkeit ſuchen; nicht die trübe Einſamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur verſetzte. Ein einſamer Platz, nahe bei der Stadt, wo bedeutende, mit hohem Graſe bedeckte Wälle, die einzelne mächtige Buchen trugen, mit Schilf bewachſene Moräſte einſchließen, war mir vorzüglich lieb. Selten ſah ich hier, und nur aus der Ferne, Menſchen: aber dicht hinter den Bäumen erhob ſich der majeſtätiſche Dom mit ſeinen Thürmen, vor mir lagen die verſunkenen Wohnungen der Helden, deren Denkmäler die Kirche bewahrte, und über dem Grabe der Geſchichte drängte ſich das friſche Leben der Natur; Blumen blickten aus der Fülle der Gräſer hervor, Bäume, die erſt keimen konnten, nachdem, was der Menſch baute, lange zerſtört war, rag-

ten rieſenhaft in die blaue Luft hinein, und Inſecten ſpielten zwiſchen Pflanzen und Schilf. Ich begrüßte die emſigen Käfer, die bunten Schmetterlinge, das kriechende Gewürm, die Blumen, als Bekannte, und das Gefühl, daß dieſes Leben in ſeinen wechſelnden Formen mir nicht fremd war, erfüllte mich mit reiner Luſt. Noch erinnere ich mich lebhaft des erſchüttern=den Augenblicks, als ich, nach der letzten Abendmahls=feier meiner Mutter in der Kirche, von ihr im Hauſe, nach einem ſtillen Gebete geſegnet, entlaſſen worden war — und mich hier auf dem Schauplatze ſo vieler einſamer Freuden befand.

Diesmal war eine innere Furcht, ein peinliches Vorgefühl von dem nahen Tode meiner Mutter, mein Begleiter in die Einſamkeit. Sie war ſehr erſchöpft zu Hauſe gekommen und einer Ohnmacht nahe; die Augen blickten mich ſo wunderbar, ſo Tod verkündi=gend an, daß ich ein geheimes Entſetzen nicht über=wältigen konnte. Zum erſtenmal ergriff mich eine innere Angſt, als ſtünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlaſſen würde, in der Welt. Jetzt erſt fühlte ich es recht ſchmerzlich, wie Vater und Brüder ſogar keinen Theil nahmen an dem, was mir

ſo theuer war. Ich fühlte mich ſo verlaſſen, ich ſehnte mich nach einem Knaben, der meine Gefühle, mein Streben, meine Sehnſucht theilte. Ich träumte mir es ſo herrlich, wenn ein ſolcher Knabe, eben ſo einſam, eben ſo durchglüht, wie ich, zu mir träte und ſeine Klagen laut werden ließe — wie wir uns dann verſtehen, Alles mittheilen und ſo ſelig ſein würden. Mit ſolcher Gewalt ergriff dieſes Gefühl mich erſt in ſpäteren Jahren wieder. Jedesmal, wenn es ſich zu nähern drohte, ſuchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichſten Verlaſſenheit durchzitterte mich dann, als würde ich von kalter Todeshand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief ich, ängſtlich ringend im Gebet; da ſah ich mich wieder in den Dom verſetzt, die blaſſe Mutter näherte ſich dem Altare, und ich genoß, mit ihr verſchmolzen, den Leib und das Blut des Heilands.

Ich ſcheue mich, dieſen Moment ausführlich zu ſchildern. Zu ſehr müßte ich befürchten, daß die Anſicht des Alters Gefühle ſo innerlicher Art in der Erinnerung anders auffaſſen möchte, als ſie damals den Knaben durchdrangen. Nur das iſt gewiß, es

war einer der seligsten, gewiß der reinste Augenblick meines ganzen Lebens.

Denn, was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daseins, jede Gestalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, dessen innerer Sinn mir bekannt schien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu fassen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Gestalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, strömte durch alle Adern der Natur, sprach durch jede Form zu mir, und gestaltete sich durch alle meine Gedanken; er war es, er selbst, denn das kindliche Gemüth versteht es am innigsten, daß der Gegenstand der Liebe persönlich sein müsse. Mein Christenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja ein frühzeitig erwachtes Gefühl stieß diese, wo sie sich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete sich das religiöse Gefühl in mir aus, an der Seite einer Mutter, deren geheimster Trost die Liebe des Heilands war. Entfernt von allen solchen, die uns eine gewisse Art des Ausdrucks lehren konnten, waren die Gebete Mittheilungen natürlicher Aeußerungen eines wahren innern Lebens. Auch stellten wir

keine Vergleichungen an. Jenes Gefühl der Einsamkeit, welches mich eben deswegen mit Entsetzen erfüllte, weil es mir neu war, ergriff mich sonst nie. Meine Brüder konnten fromm sein, wenn die Mutter betete; wenn sie über meine ernsthafte Beschäftigung mit der Religion spotteten, so kränkte mich dieses nur vorübergehend, und die kindliche unbefangene Fröhlichkeit ließ bald jeden Vorwurf der Art verstummen. Auch fiel es mir nie ein, mich für vorzüglicher zu halten; ich glaubte einfach, daß solche Betrachtungen sich für einen zukünftigen Prediger ziemten.

Kopenhagen.

Das sorglosere und angenehmere Leben meiner Eltern hörte auf, als sie Helsingör verließen. Der Stab des Regiments, bei welchem mein Vater angestellt war, ward nach Roeskilde verlegt, und er mußte folgen. Da in einem kleinen unansehnlichen Orte, der fast allein vom Ackerbau lebte, in welchem ein geliebter und angesehener Arzt die Praxis schon in Besitz genommen, kein Ersatz für die ansehnlichen Einkünfte, die mein Vater in Helsingör genoß, stattfin-

den würde, war vorauszusehen. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit wie viel Kummer und Sorge die Eltern diese Stadt verließen. Es war wohl damals schon die Absicht des Vaters, eine Versetzung von dem Husaren-Regiment, bei welchem er angestellt war, nach einem Infanterie-Regiment in Kopenhagen nachzusuchen. Das Amt allein konnte, selbst bei einer geordneteren Haushaltung, als die meines Vaters war, eine bedeutende Familie nicht ernähren. Die ältesten Kinder waren schon alt genug, um an den Sorgen der Eltern, die sich ohnehin kaum mehr verbergen ließen, Theil zu nehmen, und mit hoffnungsvoller Erwartung sahen wir das kleine freundliche ländliche Haus ausräumen, um in der großen Hauptstadt ein sorgenfreieres Loos zu treffen. Diese Täuschung, in einer großen Stadt leichtere Mittel des Erwerbes zu finden, ist häufig genug, und die Hoffnungen meiner Eltern wurden auch keineswegs erfüllt. Dennoch dauerte es lange, ehe sie verschwanden, und wir Kinder waren sehr glücklich.

Was bis in meine alten Tage eine Gewohnheit geblieben ist, setzte mich auch in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen in lebhafte Bewegung.

Ich ſuche auch jetzt noch mit den Oertlichkeiten der Stadt, in welcher ich wohne, ſchnell und genau vertraut zu werden. Ich fühle mich erſt einheimiſch, wenn ich die Stadt kennen gelernt; und wenn die nähere Umgebung mir bekannt geworden, mache ich mich mit den entfernteren Gegenden, ja, mit den verſteckteren, vielen Einwohnern ſelbſt unbekannten, bekannt. Die Vorſtädte, die ſtillen Nebengaſſen, wo die letzten Häuſer liegen, ziehen mich vorzüglich an. Daß in der frühen Jugend dieſer Trieb noch zerſtreuender war und mich gewaltſamer in Bewegung ſetzte, iſt begreiflich. Ich trieb mich in den Straßen, in den Häfen, in den Vorſtädten und ſchönen Gegenden herum, und ſelbſt, wenn das ſtrengſte Gebot des Vaters mich im Hauſe feſthielt, war ich von den neuen Bildern, die meine Seele erfüllten, in eine Zerſtreuung gerathen, die mich alles Frühere vergeſſen ließ. Als wir in der Wohnung, die uns allerdings größer und anſehnlicher als die bisherige vorkam, eingerichtet waren, ſollte nun an die regelmäßige Beſchäftigung der Kinder gedacht werden. Die beiden, für die Univerſität beſtimmten Knaben ſollten ihre Schulſtudien fortſetzen, und die Eltern beſchloſſen, einen Privatlehrer anzunehmen. Sie glaub-

ten wohl, daß, wenn wir die gelehrte Schule der großen Stadt — damals war in Kopenhagen nur die eine, und die bürgerlichen Schulen, die ebenfalls Jünglinge für die Universität ausbilden, waren noch nicht erstanden — besuchten, sie uns zu sehr aus den Augen verlieren würden. In Kopenhagen verhält es sich mit denen, die auf der Universität studiren, ganz anders, als in Deutschland. Die Ausdrücke, er hat sein Triennium absolvirt, er habe ausstudirt, sind den Kopenhagner Studenten völlig fremd, und ich erinnere mich noch, wie erstaunt ich war, als man mich in Kiel fragte, was ich auf der Universität wolle, da ich ja schon ausstudirt habe? Mir kam dieser Ausdruck ganz unsinnig vor, und noch jetzt ist es mir schwer, einen Sinn darin zu finden. Derjenige, von dem man diesen Ausdruck eigentlich brauchen kann, ist ein solcher, der nie zu studiren anfing. In Kopenhagen verhält es sich anders. Selbst die Amts-Examina finden auf der Universität statt. Der Candidat scheidet nicht durch eine Exmatriculation, wie hier, von der Universität aus; er behält, bis er angestellt wird, die Rechte eines akademischen Bürgers, ja, die ansehnlichsten Stipendien, die mit freier guter Wohnung und

jährlichen Einkünften verknüpft sind, werden dem Candidaten zu Theil. Ein nicht unbedeutender Theil der dänischen Gelehrten führt keinen andern Titel als diesen, selbst nachdem sie sich Jahre lang als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Dem Fremden muß es auffallend erscheinen, wenn er erfährt, welches Ansehen nicht selten mit dieser Benennung verknüpft ist. Bedeutende gelehrte und bürgerliche Unternehmungen sind durch solche Candidaten begründet. Sie nehmen, in Commissionen zusammentretend, mit den höheren, ja höchsten Beamten verbunden, an den wichtigsten Geschäften, oft auf eine entschiedene Weise Theil, und so darf es keinesweges als das Zeichen eines zurückgekommenen Gelehrten gelten, wenn man einen solchen Candidaten von höheren Jahren sieht. Es ist dann oft ein Mann, der in völliger Unabhängigkeit sich den Wissenschaften widmen will. In Deutschland würde ein solcher die Blöße seines Candidatenthums mit einem Doctortitel zudecken, aber die Promotionen, die der Aerzte ausgenommen, sind in Dänemark sehr selten, und werden nur von solchen gesucht, die eine akademische Laufbahn verfolgen wollen. Aus diesem Grunde wird auch in Dänemark der

deutſche Doctortitel nicht ſehr geſchätzt. Unter ſolchen Candidaten gab es nun viele, die ſich ein Geſchäft daraus machten, als Hauslehrer die Studirenden bis zur Univerſitäts-Prüfung zu unterrichten. Hatten ſie bei den beiden akademiſchen Prüfungen, deren Bedeutung ſpäter berührt werden ſoll, ſelbſt ohne Amts-Examen, das erſte Zeugniß erhalten, dann hatten ſie das Recht, eben ſo wie die Rectoren gelehrter Schulen, Zeugniſſe für junge Leute, welche die Univerſität beſuchen wollten, auszuſtellen, und ein Candidat, der ſich einigen Ruf erworben, deſſen Schüler ſich auf der Univerſität ausgezeichnet hatten, konnte ſich eine angenehme und unabhängige Stellung bereiten.

Ein ſolcher Candidat ward nun auch mein Lehrer. Es war ein Norweger von mittleren Jahren. Er mag nicht unrecht gehabt haben, wenn er mit mir unzufrieden war. Ich war faſt ein Vierteljahr lang mit einem Studium ganz anderer Art beſchäftigt. Die Stadt ſelbſt, das bunte Leben auf den Straßen, das Seeleben, wie es mir hier zum zweiten Male, wenn auch aus der Ferne, doch in einem größeren Maaßſtabe entgegen trat, der Hof, die Equipagen der Vornehmen, vor Allem das Theater, beſchäftigten mich ſo ganz und

gar, daß ich kaum für etwas Anderes Sinn und Aufmerksamkeit behielt.

Man muß nicht glauben, daß wir Kinder das Theater oft besuchten, in sehr langer Zeit nur ein Mal. Mein Vater wollte ohne Zweifel den Eindruck kennen lernen, den diese neue Welt auf die Kinder machen würde. In meinem Leben machte dieser erste Theaterbesuch Epoche. Das Stück gehört, wie ich es später genauer kennen lernte, keineswegs zu den vorzüglichern, es war der Fähnrich; die bekannte Geschichte mit dem silbernen Löffel, die durch eine Göthische Xenie verewigt ist. Das Parterre war gepfropft voll. Man hatte kurz vor Eröffnung des Theaters erfahren, daß der König von Schweden, Gustav III., unerwartet von Schonen nach Kopenhagen gekommen war, daß er mit dem König von Dänemark das Theater besuchen werde. Das Parterre war nach dem Eingange zu erhöht, wir Kinder standen ganz hinten, wo neben der Thüre Bänke waren, auf welche man uns stellte, und so konnten wir über die Köpfe der vor uns Stehenden und unter den Logen, die dicht über uns waren, einen freien Raum gewinnen, von welchem aus wir das dichte Gewühl des erfüllten Parterre, die Königliche Loge und

über das Orcheſter hinweg die Bühne erblickten. Ich ſah hier zum erſten Mal den König von Dänemark, deſſen unruhige und ſeltſam abgebrochene Bewegungen die, faſt einem jeden Kinde im Lande bekannte Geiſtesſchwäche verrieth. Gerade an dieſem Abende fiel dieſe bedenkliche Bewegung vorzüglich auf. Der König war gewohnt, ſich vorn und rechts hinzuſtellen, jetzt ſollte er nun, den hohen Gaſt ehrend, an der linken Seite deſſelben erſcheinen. Es koſtete viele Mühe, ja, faſt Zwang, ihn dazu zu bewegen, und die Bemühung der Hofleute, dieſe Scene vor dem Publikum zu verbergen, was natürlich nur zum Theil gelang, rief eine Beweglichkeit hervor, die dem Parterre allerdings ſehr ergötzlich war, mich aber in Erſtaunen ſetzte, ja, ohne daß ich den Grund wußte, mich beunruhigte. Chriſtian VII. war klein, mager, obgleich höchſt zierlich gebaut. Neben dieſer hin und herlaufenden unſtäten Geſtalt ſtand nun die hohe, ſchlanke königliche des ſchwediſchen Königs; das Geſicht ſchien mir edel und entſchieden; er blickte ſtolz und ruhig auf das Volk herab, und ſein Bild iſt dem Knaben als ein wahrhaft majeſtätiſches geblieben. Ich ſah dieſen unglücklichen Monarchen nie wieder.

Obgleich nun eine ſolche nicht erwartete Scene mich ſehr überraſchen mußte, blieben dennoch meine Augen unverwandt auf die Decke geheftet. Die Begebenheit, ſo einfach ſie iſt, die Dialoge, ſo gemein ſie ſind, erhielten mich dennoch von Anfang bis zu Ende in ununterbrochener Spannung. Ich hatte mir zwar früher aus der Erzählung eine Vorſtellung von dem Theater gebildet, mein älteſter Bruder war von Roeskilde aus mit dem Vater in Kopenhagen geweſen, und hatte ein Schauſpiel und ein Ballet geſehen. Dieſes beſonders war durch prachtvolle Dekorationen ausgezeichnet; er hatte Wälder, Gebirge, ein ſtürmiſches Meer geſehen. Das Schauſpiel ſelbſt ſcheint keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, oder dieſer war wohl durch das nachfolgende Ballet verwiſcht. Wir Kinder hatten nach ſeiner Zurückkunft von der Reiſe, Schauſpiele verfertigt und aufgeführt, wie es Kinder zu thun pflegen: aber jede Vorſtellung ward von der Wirklichkeit völlig überboten. Hier war nun von gar keinen wechſelnden und impoſanten Dekorationen die Rede, ſo viel ich mich erinnere, blieb dieſelbe Stube das ganze Stück hindurch; aber ſelbſt dieſer helle, großartige Raum, die

hohen Flügelthüren, durch welche die Personen des Stücks eintraten, erschienen mir würdig und vornehm. Ich vermißte die wunderbaren Erscheinungen, die meinen Bruder in Erstaunen gesetzt hatten, gar nicht. —

Eine lange Zeit nachher sah ich kein Schauspiel. Es war in der damaligen Zeit überhaupt nicht der herrschende Gebrauch, die Kinder mit Genüssen zu überhäufen. Wie der Unterricht dürftig war, waren es auch die Geschenke. Jetzt will man schon frühzeitig in allen Richtungen Alles erschöpfen, und man erzeugt einen Lebensüberdruß, einen wahren Ekel, der früh erregt, eine Uebersättigung mit einer andern vertauscht, und die zwischenliegenden Epochen des wahren lebendigen erzeugenden Genusses mit furchtbarer Eile abzukürzen sucht, daß er nirgends Wurzel fassen und reif werden kann. So wenden der Knabe, das Mädchen, sich mit Ekel von dem unvernünftig angehäuften Spielzeug; der Jüngling sich von der Last unverdauter Kenntnisse ab, und beide haben Epochen zu bedauern, die lebendig in die Zukunft ihres ganzen Lebens hineintreten sollten, weil sie verwelkt, vertrocknet, abgefallen sind. Der Knabe wird altklug, der Jüng-

ling ein Kritiker, das Mysterium des Lebens ist verloren gegangen. So ist unser Leben im Innersten ausgedörrt, die frische Productionskraft verschwunden, der heilige Glaube, der das Mysterium des Lebens bewacht, ist vernichtet; es ist nicht der englische Lord allein, dem Natur und Geschichte zum Ekel geworden sind, unsere Kinder sind schon blasirt und sehen mit Hohn auf ihre Vergangenheit zurück. Unsere Philosophie ist eine Reihefolge von Definitionen und unsere Poesie ein Spottlied auf das Dasein geworden.

Die Zeit, in welcher ich lebte, die Verhältnisse, unter welchen ich groß wurde, versetzten mich in die glückliche Lage, mir den Reichthum der Genüsse des Denkens, wie der Einbildung selbstthätig verschaffen zu müssen. So mußte ich zwei bis drei Jahre lang an dem ersten und einzigen Schauspiel, welches ich sah, genug haben. Es geschah zwar später, doch erst nach dem Tode der Mutter, daß mein Vater, der das Schauspiel öfter besuchte, wenn ein oft gesehenes Ballet nachfolgte, uns Knaben der Reihe nach, nach dem Schauspielhause hinbestellte, und uns, wenn das Ballet anging, sein Billet überließ. Ich mag auf eine solche Weise in diesen Jahren drei bis vier

Ballette geſehen haben. Sie regten uns allerdings ſehr auf, aber es war ein betäubender Genuß, der ſchnell verſchwand und ich weiß mich auf keines dieſer Ballette zu beſinnen. Das Schauſpiel hingegen hinterließ einen bleibenden Eindruck, und es war natürlich, daß ich in ſpäteren Jahren ſelbſt über dieſen Eindruck reflectirte. Eine einfache Anekdote, die allerdings, wenn ſie erzählt wird, Theilnahme erregen muß, wird zu einem ausführlichen Stück ausgedehnt. Ein ehrliebender junger Mann, der es nothwendig findet, ſeine Armut zu verbergen, und dadurch in Gefahr geräth, als ein Dieb betrachtet zu werden, iſt ein ganz intereſſanter Gegenſtand für eine Anekdote, für ein Schauſpiel keineswegs, und ich ſah ſpäter wohl ein, daß es ein ſchlechtes Stück war. Was war das nun, was mich ſo ergriff, daß ich dieſen erſten Beſuch des Schauſpiels als ein Ereigniß meines Lebens betrachten mußte, daß ich, obgleich ich Manches von Schauſpielen gehört, auch einige geleſen hatte, wie in eine neue Welt ahnungsvoller Genüſſe hineinſah? Was iſt es überhaupt, was für ungebildete Menſchen und Kinder dem Schauſpiel eine ſo unvergleichbar höhere Gewalt giebt, als irgend einer anderen Ergötzlichkeit?

Die Erfahrung, die ich machte, ſtellt die pſychiſche Thatſache in völliger Reinheit dar. So wie ich dieſen erſten Genuß ein Paar Jahre hindurch bearbeitete, war ich mir ſelber ganz überlaſſen. Mit den Brüdern konnte ich zwar über den Inhalt des Stücks reden, wir konnten unſere Theilnahme mit der unglücklichen Lage des jungen Mannes, unſere Freude über den glücklichen Ausgang uns wechſelsweiſe mittheilen; meine Brüder aber vergaßen die Sache bald, und ich erinnere mich, daß ſie ſich verwunderten, ja zuletzt verdrießlich wurden, wenn ich nach langer Zeit wie unwillkürlich auf dieſen Gegenſtand wieder zurückkam. Es war etwas Anderes, Etwas, wofür ich zwar keinen Ausdruck finden konnte, was aber dennoch mir ganz entſchieden vorſchwebte und was ich, wenn ich darüber nachdenke, in der Natur der theatraliſchen Darſtellung ſelbſt erkennen muß. Im täglichen Leben kommen wohl Ereigniſſe vor, die uns in große Spannung verſetzen; wir ſelbſt hatten es wohl erlebt, daß durch Mißverſtändniſſe und unglückliche Verhältniſſe Menſchen, die wir achteten und liebten, in Verdacht, ja in Gefahr gerathen waren. Begebenheiten, die Gegenſtände eines Schauſpieles ſein

können, ſind nicht ſo ſelten, als man glaubt; aber die Spannung, die erregt wird, iſt nicht rein, der Eindruck, der entſteht, kann nicht klar zuſammengefaßt werden, er verliert ſich, zerſtreut und zerſplittert in den übrigen Ereigniſſen des Lebens, durchkreuzt ſich mit dieſen, daß ſie zuſammen nur ein verworrenes trübes Bild zu geben vermögen. Neigt ſich eine verwickelte und gefährliche Lage allmälig zum Beſſern, ſo ſehen wir dieſes nach und nach ein, die Theilnahme iſt abgeſtumpft vor dem Schluß, und dieſer verliert ſich unter den übrigen gleichgültigen Begebenheiten des Lebens. Wenn nun aber ein ſolches Ereigniß geſondert von allen ſtörenden Einflüſſen in ſeiner Entwickelung rein erhalten wird, daß wir ganz und ohne irgend ein Hinderniß in ſeine Mitte verſetzt werden, wenn der Dichter es verſteht, die Verlegenheit, die Gefahr zu ſteigern, daß wir einen unglücklichen Ausgang befürchten, und durch den eintretenden überraſcht werden, ſo vermag er den Ungebildeten und an ſolche Genüſſe nicht gewöhnten Menſchen auf die einfachſte Weiſe hinzureißen, daß er ſich und die Verhältniſſe, in denen er lebt, ganz vergißt und ſich ſelbſt wie zu einem reineren Daſein erhoben fühlt. Denn er findet

ſich befreit von dem ſchwankenden Zuſtande, in welchem er gewöhnlich lebt. Er findet ſich lebhaft in die Mitte eines Ereigniſſes verſetzt und von der Verworrenheit gerettet, die ihn ſonſt quält, wenn er in den verwickelten Verhältniſſen, die ihn umgeben, ſich kein reines Urtheil zu bilden vermag. Iſt die Darſtellung ſelber nur einigermaßen gelungen, ſo wird der Genießende kaum geſtört durch das Ungeſchick eines Schauſpielers; ihn reißt das Ganze hin; für das Verfehlte hat er noch keinen Sinn, keine Aufmerkſamkeit. Nun war aber die däniſche Schaubühne, wie ich ſie ſpäter nur zu genau kennen lernte, in der That eine vorzügliche, und die Schauſpieler bewegten ſich mit Geſchick und Leichtigkeit.

Dieſes iſt ohne allen Zweifel das Fundament der großen Gewalt, die die Schaubühne ausübt. Ich werde in einer folgenden Epoche meines Lebens Gelegenheit finden, über die Verhältniſſe zu ſprechen, die in ſpäteren Zeiten dem Schauſpiel ſeinen eigentlichen unſchuldigen Reiz zum Theil ſelbſt für die Ungebildetern geraubt haben.

Ich habe dieſen erſten Beſuch des Theaters deswegen ſo ausführlich erwähnt, weil er ein wichtiges

Bildungsmoment meines Lebens enthielt. War in Helſingör der Sinn für die Natur und für das Leben im Großen mir mehr aufgegangen, war die Geſchichte mir in Roeskilde nahe getreten und, in den Tiefen des Gemüths, das religiöſe Element, ſo waren es beſtimmte, in die Verwirrung des Lebens verwickelte Ereigniſſe, die ſich aus der allgemeinen Unbeſtimmtheit und Verworrenheit losriſſen und ſich in ſich ordneten, die mich hier in die Tiefen der Dichtkunſt hineinblicken ließen. Ich hatte recht eigentlich eine neue Welt gewonnen; die Bewegung und Unſicherheit des geſchichtlichen Lebens mit der Beſtimmtheit und Sicherheit der Natur. Es haben wenige Einwohner einer großen Stadt eine Vorſtellung von dem Eindruck, den ſie auf die Bewohner kleiner Städte macht, wenn ſie, erſt überwältigt von den vielen Gegenſtänden, die auf ſie einſtürmen, ſie kennen lernen. Man iſt nach einem längeren Aufenthalte kaum ſelbſt fähig, dieſen Eindruck rein hervorzurufen. In Helſingör war ich allerdings in eine Umgebung verſetzt, die an ſich großartiger war als die der Hauptſtadt, aber ſie lag fern von uns, nur ſelten war es uns vergönnt, dieſes große Leben einzeln in der Nähe

zu betrachten. Hier drängte ſich die vielſeitige Thätigkeit der Menſchen unmittelbar auf. Helſingör behielt immer, ſo wie die Stadt damals war, etwas Kleinſtädtiſches. Die wenigen Einwohner aus der höheren Klaſſe kannten ſich, und wenn wir auch dort nicht in Geſellſchaften erſchienen, ſo waren ſie uns doch ſämmtlich als Befreundete des väterlichen Hauſes wohl bekannt. In Roeskilde, einem bloßen Landſtädtchen, war dieſes noch mehr der Fall. Obgleich nun beide Städte in einer geringen Entfernung von der Hauptſtadt lagen, ſo erſchien uns dieſe doch ſehr entfernt. Für alle Menſchen hatten in jenen Tagen alle Entfernungen ein anderes Maaß; was wir von der Hauptſtadt vernahmen, war uns daher immer etwas Fremdartiges, Wunderbares; jetzt waren wir mitten in dieſes Gewühl hineingezogen. Wer uns auf den Straßen begegnete, war uns fremd. Helſingör, ſo lange dort kein Hafen war, hatte nur einen unbedeutenden Handel; Kopenhagen war eine bedeutende Handelsſtadt und die größte des Landes; Es war jene Zeit, in welcher es dem Lande vergönnt war, durch eine glücklich behauptete Neutralität in dem amerikaniſchen Kriege ſich in eine vortheilhafte Lage

unter den europäiſchen Völkern zu verſetzen. Die bedeutende Rhederei beförderte die Handelsverbindungen mit allen Völkern, der Ackerbau, der wichtigſte Nahrungszweig, gedieh, das Getreide fand ſchnellen und vortheilhaften Abſatz, der Kredit des Landes ſchien feſt begründet, der Landbeſitz hatte einen bedeutenden Werth, Wohlſtand herrſchte in allen Klaſſen, und es war natürlich, daß dieſer Zuſtand des Landes einen großen Einfluß auf das Leben der Hauptſtadt hatte. War nun gleich der Knabe mit dieſen Verhältniſſen unbekannt, ſo genoß er doch die Folgen derſelben. Ueberhaupt zeigte ſich auf den Straßen ein bewegteres Leben, als ſelbſt in den viel größern Städten im Innern von Deutſchland, Hamburg ausgenommen. Die militäriſche Beſatzung in der Feſtung, wie die Armee überhaupt, für das Land zu groß, erſchien damals gut bekleidet und vermehrte die bunte Bewegung, die in der Stadt herrſchte; den ganzen Tag hörte man ein mannigfaltiges Geſchrei; denn faſt alle Lebensmittel, Fiſche, Gemüſe, Früchte, Blumen, wurden ausgerufen; Straßenlieder, Berichte von Verbrechen, neue, wenn ſie da waren, und alte, wenn jene

fehlten, wurden laut feil geboten. Der ſchauderhafte Inhalt ward einem Haufen, der ſich im Kreiſe aufſtellte, bekannt gemacht; an den Straßenecken ſtellte ſich damals ein Weib hin — ſie war Statiſtin bei dem Königlichen Theater geweſen — ſang oder brüllte vielmehr einige Verſe aus den Liedern, die ſie verkaufte und begleitete dieſen widerwärtigen Geſang mit übertriebenen mimiſchen Bewegungen. Matroſenhändel fanden nicht ſelten ſtatt; ein Menſchenhaufen verſammelte ſich um die Boxer, ohne ſie zu ſtören, und bevor eine nachſichtige Polizei oder Soldaten von der nächſten Wache herbei kamen, war der Auftritt ſchon zu Ende. Ich erlebte auf dieſe Weiſe mancherlei Scenen, die mich ſehr ergötzten, beſonders zeichneten ſich in dieſem Straßenleben die Matroſen der Königlichen Marine aus. Der Königliche feſte Stock (**Kongens faste Stok**) wie das Matroſencorps genannt wurde, bildete recht eigentlich den gediegenen Kern des damaligen Volkslebens. Die Marine war Dänemarks eigentlicher Stolz, ihre Schiffe konnten ſich mit den beſten europäiſchen meſſen, ſie war durch Tapferkeit, Geſchick, die Offiziere derſelben zugleich durch gründliche nautiſche Kenntniſſe in ganz Europa berühmt. Ein jeder

Däne war ſtolz auf die Seemacht ſeines Landes; Napoleons Siege konnten nicht lebhafter einen franzöſiſchen Jüngling erheben, als ein jedes däniſche jugendliche Gemüth, ſo wie es die Geſchichte ſeines Landes näher kennen lernte, ſich durch den Glanz, durch die alten Siege der däniſchen Seemacht gehoben fühlte. Die Matroſen bildeten einen eigenen Stamm, bewohnten ein eigenes Stadtviertel. Einſtöckige Häuſer, weiß angeſtrichen, nicht ſelten heiter und reinlich gehalten, ſind in geraden, ſich rechtwinklich ſchneidenden, Straßen an einander gereiht. Hier wohnen nun dieſe Männer, klein von Wuchs, aber derb, breitſchultrig, von ausgezeichneter Muskelkraft. In der That ſcheinen ſie einen eigenen Volksſtamm zu bilden, der ſich in ſeltener Reinheit erhalten hat. Sie ſind durch einen geſunden, oft treffenden Witz im ganzen Lande bekannt. Die enge Verbindung, in welcher ſie leben, unterhält einen Corporationsgeiſt, der, wenn er auch ſeine Nachtheile haben mag, doch auch ein moraliſches Band erzeugt, durch welches die Geſammtheit etwas Ehrenhaftes, Ritterliches erhält, ein keckes, freimüthiges Weſen, durch welches ſie über ihre ſcheinbar beſchränkte Stellung gehoben erſcheint. Ihr Witz läßt

sich freilich nicht gut wiedergeben, denn er ist zu derb und dreht sich um Punkte, die sich nicht mit Anstand berühren lassen. Dabei ist eine grauenhafte Anhäufung von Flüchen, die oft höchst eigenthümlich sind, nicht selten ausgezeichnet witzig, ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Sprache geworden. Sie waren die Lieblinge des Volks.

Ich habe in Walseth und Leith bei der Gelegenheit des Schloßbrandes eine Anekdote von einem solchen Matrosen, freilich aus einer etwas höhern Klasse, erzählt, und ich kann nicht umhin, hier ein Paar Auftritte, die ich selbst erlebte, und die in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen stattfanden, zu berühren. Das dänische Militair, damals meist aus geworbenen deutschen Soldaten bestehend, war verhaßt. Ich werde in der Folge Gelegenheit genug finden, über das seltsame Verhältniß zwischen den Dänen und den dort eingewanderten Deutschen zu reden. Hier, bei den Kämpfen zwischen Matrosen und Soldaten, trat dieses nämliche Verhältniß — im Grunde von dem, was in den höhern und gebildetern Klassen sich zeigte, nicht verschieden — auf die einfachste Weise hervor. Der Deutsche, durch ei-

nen unbeſonnenen Augenblick ſeiner Jugend, wohl auch durch ſchlechtes Leben im Ganzen, war als Opfer eines ſchändlichen und verächtlichen Syſtems in die Hände der Dänen gerathen. Unwillig hineingeſchleppt in ein fremdes Land, deſſen Sitten und Sprache ihm unbekannt waren, nährte er gegen das Volk, dem er gezwungen dienen mußte, einen tiefen Haß. Wie der Verbrecher in ſeinem Gefängniß, nur mit viel größerm Rechte, lauerte er nur auf den Augenblick, der ihn durch eine liſtige Flucht aus der verhaßten Knechtſchaft befreien konnte. Eine ſolche Geſinnung erzeugte Haß, eine ſolche Stimmung Verachtung und Geringſchätzung. Der Fremdling entſchädigte ſich, indem er die Vorzüge ſeines Vaterlandes prahlend hervorhob. Er gewöhnte ſich, wenn er von dieſem ſprach, an pomphafte Ausdrücke, die auch bei andern Gelegenheiten gebraucht wurden. Ein Franzoſe, der die Indolenz der Dänen ſchildern wollte, glaubte genug gethan zu haben, wenn er ſeinen Landsleuten berichtete, daß die phlegmatiſchen Deutſchen ihre Gascogner wären. In Beziehung auf die geworbenen Soldaten hatte der Däne wohl Recht; ſie erſchienen wirklich als ſolche. Wir Knaben, die wir, obgleich von einem deutſchen Vater er-

zeugt, durch die allgemeine Stimmung beherrscht, die Deutschen herzlich haßten, konnten uns freilich nicht in die Lage eines armen, betrogenen, ungebildeten Menschen versetzen. Man muß gestehen, daß er keineswegs zu seinem Vortheil erschien. Besonders bildete er einen für ihn höchst gefährlichen Gegensatz gegen den derben, in sich sichern, auf seinen ursprünglichen Naturgrund festruhenden Matrosen, der entschieden auftrat und von wenigen Worten war.

Einst hörte ich ein lautes Gezänk auf der Straße. Ein Soldat war mit einem Matrosen in Händel gerathen. Der Soldat schimpfte laut, eine Menge Menschen versammelte sich; ich drängte mich neugierig hinzu. Schweig, Elender! rief der Soldat mit Pathos, oder ich werfe deinen Kopf bis nach Jerusalem hin. Und ich dich in die Gosse, antwortete der Matrose sehr ruhig, that es aber wirklich und ging stillschweigend weiter. Man kann sich denken, welchen Triumph das Nationalgefühl bei dieser Gelegenheit feierte; auch mir erschien der Matrose höchst respectabel und ich mochte wohl in diesem Augenblicke glauben, daß sich die Deutschen doch keineswegs mit den derben Dänen messen könnten.

Einige Zeit nachher ſahe ich einen gedrängten Menſchenhaufen um einen betrunkenen Soldaten verſammelt. Er hatte ſich gegen die Wand geſtellt; mit Flinten bewaffnete Soldaten von der nächſten Wache wollten ihn abführen; aber damals trugen die Soldaten, ſelbſt außer dem Dienſt, einen Degen. Der Betrunkene hieb rechts und links mit dem Degen um ſich; das Volk wich aus, die Mannſchaft, die nicht das Aeußerſte gegen den thörichten Menſchen wagen wollte, war in Verlegenheit. Da kroch ein Matroſe aus dem Haufen auf Händen und Füßen herbei, ſchlich ſich unter den Degen, ſteckte den Kopf zwiſchen die Beine des Betrunkenen, hob ſich empor, warf ihn unſanft auf die Erde und ſagte kaltblütig: da liegt er. Darauf verſchwand er ſtillſchweigend.

Dieſe Mannigfaltigkeit neuer Gegenſtände hatte mich auf eine Weiſe zerſtreut, die faſt unglaublich war; ich mußte mich erſt auf mich ſelbſt beſinnen, ruhig einheimiſch werden in der Welt, in welcher ich lebte. Der ſtille Friede, der während meines Aufenthalts in Roeskilde in meinem Innern lebte, war ver-

ſchwunden und kehrte leider in der Art auch nicht wieder zurück. Ich konnte mich kaum auf das, was ich gelernt hatte, beſinnen, das Einfachſte, die Elemente ſelbſt, ſchienen vergeſſen, und etwas der Art iſt mir fortdauernd geblieben. Auf einer Reiſe in eine Sammlung von Naturgegenſtänden hineintretend, bin ich noch immer zerſtreut, verwirrt, das Bekannteſte erſcheint mir fremd und ich bin unſicher ſelbſt da, wo ich mich am ſicherſten fühle, während ich auf der ſtillen Stube in der Welt der Betrachtungen einheimiſch bin. Auf eine ſo vernichtende Weiſe wie jetzt, trat aber dieſe Zerſtreuung mir nie entgegen, es war ein zerſtörendes, obzwar fruchtbares Chaos, aus welchem eine neue Welt hervorgehen ſollte. Daß unter ſolchen Umſtänden ſelbſt ein guter und beſonnener Lehrer an mir irre werden mußte, war begreiflich. Der junge Mann, der unſern Unterricht leiten ſollte, verſuchte einige Wochen lang vergebens, den Umfang meiner Kenntniſſe zu überſchauen. Allenthalben traf er auf Unſicherheit, ja wie es ſchien, auf Unbekanntſchaft mit den erſten Anfangsgründen, während mein jüngerer Bruder, der ſchon ſeit einigen Jahren mit mir den gleichen Unterricht genoß, gründlichere Kennt-

niſſe zu beſitzen ſchien und entſchiedene Fähigkeiten äußerte. Es ſchien ihm tadelnswerth, daß man mich in der Schule in eine höhere Klaſſe hatte fortrücken laſſen. Endlich beſchloß er, ernſthaft mit meinem Vater davon zu ſprechen und dieſer erſtaunte nicht wenig, als der junge Mann den Rath gab, mich nicht ferner ſtudiren zu laſſen; ich wäre, behauptete er, dazu durchaus unfähig. Ich weiß nicht, in wie fern er Recht hatte: daß ich es aber kaum in irgend einer andern Richtung des Lebens zu irgend einem Geſchick gebracht hätte, iſt mir völlig klar. Mein Vater hegte nun aber unter allen meinen Brüdern von mir die größte Hoffnung; ich ſollte vorzugsweiſe in der Zukunft die Familie heben, und wenn ſie jetzt in Dunkelheit lebend mit Armut kämpfte, ſollte ſie zukünftig durch mich, wie er hoffte, Glanz und Anſehen erlangen. Obgleich nun der Lehrer nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, und die ſeine Geduld auf eine harte Probe ſtellten, nicht unrecht hatte, war es dem Vater nach ſeinen Erfahrungen auch nicht zu verdenken, daß er auf die Unfähigkeit des Lehrers ſchloß. Dieſer ward entlaſſen und ein neuer angenommen. Aber auch für mich war dieſes Ereigniß

wichtig. Ich war mir meines verworrenen Zustandes sehr wohl bewußt, was mich bis jetzt grenzenlos anzog, war in die Reihe des Gewöhnlichen getreten. Ich wollte mich dem neuen Lehrer auf jeden Fall in einem vortheilhafteren Lichte zeigen und benutzte die Tage, die zwischen dem Abgange des alten Lehrers und dem Anfange des neuen Unterrichts verflossen, mit der größten Anstrengung. Dieser mußte daher ein günstigeres Urtheil fällen, ja mich meinem Bruder vorziehen. So verdiene ich den Vorwurf, das unter diesen Umständen auf jede Weise falsche Urtheil meines Vaters, über den entlassenen Lehrer, befestigt zu haben.

Der neue Lehrer war ein ältlicher Mann, höchst ruhig, ja phlegmatisch; er blieb unser Lehrer, bis wir ein Paar Jahre später die Universität bezogen. Er besaß gründliche Schulkenntnisse nach der damaligen Art, d. h. lateinische und griechische Grammatik und Syntax waren ihm geläufig; von der Prosodie aber muß er nichts verstanden haben; wir wenigstens erhielten in diesem Theile der Philologie gar keinen Unterricht, und ich habe diese Lücke meiner Kenntnisse noch zu bedauern; in allem Uebrigen war der

gute Mann völlig unwiſſend. Die Mutterſprache behandelte er auf die ungeſchickteſte Weiſe, und mir, da ich das Bedürfniß empfand, mancherlei Betrachtungen, die mich beſchäftigten, in einer überſchaulichen Form auszuarbeiten, der ich mich mit einiger Gewandtheit in meiner Mutterſprache auszudrücken vermochte, klangen ſeine Aufſätze, die er manchmal zu unſerer Belehrung mit mühſeliger Anſtrengung zuſammenſtoppelte, wie die Producte eines Schulmeiſters aus der Holbergiſchen Komödie. Wir Brüder überſahen ihn bald, er aber entwaffnete uns faſt durch ſeine Unſchuld. Wenn er einen meiner Aufſätze las, die gewiß, ſelbſt für mein Alter nichts Auffallendes hatten, konnte er auf die naiveſte Weiſe ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung äußern; aber ſelbſt dieſe waren mir gleichgültig, weil ſein Urtheil für mich keinen Werth hatte. Hier zuerſt bildete ſich auf eine für mich allerdings ſchädliche Weiſe eine einſeitige Geringſchätzung gegen ſtrenge philologiſche Kenntniſſe aus. Der Rector einer anſehnlichen Schule, der ſich fern hält, keine Gelegenheit hat, durch eine vertrauliche Nähe ſittliche oder geiſtige Schwächen zu verrathen, theilt auch den Gegenſtänden ſeines Unterrichts die Wichtigkeit, die Wür-

de, den Ernſt ſeiner Perſon mit. Was wir dicht neben auffallend perſönlichen Schwächen und großer Beſchränktheit kennen lernen, hat jederzeit für uns einen geringen Werth. Indeſſen ſchwebte uns die glänzende Ausſicht, von der Knechtſchaft des Unterrichts entlaſſen, eigene Studien frei zu wählen und zu betreiben, die Freiheit des Univerſitätslebens, als ein glänzendes Glück vor der Seele. Wir waren beſonnen genug, um einzuſehen, daß wir, wenn wir dieſes Glück erreichen wollten, allen Nutzen von dem Unterricht des Lehrers ziehen müßten, den er uns gewähren konnte. So laſen wir einige Bücher der Aeneide, den Horaz ganz; einige Oden ausgenommen, die als unſittlich überſprungen wurden, und die wir dadurch eben am genaueſten kennen lernten. (Es iſt die bekannte Geſchichte mit den verbotenen Büchern und dieſelbe Thorheit wiederholt ſich in dem größten, wie in dem kleinſten Kreiſe.) Im Griechiſchen wurden ein Paar Bücher der Iliade, das zweite Buch des Herodot geleſen, und das war Alles. Mein Lehrer verſtand kein Hebräiſch. Meine Eltern hatten mich entſchieden für die Theologie beſtimmt. Bei der Schulprüfung mußten angehende Theologen über hebräi-

ſche Grammatik und einige Kapitel der Geneſis Auskunft geben. Dieſes war nun Gegenſtand des Selbſtſtudiums, und es ergötzte mich, die eigenen Kräfte zu verſuchen. Der Lehrer verſuchte zwar mit mir zugleich die hebräiſche Sprache zu lernen, aber ſeine Anſtrengungen waren umſonſt. Durch Danzii Grammatik brachte ich es wirklich ſo weit, daß das hebräiſche Alphabet mir einigermaßen geläufig ward, daß ich ein punktirtes Wort ſo ziemlich durchbuchſtabiren konnte, daß ich kümmerlich genug declinirte und conjugirte. Wie ich mich durch die Paar erſten Kapitel der Geneſis durchſchleppte, davon habe ich keinen Begriff. Als ich die Univerſität bezog, war ich ſchon entſchloſſen, die Theologie nicht zu ſtudiren. Der Vater wußte und billigte es, der Onkel aber, auf deſſen Unterſtützung gerechnet wurde, durfte es nicht erfahren. Ich ſchlüpfte mit einem leidlichen Zeugniß (haud illaudab.) durch die Prüfung und kenne die hebräiſchen Buchſtaben nicht mehr.

Der arme Lehrer beweiſt, wie für einen trägen Menſchen, der ſich leidliche Schulkenntniſſe erworben hat, academiſche Stipendien gefährlich werden können. Dieſe und das Honorar, was er für unſern Unter-

richt erhielt, schützten ihn gegen den Hunger. Seinen Anzug vernachläßigte er durchaus. So lange er uns unterrichtete, trug er immer den nämlichen Rock und furchtbar schmutzige Wäsche. Einige Mal, wenn er in der Familie an Gesellschaften Theil nahm, kam ein anderer Anzug zum Vorschein, aber die kunstreichste Wäscherin hätte nicht vermocht, der oft getragenen Wäsche das Ansehen einer wirklich reinen zu geben. Ich lernte, wenn die Unterrichtsstunden abgesagt werden sollten, seine Stube kennen. In einem Hinterhause stieg man auf einer schwarzen, engen, dunkeln, halb verfallenen Treppe bis zum vierten Stock. Man trat in einen engen dunkeln Raum hinein; ein Qualm von schlechtem Tabak erfüllte die Stube. In Dänemark haben alle Betten, selbst die ärmlichsten, Umhänge; diese hingen in schmutzigen Fetzen herunter; auf das Bett selbst wagte man kaum einen Blick zu werfen. Zwei zerbrochene Stühle, ein kleiner Tisch, ein halb verfallenes Repositorium mit wenigen halb zerrissenen Schulbüchern und ein alter Koffer füllten den übrigen Theil der engen Stube so aus, daß kaum Platz für zwei Menschen übrig blieb. Mehrere Scheiben des kleinen Fensters fehlten und

der Raum war durch eingeklebtes Papier erſetzt. Durch das zugemachte Fenſter irgend etwas zu erblicken, war unmöglich. Wenn im Sommer das Fenſter geöffnet war, entdeckte man den ſchmutzigſten Winkel des Hauſes; nie ſah ich ein ſchauderhafteres Bild der tiefſten Armut.

Als ſich unſere academiſche Prüfung näherte, ward der arme Menſch immer ängſtlicher. Das lateiniſche Schreiben an die academiſche Behörde, welches eingereicht werden mußte, ehe wir zur öffentlichen Prüfung angenommen werden konnten, war fertig. Es war eine Art Triumph für ihn, durch welchen er ſich für den Augenblick geſtärkt und ermuntert fühlte. Einige Umſtände, die in dieſem Schreiben erwähnt werden ſollten, wurden von meinem Vater mitgetheilt. Dieſe Mittheilung fand nach den ſpäten Unterrichtsſtunden des Abends ſtatt, denn daß in den letzten Tagen vor der Prüfung Lehrer und Schüler von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend in gleicher Anſtrengung beſchäftigt waren, verſteht ſich von ſelbſt. Den Tag darauf erſchien der Lehrer ſchon am frühen Morgen ſo zufrieden und fröhlich, daß wir erſtaunten; wir waren gewohnt, ihn jetzt immer höchſt ängſt-

lich zu finden, und dieſe Angſt, da, wo wir Ermunterung erwarten konnten, hätte uns, wohl ſelbſt gefährlich werden können, wenn nicht der Leichtſinn der Jugend und die Hoffnung der Freiheit alle Gefahren der nahe liegenden Gegenwart verhüllt hätten. Das Bewußtſein ſeiner Geſchicklichkeit hatte ihn erheitert. Er ſchrieb in der That mit großer Leichtigkeit und grammatikaliſcher Sicherheit ein erträgliches Latein.

Der Tag der Prüfung war da. Sie iſt öffentlich. Wir waren bis dahin mit der Univerſität ſelbſt unbekannt, wir kannten keinen der Abiturienten, keinen einzigen Studenten. Das Lokal der Prüfung war ein alter großer Saal, der ein eigenes Gebäude bildete. Man ſtieg eine hohe, außerhalb liegende Treppe hinauf, um durch eine Vorhalle links in den Saal hineinzutreten. Dieſer war durch ein Geländer in zwei Theile getheilt; die äußere Hälfte, nach der Thüre zu, war von Schülern, welche die Univerſität bald beſuchen ſollten, von Studenten und den Verwandten der Examinanden mehr oder weniger angefüllt; längs den Wänden ſaßen ſechs bis acht Abiturienten. Ein examinirender Profeſſor erſchien, ſchritt durch die Zuhörer hindurch und ließ ſich hinter einem grünen Ti-

ſche, der die Mitte des innern Raumes einnahm, nieder; der zu Examinirende ward von ihm genannt, erhob ſich und blieb neben dem Profeſſor ſtehen. Dieſer examinirte der Reihe nach etwa eine Stunde. Es ward im Lateiniſchen, Griechiſchen, für die Theologen im Hebräiſchen, in Geſchichte und, ſeltſam genug, in Aſtronomie geprüft. Man erhielt dazu ein Paar geſchriebene Bogen vom Profeſſor Bugge ausgearbeitet, die man in den letzten Tagen auswendig lernte.

Die Prüfung fiel für uns beide ehrenvoll aus, wiewohl nach dem ſpeziellen Unterrichte, den wir genoſſen hatten, bei den in der That gründlichen Schulkenntniſſen, die der Lehrer beſaß, und bei der Natur der Prüfung, wie ſie damals beſchaffen war, ſich kaum anders erwarten ließ. Der Leichtſinn der Jugend half uns beiden durch, wir erwarteten mit großer Aufregung den Tag und ſtellten uns ohne Furcht, obgleich wir mit der Art der Prüfung unbekannter waren, als irgend einer der Abiturienten. Der Lehrer hingegen, deſſen träge Einſamkeit und Armut ein tiefes Mißtrauen gegen ihn ſelbſt und eine trübe Hypochondrie erzeugt hatten; er, der auf einem höchſt beſchränkten

Standpunkte der erworbenen Fähigkeit ſich bewegte, ohne daß irgend ein Sinn für die lebendige Verknüpfung des Erworbenen mit der Wiſſenſchaft überhaupt in ihm aufgegangen war, trieb ſich den ganzen Tag in völliger Verzweiflung umher; er wagte es nicht, ſich dem Univerſitätsgebäude zu nähern; ein Bekannter mußte an ſeiner Stelle der Prüfung beiwohnen. Als dieſe den Mittag abgebrochen war, um Nachmittag wieder anzufangen, ſuchte er den Unglücklichen und Verzweifelten auf, um ihm mitzutheilen, wie vortheilhaft bis jetzt die Prüfung ausgefallen war, er fand ihn aber nirgends, eben ſo wenig gegen Abend, als er ihm Glück wünſchen wollte. Er blieb in der kümmerlichen Wohnung bis ſpät, faſt in die Nacht hinein. Da ſtürzte der arme Menſch zerſtört in die Stube und vermochte das Glück, was ihm geworden war, kaum zu faſſen. Er geſtand nachher, daß, je länger er ſich ſo umhertrieb, es ihm deſto wahrſcheinlicher ward, daß wir durchgefallen wären. In der Gemüthsverwirrung kam es ihm vor, als wüßte er ſelbſt nichts, und daß wir alſo von ihm auch nichts hätten lernen können. Er ging mit dem Gedanken um, ſich zu ertränken, wenn wir ſchlecht beſtanden wären. Der

Selbſtmord ſchien ihm unvermeidlich, und dennoch ſcheute er ſich, die unglückliche Nachricht einzuholen, die dieſen herbeiführen mußte. Dieſer furchtbare Kampf, der ſo gewaltſam in ſein gewöhnliches träges Leben hineindrang, zog ihm eine Krankheit zu. Wir hatten keine Ahnung von dieſer Angſt, und der Jubel über den Erfolg und über die erworbene Freiheit war grenzenlos. Nach der Prüfung war der Lehrer natürlich der Erſte, den wir mit Ungeduld aufſuchten. Wir hatten ihn den ganzen Tag nicht geſehen und konnten uns ſeine Angſt denken. Den Tag darauf kam der Freund, uns ſeine Krankheit anzuzeigen.

In der That, es hing viel von unſerer Prüfung ab. Es war das erſte Mal, daß er nach einer dreijährigen Anſtrengung eine ſo ſchwierige und auch in ihren Folgen vortheilhafte Arbeit zu vollenden vermochte. Die zunehmende Stumpfheit, in welche er verſank, mochte ihn überzeugen, daß ein ſolches Werk ihm nicht zum zweiten Male gelingen würde. Daß wir für alle Gegenſtände der Prüfung das erſte Zeugniß erhielten (nur ich für das Hebräiſche nicht), gab ihm in den Augen der akademiſchen Behörde ein gewiſſes Anſehen. Profeſſor Bang verſchaffte ihm eine

Stelle in einem sogenannten Kollegium, in welchem er Wohnung, Holz, Licht, und mit Hülfe einiger Unterstützung eine Summe erhielt, die hinlänglich war, ihm alle Jahre einen Ueberrock zu verschaffen und gegen Hunger zu schützen. Mehr wollte der Unglückliche nicht, und von jetzt an versank er immer tiefer in geistige Stumpfheit und schmutzige Armut.

Als ich dreizehn Jahre später mit meiner Frau nach Kopenhagen kam, erschien der arme Mensch wieder bei mir. Seine Persönlichkeit hatte jetzt schon so viel Unangenehmes erhalten, daß seine Nähe beschwerlich ward. Er erzählte mir nun, wie er, nachdem er das Kollegium verlassen müssen, eine Dorf-Schullehrer-Stelle erhalten hätte; aber er glaube, als ein **Baccalaureus laureatus** eine höhere Stellung im Leben zu verdienen. Nach einigen Jahren wäre er wieder nach Kopenhagen gekommen, um eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu erhalten. Durch Freunde erfuhr ich, daß er sich Jahre lang bettelnd in der Stadt umhergetrieben. Man hatte ihn darauf in einem reicheren Dorfe vortheilhafter angestellt. Als er aber meine Ankunft in Kopenhagen vernommen hatte, verließ er diese Stelle wieder, um durch mich

eine andere zu erhalten. Mir war dieſer Beſuch ſchauderhaft. Durfte ich den Lehrer abweiſen, und war es möglich, ihm auf irgend eine Weiſe eine auch nur erträgliche Stelle zu verſchaffen? Er hatte bei mir den Mittagstiſch, und ich bewunderte die junge Frau, die es duldete. Ich erkundigte mich nun bei den Behörden und erfuhr, daß man ihm nicht unvortheilhafte Stellen gegeben hatte, die er aber jedesmal ohne Erlaubniß verlaſſen, um in Kopenhagen zu betteln. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er nach ſeinem Dorfe zurückeilen müſſe. Durch die Behörden hatte ich erfahren, daß ſeine Einkünfte nicht unbedeutend waren, und daß viele ausgezeichnete Dorf-Schullehrer (mit Unrecht) weniger hatten als er. Jetzt entſchuldigte er ſich damit, daß die Anſtrengung der Fußreiſe ihm eine Verletzung zugezogen; er ſtellte mir vor, wie er ja ſchon ſeit länger als einem Jahre nicht nach Kopenhagen zurückgekommen wäre. Jetzt erſt hätte er meine Anweſenheit erfahren und ſetzte alle ſeine Hoffnung auf mich. Er kam immer hinkend in mein Haus. Einmal aber erblickte ich ihn rüſtig auf der Straße gehend, doch als er mich ſah, fing er an zu hinken. Dieſe Entdeckung hatte für mich etwas Furcht-

bares, und dies Verhältniß eines Menſchen, für welchen ich früher Achtung gehabt, dem ich ſelbſt Dank ſchuldig zu ſein glaubte, ſchien mir entſetzlich. Durch Profeſſor Bang ward wieder für ihn geſorgt, und er iſt wahrſcheinlich in einem Spital geſtorben.

Wenn ich auf meine Schulzeit zurückſehe, ſo muß ich es immer noch innig bedauern, daß ich ſo gar keinen Lehrer gehabt habe, deſſen Unterricht mich gefördert. Es ſcheint mir für das ganze Leben ein großes Glück, wenn man ſich ſorgfältiger und frommer Eltern zu rühmen hat, auch das Andenken eines würdigen Lehrers für das ganze Leben erhalten zu können. Wie glücklich pries ich meinen Freund Schleiermacher, wenn er unter allen den bedeutenden Männern, mit denen er lebte und thätig war, den alten ehrwürdigen Lehrer ſein ganzes Leben lang in warmen Andenken behielt und unter die Vorzüglichſten zählte. Mir iſt dieſes Glück nicht geworden. Ich war innerlich wie äußerlich nur zu ſehr mir ſelber überlaſſen. Nur in meiner früheſten Schulzeit trat mir für eine kurze Zeit der freundliche Mann entgegen, der meine Neigung zu gewinnen verſtand, ich will ihn hier noch nennen, er hieß Kroyer.

Nachdem ich nun den Gang meiner Ausbildung bis zur Universität innerhalb der Schule darzustellen versucht habe, werde ich doch, ehe ich die bedeutendere Selbstbeschäftigung hervorhebe, die Bildung meines ältesten Bruders berühren, die bei der vortheilhaften Wendung, die sie nahm, mir lehrreich und nicht unbedeutend scheint. Er galt für geistig beschränkt und meine Eltern wußten durchaus nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Man wollte ihn in einen Kramladen stellen, man drohte, ihn bei einem Handwerker in die Lehre zu geben, was damals und leider noch, für die Kinder aus dem höheren Bürgerstande für eine Art Schimpf galt. Der arme Knabe ward von meinem Vater sehr gering geschätzt; meine Stellung gegen ihn war wahrhaft peinlich; er war von einer grenzenlosen Güte des Charakters. Einst war ein benachbarter verwandter Landprediger in Roeskilde zum Besuch. Seine Pferde, von der Schwemme zurückkommend, liefen auf den Hof. Ich bestieg den nakten Rücken des einen, das Thier war träge, mein ältester Bruder wollte es ermuntern und schlug es mit einer Gerte. Das Pferd bäumte sich, warf mich ab, trat mit dem Vorderfuß auf das Armgelenk, die-

ſes wurde dadurch verrenkt und ein Knochen im Gelenk zerſchmettert. Ich erinnere mich noch des Schreckens, als mein armer Bruder mich aufhob, als ich den Arm in die Höhe heben wollte und der untere Theil hängen blieb. Die Kur war ſehr ſchmerzhaft und dauerte faſt ein Vierteljahr. Die ununterbrochene Sorge meines Bruders, der ſich die Schuld zuſchrieb, bleibt mir unvergeßlich. Er entſagte Allem, um mir irgend einen Genuß zu verſchaffen. Seine Sparbüchſe ward zerſchlagen und die ſorgfältig bewahrte Summe zu Geſchenken für mich verwendet. Vergebens beſchwur ich ihn, mit dieſen Opfern inne zu halten, ich vermochte es nicht. Er ließ ſich es nicht nehmen, mich zu warten und zu pflegen; ein jeder Schmerz, den ich litt, preßte ihm Thränen aus. In der erſten peinlichſten Epoche meiner Krankheit ſchlief er kaum. Die harten Schienen, die mit großer Feſtigkeit um den Arm geſchnürt waren, veranlaßten heftige Krämpfe; wenn ich nun manchmal in der Nacht aufſchrie oder auch nur leiſe wimmerte, ſprang der Bruder erſchrocken aus dem Bette, und ſchien die Schmerzen ſo heftig zu fühlen als ich ſelbſt. Wie ſehr dieſes Ereigniß mich zu dem geliebten Bruder hinzog, iſt

leicht einzusehen. — Auch erschien er in geistiger Beziehung seinen beiden jüngeren Brüdern keineswegs untergeordnet; er war kühn, rasch, gewandt, und an unsern phantastischen Beschäftigungen, an unsern geographischen und geschichtlichen Träumen nahm er lebhaften Antheil. Wenn ich mich auch durch eine dichterische Productivität und Beredsamkeit auszeichnete, so zeigte er doch auch ein klares Verständniß, und was durch mich angeregt war, wurde, besonders nachdem jener Unfall uns näher gebracht hatte, von ihm mit großer Theilnahme aufgefaßt, ja nicht selten bestimmter ausgeführt. Nur das tiefe religiöse Mysterium, welches mich mit Natur und Geschichte verband und für welches ich vergebens Worte suchte, blieb, wie mir selber, so meinen Brüdern verborgen.

Endlich entschlossen sich meine Eltern, ihm eine militairische Bestimmung zu geben. Er ward Cadet bei den Husaren, und daß der hellblaue, mit silbernen Tressen besetzte Dollmann, der Säbel, der ihm frei an der Seite hing, dem Knaben gefielen, war natürlich. Als wir nach Kopenhagen kamen, erhielt er Erlaubniß, an dem Unterrichte der Artilleriecadetten Theil zu nehmen. Mein Vater, der von ihm nur

wenig erwartete, hatte ſich gar nicht um den Erfolg des Unterrichts bekümmert. Er fürchtete wahrſcheinlich, daß die Nachfrage nur einen ſchmerzlichen Bericht hervorrufen würde. Nach kurzer Zeit bat mein Bruder den Vater, er möchte ihn unter die Artilleriecadetten aufnehmen laſſen. Mein Vater ſchlug es ſo entſchieden und hart ab, daß mein Bruder in einigen Wochen die Bitte nicht zu erneuern wagte; aber von jetzt an ſchien er keine Ruhe zu haben. Er wiederholte immer dringender die Bitte, und ließ ſich durch das ſtrenge Widerſtreben des Vaters nicht abweiſen. Endlich wandte er ſich an die Lehrer der Cadetten-Akademie. Wie erſtaunte der Vater nun, als die ſämmtlichen Lehrer bei ihm erſchienen, ihn dringend baten, der Bitte des Sohnes nachzugeben, und erklärten, daß er der ausgezeichnetſte Schüler der ganzen Akademie wäre. Kurz hintereinander beſtand er die öffentlichen Prüfungen glänzend. Das Offizier-Examen beſtimmt die Anciennität, und ſelbſt junge Offiziere, die vor der Prüfung das Portepée tragen, erhalten eine Anciennität, die vom Erfolg der Prüfung abhängt. Ich, der ich einen ſo bedeutenden geiſtigen Vorzug unter meinen Brüdern bis dahin

behauptet hatte, mußte es erleben, daß der Bruder, der fortdauernd hinter mir ſtand, als ſelbſtändiger Mann in der Familie auftrat, während ich noch Schulknabe war. Er war Seconde-Lieutenant geworden; alle, die mit ihm ſich der Prüfung unterwarfen, waren ſeine Hintermänner. Der Vater gab an dieſem Tage ein Feſt. In die Geſellſchaft, ſagte er, gehören nur Männer, nicht Schulknaben; wir blieben ausgeſchloſſen. Der Bruder verdiente für den langen Druck dieſe Auszeichnung, und ich darf ſagen, ich nahm innig Theil an ſeinem Triumph und beneidete ihn nicht. Er hatte nun eine, den Verhältniſſen nach, glänzende und ſichere Ausſicht. Auf mich machte dieſes Ereigniß einen tiefen Eindruck, ja es hat eine Anſicht frühzeitig begründet, die ſich immer mehr befeſtigte, je älter ich ward. Ich habe einen ſelbſt erwählten Beruf trotz aller Schwierigkeiten verfolgt, und hier mußte ich es erleben, wie die einſeitige Art des Unterrichts den beſtimmten Beruf eines Knaben vor ihm ſelber verbarg, und wie der Mangel an Geſchick, der Eltern wie der Lehrer, ſeine eigenthümlichen Fähigkeiten zu entdecken, ihm ſchöne Jahre der Entwickelung ſtahl und ihn zu einer, ſeiner beſſern Natur

unwürdigen, geiſtigen Unterordnung verdammte. Es war der Unterricht in der Mathematik, der ihn geiſtig in Bewegung ſetzte, durch dieſen fand er ſein urſprüngliches Organ, jetzt ſchloß ſich der Geiſt auch für andere Richtungen auf. Er nahm Privatunterricht im Lateiniſchen, er ſtudirte die Kriegswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange und die Geſchichte. Sein ſpezielles Fach zog ihn zur Chemie hin und hier fanden wir Brüder einen ſchönen wiſſenſchaftlichen Vereinigungspunkt. So ſtieg er empor, von ſeinem Könige geachtet, in der Armee geſchätzt, und viele Schüler des vorzüglichen Lehrers ehren ſein Andenken.

Das einſame Leben in der Familie hatte nicht aufgehört, als wir nach Kopenhagen kamen. Was mich im Anfange hinriß und zerſtreute, war die Stadt, das Leben, die neue Gegend, war der Reichthum der Erſcheinungen, die wechſelnden Gegenſtände, die ſich dem Bettler wie dem Reichſten aufdrängen; daß ſie mich vielleicht tiefer, innerlicher ergriffen, als ſonſt Knaben von meinem Alter, lag in der Fülle der immer thätigen Phantaſie. Hinter dieſen Gegen-

ſtänden, die in ihrer unbeſtimmten Mannichfaltigkeit mir vorüberſchwebten, verbarg ſich eine Welt, die mir zugehörte. Daher liebte ich es, in den entfernteſten Gegenden der Stadt, in Gaſſen der Vorſtadt, wo Wenige hinkommen, mich einſam zu verlieren. Dieſe große Stadt mit ihrem Gewühl ward dann als ein Ganzes aufgefaßt; die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände blieb, obgleich ſie nicht mit Beſtimmtheit hervortrat. Das Gewühl der Stadt, das Summen in der Luft, das dumpfe Rollen der Wagen auf den Straßen, aus der Ferne vernommen, bildete dann ein eben ſolches Gewühl in meiner Seele, in welcher das Verſchiedenartigſte ſich bunt durchkreuzte, ohne ſich zu verwirren. Und als Gegenſatz gegen dieſes große Ganze diente mir dann das enge Leben der ſtilleren Umgebung. Kinder, welche im Sonnenſchein vor den Häuſern ſaßen, Nachbarn, die vertraulich mit einander plauderten, kleine ärmliche Krautgärten, die in die Felder hinausliefen, die da beſchäftigten Menſchen, zogen mich in den engen Raum beſtimmter Verhältniſſe hinein. Ich verſetzte mich in das Leben dieſer Menſchen, ich erſann Ereigniſſe, ich lebte in beſtimmten Zuſtänden, in Verwickelungen, die bald

unglücklich, bald heiter und fröhlich endeten; und während ich auf ſolche Weiſe in den Hütten zu wohnen ſchien, von beſchränkten Verhältniſſen immitten des großen bunten Lebens, von Armut umgeben, ergötzte mich die beſtimmte Beſchäftigung mit der Natur im Kleinen. Die Pflanzen, die ich pflückte und unterſuchte, das Gewühl der Inſecten zwiſchen den ſchwimmenden Waſſerpflanzen in einem Teiche, wurden mir Mittel der Beruhigung und Verſöhnung. Noch enger drängte ſich das beſchränkte Leben mit ſeinen Sorgen und Mühen an mein unruhig ſchlagendes Herz, wenn es mir gelang, im Dunkeln in die kärglich erleuchtete Stube einer armen Familie hineinzublicken. Gern verlor ich die ängſtigende Erinnerung an die Noth der eignen Familie, indem ich mich in den erträumten Sorgen einer fremden, gequält und beruhigt zugleich, verlor, denn nichts riß mich aus dieſer heitern und trüben, fröhlichen und ſchmerzvollen Einſamkeit heraus.

Zwar lebten in Kopenhagen ganz nahe Verwandte in Anſehen und Wohlſtand, zwar hatten ſie Söhne und Töchter von unſerem Alter; aber wir hatten keinen Umgang mit dieſen, wir kannten ſie kaum.

Ich erinnere mich nicht einmal genau, ob nicht der angesehenste von diesen, der Bruder meiner Mutter, der Generalprocurator, vermuthlich Conferenzrath (denn auch seinen Titel habe ich vergessen), der sich de Bang nennen ließ, kürzere oder längere Zeit nach unserer Ankunft in Kopenhagen gelebt hat. Bei einem feierlichen Besuche sind wir ihm einmal vorgestellt worden, und daß sein Stand und die uns fremde Pracht seiner Umgebung, daß die vornehme Strenge und gebieterische Herablassung der Frau, die sich von uns, wie es schien, nur ungern Tante nennen ließ, ein drückendes Gefühl erzeugte, war natürlich. Ich habe diese beiden Verwandten seitdem nie wieder gesehen. Mit den beiden Söhnen trat ich erst mehrere Jahre später in Verbindung. Es war mir seltsam, wenn ich an den Eindruck dachte, den diese Familie in unserer früheren Kindheit aus der Ferne auf uns machte. Damals fanden wir uns durch eine so angesehene Verwandtschaft gehoben, jetzt gedrückt. Die Stelle eines Generalprocurators in Dänemark ist eine sehr bedeutende, aber diese äußere Bedeutung hängt von der innern des Mannes ab. Der Generalprocurator entwirft neue Gesetze, und kennt er die Rechtsver-

hältniſſe ſeines Landes genau, haben dieſe ſich in der Seele des Kundigen lebendig geſtaltet, daß die ſtarre Form der bloßen Ueberlieferung zur innern organiſchen Entwickelung wird, dann kann man ihn gewiſſermaßen den Geſetzgeber des Landes nennen. Mein Verwandter war gewiß ein rechtlicher, wohl auch fähiger Mann; als Advocat beim höchſten Gericht und Kammeradvocat des Königs muß er ſich wohl ausgezeichnet haben: als Generalprocurator ward er durch die glänzenden Talente ſeines Nachfolgers Colbiörnſen verdunkelt, noch mehr durch denjenigen, der jetzt ſeine Stelle einnimmt (oder einnahm; denn ob ſeine mannigfaltigen Geſchäfte es nicht gefordert haben, daß er dieſe Stelle wieder hat aufgeben müſſen, weiß ich nicht), durch meinen innigen Freund, den allgemein verehrten, ja angebeteten Derſted, dem es gelungen iſt, eine Stellung zwiſchen König und Volk zu erlangen, von beiden auf gleiche Weiſe geehrt, wie ſie in einer Monarchie ſelten, vielleicht niemals ſtattfand.

Ich mag dieſen Verwandten gewiß zu hart beurtheilt haben. Es mag in den Verhältniſſen meines Vaters, in den Anſprüchen, die er machte, Manches gelegen haben, wodurch er ihm beſchwerlich zu werden

drohte. Von unſerer Seite bildete ſich der frühzeitig in uns genährte Trotz entſchieden aus, und daß mein Vater beſchloſſen, ſich nie mehr um dieſen Verwandten zu bekümmern, darf ich, wie ich ſeine Geſinnung kannte, vorausſetzen.

Wie wenig wir unter ſolchen Umſtänden fähig waren, die Verhältniſſe richtig zu beurtheilen, zeigte ſich beſonders durch die Stellung, die wir gegen den andern Verwandten, Profeſſor Bang, einnahmen. Dieſer Onkel war ein Mann von großer Herzensgüte, aber in gewiſſen, beſonders religiöſen Beziehungen beſchränkt. Er ſah ſich, und mit Recht, als das Haupt der Familie an. Als ein Arzt, der das Vertrauen der bedeutendſten Familien genoß, konnte er nach allen Richtungen hülfreich ſein, und er überſah nicht leicht irgend eine Gelegenheit, wo er einem Bruder, Neffen oder ſonſtigen Verwandten nützlich ſein konnte. Er verſchaffte dem einen Bruder, der theils durch ſeine Stellung, theils durch ſeine Fähigkeiten nur geringe Ausſichten hatte, eine reiche Witwe zur Frau; einem andern nach einer kurzen Dienſtzeit eine Penſion, einem dritten, der nicht leicht zufrieden zu ſtellen war, eine reiche Landpfarre, die er

durch Hülfe des Bruders nach wenigen Jahren mit einer noch beſſern vertauſchte. Meine Mutter war ſeine liebſte Schweſter, und ich ward durch ihn, ſo lange ich mich in Kopenhagen aufhielt, auf das thätigſte unterſtützt. Ich kann das Bild des kleinen guten Mannes mit dem runden freundlichen Geſicht niemals hervorrufen, ohne an die Sorge und Mühe zu denken, die er meinetwegen auf ſich lud, und wie wenig ich ſeinen Hoffnungen entſprach. Er gehörte zu den Menſchen, die im vorigen Jahrhundert und bei den ſtillen geordneten Verhältniſſen des Lebens häufiger waren, als jetzt. Selbſt weit entfernte Familienglieder hielten zuſammen. In den ruhigen Zeiten, bei der Ausſicht, dauernde genußreiche Verhältniſſe zu begründen, äußerte ſich der den Menſchen natürliche Trieb, ſich zu iſoliren, ſich abzuſondern. Stände, Zünfte, Familien ſchloſſen ſich in ſich ab. Man hielt es für billig, für verſtändig, ja für Pflicht, wenn jene abgeſonderten Kreiſe ſich einen jeden Vortheil zu erringen ſuchten. Man kann nicht ſagen, daß der Staat durch dieſe Geſinnung gefliſſentlich betrogen wurde. Er war kaum da, man dachte nicht an ihn; denn ſelbſt die Herrſcher des Volkes wurden

meiſt nur durch particuläres Intereſſe in Bewegung geſetzt. Friedrich II. leuchtete als ein wahrer König hervor; Kaiſer Joſeph bemühte ſich ihm nachzueifern: aber in meinem Vaterlande war es dem jungen Könige und ſeiner bedeutſamen Umgebung noch nicht gelungen, die Folgen der zwölfjährigen vormundſchaftlichen Regierung zu überwinden. So konnte es ein redlicher Mann von einer bewunderungswürdigen Thätigkeit, der für eine große Familie, nicht blos für die eigene zu ſorgen hatte, wohl als eine Pflicht betrachten, allen Gliedern derſelben jeden möglichen Vortheil zuzuwenden. Der entſchiedenſte Nepotismus war ihm zum Grundſatz geworden, doch war ſein hülfreicher Sinn keineswegs auf dieſen allein beſchränkt, und der Noth, die vorzüglich dem Arzt in ſo mancherlei abſchreckender Geſtalt nahe tritt, ward von ihm oft und mit großer Aufopferung abgeholfen. Er hatte als Arzt einen bedeutenden Ruf; als Director des wohl eingerichteten Hospitals, welches in heitern und anſtändigen Räumen ſelbſt angeſehene Kranke für einen ſehr mäßigen Erſatz zur Kur aufnahm, gab er Tagebücher der vorzüglichſten Krankheiten heraus, die ſehr geſchätzt wurden. Seine Praxis medica galt

im vorigen Jahrhundert in der ganzen medizinischen Literatur für ein klassisches Werk. So fand dieser verdiente und wohlmeinende Mann sein Dasein, seine Thätigkeit nach allen Richtungen hin fest begründet, und es war natürlich, daß ein so in sich abgeschlossener Kreis, innerhalb seiner Grenzen so wohl verwahrt, eine Denkweise bildete, Grundsätze erzeugte, die unerschütterlich waren und keinen Widerspruch duldeten. Bei dem Einfluß, den er auf alle Familienglieder hatte, bei der Hülfe, welche die meisten derselben von ihm erwarteten, geschah es, daß solche Grundsätze mehr oder weniger die ganze Familie beherrschten, und daß der Sinn, ein anderes, von der Familienhaftigkeit abweichendes Dasein zu fassen, immer mehr verschwand. Ein jedes Widerstreben gegen die einmal angenommenen und als wohlbefestigt betrachteten Familienansichten ward nicht allein als tadelnswerth, sondern auch als lasterhaft betrachtet, und das Richteramt der Familienglieder konnte sich wohl bis zum Haß steigern, wo nicht ein so tiefer Grund von Gutmüthigkeit, wie die meines trefflichen Onkels, diesen milderte, oder ganz aufhob. Ich rufe gern das Andenken an diesen gütigen Verwandten zurück. Er

iſt mir, wenn wir uns wechſelſeitig verkannten, wie, wenn wir uns einander wieder liebreich näherten, ſehr wichtig geworden. Aber leugnen darf ich es nicht, daß der Widerwillen gegen das Altbaſen- und Vetterweſen, gegen die engherzigen Grundſätze der Familienhaftigkeit, wie ſie aus der Menge meiner Verwandten ſich ausſprachen und mich und meine zukünftige Beſtimmung zu beherrſchen ſuchten, ſich frühzeitig auf eine herbe Weiſe ausbildete und eine entſchiedene Oppoſition erzeugte, die ſelbſt einen leidenſchaftlichen Character annahm.

Das erſte Zuſammentreffen mit dieſem Manne hatte etwas Zurückſtoßendes. In ſeiner abgeſchloſſenen Art fand er es wohl kaum der Mühe werth, auf die Knaben zu achten; auch ſeinen Stiefſöhnen, ſpäter meinen genaueſten Freunden, traten wir trotzig entgegen, und wenn wir, obwol höchſt ſelten, eingeladen wurden, hielten wir uns finſter von allen Gliedern der Familie mit ſchüchternem Stolz zurück, und zählten die Minuten, bis es uns vergönnt war, den Kreis wieder zu verlaſſen. Ich erinnere mich noch eines Auftritts bei dem erſten Beſuche, der für das zukünftige Verhältniß, welches zwiſchen meinem Onkel

und mir ſtattfand, etwas Weiſſagendes hatte. Daß die Kinder Eltern und Verwandten die Hand küßten, war damals allgemein Gebrauch; war es nun durch den freien Sinn des Vaters unmittelbar veranlaßt, oder hatte ſich eine eigene Anſicht durch die Eigenthümlichkeit unſerer Erziehung aus uns ſelbſt ausgebildet, genug, die Mutter ward des Morgens, wenn wir ſie zuerſt ſahen, und des Abends, wenn wir ſie verließen, mit einem ehrerbietigen Handkuß begrüßt. Dem Vater ſchüttelten wir die Hand. Der Onkel nun, als wir ihn beſuchten, ſtreckte die Hand, offenbar zum Handkuß, aus, meine Brüder küßten, ich ſchüttelte ſie, und blickte ihn dabei ohne allen Zweifel etwas naſeweis an. Er erſchrak erſt und ſah ſehr finſter aus, dann aber lächelte er, legte die Hand auf meinen Kopf, und ich blieb ungewiß, ob ich es als Verſöhnung oder als Zurechtweiſung betrachten ſollte.

Wir waren alſo mitten in der Hauptſtadt dennoch völlig iſolirt und ich war mit eigenen Studien, mit dem, was mich geiſtig beſchäftigte, ganz mir ſelbſt überlaſſen und ſo einſam wie in Roeskilde. Ich kannte keinen Menſchen, der mir irgendwie eine An-

leitung zu geben vermochte, Keinen, der mir Schriften anwies; es war in dieser Rücksicht Alles dem Zufall überlassen. In Kopenhagen hatte ein Leihbibliothekar, Venninghausen, einen großen Ruf. Ich glaube fast, daß er der einzige war; ich erinnere mich wenigstens nicht, von einem andern gehört zu haben. Die Lesewuth war unter der geringeren Klasse noch nicht eingerissen. Was mich in der Bibliothek meines Vaters interessiren konnte, war mir völlig bekannt. Einige Dichter hatten mich angezogen. Ich liebte Gellert, und viele seiner Lieder machten einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich verehrte Haller. Aber die Art, wie Klopstock von mir aufgefaßt wurde, hatte etwas Eigenthümliches. Mein Vater besaß seinen Messias und seine Oden; er ward als der größte, damals lebende Dichter betrachtet, war aber, wie es hieß, außerordentlich schwer zu verstehen, und Vater und Lehrer hielten sich wohl darüber auf, daß ich mich mit einem Schriftsteller beschäftigte, der selbst ihnen unzugänglich schien. Nun muß ich gestehen, daß auch ich mich oft vergebens mit ihm quälte, aber ich glaubte, daß die Schwierigkeit mehr in der Unkunde der Sprache als in dem Inhalte lag.

Die lebendigen Sprachen wurden überhaupt damals so gut wie gar nicht getrieben, nur für die deutsche Sprache waren täglich zwei Stunden ausgesetzt; die äußere Nothwendigkeit für einen geistig gebildeten Mann, diese Sprache wenigstens zu verstehen, wenn auch nicht zu sprechen, hatte die Kenntniß derselben allgemein gemacht. Da mein Vater ein geborner Deutscher war, so wurde öfters beschlossen, es solle im Hause nur deutsch gesprochen werden. Der Befehl erging an uns Kinder und machte uns auf ein paar Tage stumm. Ein Mann, verheirathet und einheimisch in einem fremden Lande, vermag seine Landessprache nie für den täglichen Gebrauch, nie in die Familie einzuführen. Der Frau wird es unter ähnlichen Verhältnissen eher gelingen. Sie will die Töne ihrer Heimat festhalten; diese sollen hier aus den Lippen der Kinder wiederklingen; sie kann sich nie von der Wurzel ihres Daseins losreißen, wie der Mann: diesem ist es vergönnt, das Vaterland durch umfassendere Lebensmomente festzuhalten. Studien und Geschäfte stellen den Mann auf einen freieren Standpunkt, in einen Kreis, der über die Familie reichend, beide Länder in sich schließt. Auch die Mut-

ter mag für ein höheres Leben, für eine höhere Atmosphäre sich aufschließen, aber nur von dem ursprünglichen Grund und Boden der Familie aus, wie die Pflanze, und in diesen versetzt sie die Kinder. Wie wir es nun dahin brachten, dessenunerachtet ziemlich früh die deutsche Sprache wenigstens zu verstehen, weiß ich in der That nicht zu sagen. Als wir Roeskilde verließen, las ich das Deutsche mit Leichtigkeit, und da Alles, was mich geistig beschäftigen sollte, sich an sinnliche Gegenstände knüpfen mußte, an lebendige Vorstellungen, aus der Natur oder aus der Geschichte entsprungen, da die Sprachen für mich nicht einen Werth an sich hatten, sondern insofern sie mir nur immer eine reichere Welt eröffneten, so behandelte ich sie mit einem großen Leichtsinn. Bot mir eine Schrift keine Schwierigkeiten dar, konnte ich ganz vergessen, daß sie in einer fremden Sprache geschrieben war, so wurde sie mir eben dadurch am liebsten. Gellerts Gedichte zogen mich daher so an. Auch mit Hagedorn befreundete ich mich ohne große Mühe. Gellerts Briefe schienen mir vortrefflich. Fenelon in einer deutschen Uebersetzung war, wie schon gesagt, ein wichtiges Buch der religiösen Mit-

theilung zwiſchen meiner Mutter und mir. Was dieſes anſchlug und innerlich erregte, erhielt ſein Verſtändniß aus einer höhern Region, als die der bloß äußeren Sprache. Aber es mochte wohl dazu dienen, uns dieſe zugänglicher und faßlicher zu machen. So weit war ich ſchon in der Bekanntſchaft deutſcher Schriftſteller gediehen. An das Engliſche und Franzöſiſche ward gar nicht gedacht; man könne, hieß es, ſich mit der lateiniſchen Sprache durch die ganze Welt ſchlagen, auch wurde, in der damaligen ruhigen Zeit, der Fall, daß ein junger Menſch die Grenzen ſeines Vaterlandes überſchreiten könne, gar nicht in Anſchlag gebracht. Ich ſollte Prediger, mein älterer Bruder Offizier, mein jüngerer ſollte Arzt werden, an die Beſtimmung des jüngſten ward kaum gedacht. Die Schweſtern hoffte man an bürgerliche Beamte zu verheirathen. Die Hoffnung unſerer Eltern für uns, unſere eigene reichte kaum bis über die engen Grenzen unſeres Vaterlandes. Eine unbeſtimmte Sehnſucht, die mich weiter trieb, konnte keine bleibende Geſtalt gewinnen, um ſich als beſtimmte Hoffnung auszubilden, und die deutſchen Schriftſteller, mit deren Sprache ich immer vertrauter

ward, schlossen mir mittelbar oder unmittelbar eine Welt auf, die mir eine unendliche zu sein schien, die ich kaum zu bewältigen vermochte.

Nun war Klopstock wirklich der erste, dessen Sprache mir bedeutende Schwierigkeiten machte, daß selbst ältere Männer, selbst mein Vater, ein geborner Deutscher, behaupteten, er sei wegen der Tiefe der Gedanken schwer zu fassen, reizte meinen Stolz. Was den Messias betrifft, so fand ich diesen nach einiger Mühe nicht so unverständlich, aber es war mir unmöglich, ihm einen so großen Werth beizulegen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, warum die Ereignisse, die Offenbarungen des neuen Testaments, die in ihrer erhabenen Einfachheit mir eine grundlose geheimnißvolle Welt eröffneten, mir hier in dieser seltsamen veränderten Gestalt entgegentraten. Auch ich hatte mit dem Heiland gelebt, ihn und seine Jünger in den Gegenden von Palästina und in den Städten, wo er lebte und lehrte, begleitet. Die einfachen Züge bei Matthäus und vor Allen bei Johannes schließen eine unendliche Macht der klaren Darstellung in sich. Die Gestalten, die Ereignisse, selbst die kernhaften Lehren treten in so bestimmten schneidenden Umrissen

hervor, daß für den lebhaften Knaben, deſſen eigenſtes Daſein im Innerſten tief erſchüttert und bewegt, wie durch geheime Gewalt in dieſe Richtung hineingezogen wurde, eine ganze Welt ſich für die lebendige Anſchauung aufſchließen mußte. Jene Engel und Teufel, die breit auseinander gelegten guten und böſen Geſinnungen ſtörten das einfache Bild, welches, in allen Theilen fertig, mir vorſchwebte. Ja es gab Augenblicke, wo mir das Product einer fremden Phantaſie, die ſich in die heilige Welt meiner Religion hineindrängen wollte, als eine Entweihung derſelben erſchien. Was mir vorſchwebte, hatte die größte Aehnlichkeit mit den einfältigen Holzſchnitten, die in den Ausgaben der däniſchen Evangelien, die wir benutzten, vorkamen. Dieſe Bilder haben noch einen hohen Werth für mich, und ich erkannte ſie ſpäter als Kopien ſolcher Darſtellungen, wie wir ſie häufig auf den Majolicagefäßen vorfinden und die zum Theil dem Raphael zugeſchrieben werden.

So mußte es dem großen und verdienſtvollen Dichter, dem die deutſche Poeſie ſo viel verdankt, begegnen, daß der einſeitige, in ſeinen Phantaſien befangene Knabe ihn abwies. Klopſtock wollte mir gar

nicht gefallen; den einfachen Gellert betrachtete ich zwar nicht als Dichter, aber ich fand mich durch ihn erbaut, durch Klopstock nie. Diese knabenhafte Opposition hatte aber so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich mich mit diesem Dichter auch später nie habe befreunden können. Er scheint mir ein Dichter zu sein, der beschlossen hatte, ein Gedicht zu machen, wie Milton früher, und in einer Form, wie sie durch seine Studien der alten Poesie in der Schulpforte überliefert war. Er dichtete, weil er wollte, nicht weil er mußte.

Seine Oden waren freilich von Seiten der Sprache schwieriger zu fassen; als ich aber eine Zeit lang mich mit den horazischen befaßt hatte, entdeckte ich bald die Quelle der pomphaft klingenden Verschränkungen und Umsetzungen der Construction. Ich fing nun an, diese Verwickelung aufzulösen und ins Ursprüngliche umzusetzen und fand dann fast immer einen ganz einfachen Gedanken, der mich weder durch seine Tiefe anzog, noch durch seine Unverständlichkeit abschreckte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dieses einfache Experiment meinem Vater vormachte. Dieser mochte eine solche Ode flüchtig gelesen und schwierig gefunden haben. Das Ganze hatte wohl

für ihn ein zu geringes Intereſſe, es fehlte ihm wahrſcheinlich die Geduld, es genauer zu betrachten. So ſtimmte er in die allgemeine Anſicht mit ein, daß dieſer Dichter ſeiner Tiefe wegen ſchwer zu faſſen ſei, er fand es am bequemſten, ihn aus der Ferne zu verehren. Als er nun mich mit einer ſolchen Ode beſchäftigt fand, äußerte er einigen Unwillen. „Junge, ſprach er, du bildeſt dir doch nicht ein, Etwas verſtehen zu wollen, was ſelbſt alten und verſtändigen Männern unverſtändlich und räthſelhaft ſcheint?“ — So ſtreng mein Vater ſonſt in der Erziehung war, ſo war es doch nicht ſeine Abſicht, die freie Gedankenäußerung zu hemmen, er förderte ſie vielmehr. Und ſelbſt die Heftigkeit, mit der er ſich äußerte, reizte zum Widerſpruch, denn ſie hatte nichts Gebieteriſches. Bei dieſer Gelegenheit war es nun gar nicht meine Abſicht nachzugeben, denn die Ode war mir vollkommen verſtändlich; der Vater ward aufmerkſam, als ich das einfache Experiment der Umſetzung vornahm, er lachte und behauptete nun, daß das freilich leicht wäre, wenn man Zeit hätte, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu beſchäftigen, und geſtand dann, daß das Vorurtheil von der undurchdringlichen Tiefe dieſes

Dichters wohl größtentheils aus dem flüchtigen Lesen entstanden wäre. Meine Mißstimmung gegen Klopstock wurde aber keinesweges vermindert. Daß ich gegen seine Verdienste als Dichter so unempfindlich blieb, lag wohl auch darin, daß der Sinn für das Metrische durch die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu wenig ausgebildet war.

Bei meinen einsamen Studien war ich also durchaus dem Zufall überlassen. Ich wurde durch Keinen geleitet, durch Keinen gefördert, und eine Leihbibliothek war die Quelle meiner Bücherkenntniß. Daß auf diese Weise eine Masse schlechter Bücher in die Hände der Knaben gerieth, war natürlich, doch erinnere ich mich nicht, daß sie einen Einfluß auf mich gehabt hätten. Fielding's Tom Jones blieb noch immer der Lieblingsroman der Knaben und alle übrigen schienen uns neben diesem unbedeutend. Ich weiß kaum, wie oft, und immer mit gleicher Freude, das Lesen dieses Romans wiederholt wurde Ich habe später diesen Eindruck erneuern wollen, und es erscheint mir fast unbegreiflich, wie diese Schrift einen solchen Eindruck hatte machen können, wie es dem Knaben möglich war, sich durch das breite Gerede

des ersten Theils durchzuarbeiten. Ohne allen Zweifel lag der Grund darin, daß es das erste Buch dieser Art war, welches uns in die Hände fiel.

Ich war aber dadurch von der Romanenleserei frühzeitig errettet; nur erinnere ich mich, einen andern Roman, der damals viel Aufsehen machte, ebenfalls in dieser Epoche kennen gelernt zu haben. Es war Hermes Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. In der That, es ist, wenn wir die damalige Zeit mit der jetzigen vergleichen, auffallend, wie gering die Mittel waren, die ein Schriftsteller anzuwenden hatte, um die Leser zu fesseln. Eben so merkwürdig ist es, daß solche einfache Schriften eine lange Zeit hindurch ihren einmal erworbenen Ruhm behielten. Später stiegen die Reizmittel, die angewandt werden mußten, wenn der Dichter irgend einen Eindruck machen wollte, aber in demselben Verhältniß wurden sie unwirksam. Je tiefer in das Gefühl hineingewühlt wurde, desto schneller stumpfte es sich ab, und jetzt, bei der Anwendung der gewaltsamsten Mittel, ist das Buch, kaum gelesen, schon wieder vergessen. Sophiens Reise enthielt, wie Tom Jones, Momente, die den heranwachsenden Knaben

gefährlich werden konnten. Die Schriften, die uns ohne irgend eine Aufsicht in die Hände gegeben wurden, wären uns ohne Zweifel schädlicher geworden, wenn nicht die Zeit im Ganzen so unschuldig gewesen wäre. Zwar wurden sie von den Eltern angesehen, ehe wir sie lesen durften, aber die immer zunehmende Krankheit der Mutter, die Geschäfte des Vaters erlaubten keine genaue Revision; und doch erinnere ich mich, daß Bücher aus der Leihbibliothek, so wie sie angekommen waren, in versiegeltem Umschlage zurückgeschickt wurden. In der That ging später das Gerücht, daß dieser Leihbibliothekar den heranwachsenden Knaben Bücher des schmuzigsten Inhalts in die Hände spiele. Dieses Gerücht, wenn ich mich recht erinnere, erregte selbst die Aufmerksamkeit der Behörde und veranlaßte eine Untersuchung der Polizei.

Von dieser Zeit an durften nur der Bediente oder die Magd die Bücher holen. Doch war ich ausgenommen, denn mich zog diese leichte Leserei gar nicht an. Das unruhige Streben nach Erweiterung realer Kenntnisse mit rastloser Leidenschaftlichkeit, besonders auf das Naturstudium gerichtet, bestimmte die Wahl der Bücher. Zu den ersten Schriften, die mir

so in die Hände fielen, gehörte Raff's Naturgeschichte für Kinder. Diese Schrift war damals sehr beliebt und eine Vorgängerin der späteren, die in Unzahl erschienen sind. Sie gewährte mir in ihrer unschuldigen Abfassung einen großen Genuß. Ist mir das Naturstudium mein ganzes Leben hindurch wichtig geblieben, so verdanke ich es besonders jener Heimlichkeit, mit welcher ich jede Beschäftigung der Art treiben mußte, und daraus läßt sich wohl auch allein erklären, wie eine solche Schrift mir so wichtig werden konnte. Wäre ich mit naturgeschichtlichen Schriften, mit Kupferstichen, die in bunter Unordnung viele Bände hindurch Naturgegenstände nebeneinander stellen ohne Spur irgend eines Zusammenhanges, überschwemmt worden, so würde es höchst wahrscheinlich meinen Eltern gelungen sein, meine Neigung zu den Naturstudien ganz zu ersticken. In der That halte ich mich überzeugt, daß nichts in unsern Tagen entschiedener eine verständige populäre Ausbreitung der Naturstudien hemmt, ja selbst, wo ein ursprüngliches Talent ist, unterdrückt, als diese sinnlose Anhäufung unzusammenhangender Notizen. Raff befolgte doch eine bestimmte Anordnung, irre ich nicht, bei den höheren Thieren die Klein'sche,

die ſich in Deutſchland, wenigſtens noch neben Linné, eine Zeit lang zu behaupten wußte. Seine Klaſſification, vorzüglich nach den Füßen, iſt ſo einfach, und, wie ungenügend ſie auch ſein mag, ſo diente ſie doch dazu, mir einen überſichtigen Zuſammenhang zu verſchaffen; beſonders aber zogen mich auf eine wirklich phantaſtiſche Weiſe ſeine Darſtellungen von der Lebensart der Thiere an. Wenn es mir gelungen war, mir die Geſtalt des Thieres ſo genau wie möglich einzuprägen, wenn mir die Stelle, die es in der Klaſſification einnahm, klar geworden war, verfolgte ich das nunmehr mir durch die genauen Kennzeichen, ich möchte ſagen befreundete, Thier, in allen ſeinen Lebensmomenten. Ich ſah den Löwen die Thiere zerreißen, den Tieger heimtückiſch im Gebüſche lauern, die Hyänen durch die einſamen Straßen orientaliſcher Städte heulend nach Raub ſchleichen, ich ſah, wie Adler und Geier in den hohen Bäumen horſteten, und wie der Hamſter das Getreide in den unterirdiſchen Gebäuden ſammelte. Der innige Zuſammenhang des thieriſchen Lebens mit dem Wechſel der Jahres- und Tageszeit, mit den klimatiſchen Verhältniſſen, hatte für mich einen unendlichen Reiz. In Kopenhagen, noch inner-

halb der Wälle, ist ein königlicher Garten (Kongehaven) an das alte, innerhalb der Festung leicht befestigte und von einem Graben umgebene Schloß, Rosenborg, angeschlossen; ein Wald, mit ansehnlichen Bäumen, von Gängen und Alleen durchzogen. Dieser Garten ist dem Publikum preisgegeben. Besonders gegen Abend, an schönen Tagen, an Sonn- und Festtagen, war er in dieser Zeit mit Spaziergängern aus allen Klassen erfüllt. Die Vornehmeren gingen in der Hauptallee geschmückt auf und nieder. Am Tage aber, und besonders des Vormittags war der Garten fast völlig leer, und nur einzelne Menschen, die ihn als Durchgang benutzten, durchschritten ihn in geschäftiger Eile. Unser Lehrer gab uns Nachmittags seine Lehrstunden, und so gelang es mir nicht selten, mich an schönen Sommer-Vormittagen mit meinem geliebten Raff nach dem Garten zu schleichen. Hier ganz einsam, von den Bäumen und Gebüschen umgeben, in der Nähe eines Teiches, unter dem Schatten eines Baumes, ergriff mich nun das Bild der unendlichen Natur. Eine bestimmte Thiergestalt, ein Insect, wie ein Säugethier, in seiner bestimmten Form, in seiner beschränktesten Lebensweise, war mir wie ein geheim-

nißreicher Schlüſſel, der zauberiſch mir das Innerſte, Verborgenſte der lebendigen Natur aufſchloß. Die Sonne ſpiegelte ſich in der glatten Fläche des Teiches, die erleuchteten Blätter rauſchten, die Stimmen der Vögel erklangen, und wenn ein einzelner, durchſchreitender Menſch in Eile vorüberging, war es mir, als träte das menſchliche Treiben in allen ſeinen verworrenen Richtungen dämmernd in die eröffnete Naturtiefe zurück. Dieſe Erinnerung iſt mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer können einfache Worte, die ganz beſtimmten Lebensmomente eines Thieres kurz und trocken angeben, eine ganze Welt lebendiger Anſchauung mir erwecken. Wenn es heißt: der Dachs verläßt in den erſten warmen Frühlingstagen ſeine Höhle; von andern Thieren: ſie begatten ſich im Mai, ſie werfen im Auguſt, oder dergleichen, ſo liegt in dieſen trockenen Worten noch immer für mich ein unendlicher, geheimer Zauber. Es iſt ein tiefes Frühlings-, Sommer-, Herbſt- ja ſelbſt Wintergefühl, welches mich gefangen nimmt und dem einfachſten Ausdruck die Bedeutung einer reichen lebendigen Naturhülle mittheilt. Und immer knüpft ſich dieſes Gefühl an jene einſamen Vormittage als

an ihren Urſprung an, und ich erfahre es in den innerſten Momenten meines Lebens, wie der Keim ſeine ganze Zukunft in ſich enthält, wie er es iſt, der das friſche Leben auf allen Stufen ſpäterer Entwickelung trägt, und wie die Seele ihr wahrſtes Weſen in ihrer Geſundheit und Friſche da erkennt, wo ſie die kühn entfalteten Flügel, die den Aether der geiſtigen Natur durchſchneiden, zuſammenzufalten und in den engen, reichen Raum des fröhlich keimenden Lebens wieder zu verſenken vermag.

Es iſt merkwürdig, glaube ich, wie neben dieſer einfachen, für Kinder beſtimmten Schrift, die mir dennoch einen großen Genuß gewährte, eine andere, von einem der mächtigſten Geiſter der damaligen Zeit, mich mit großer Gewalt anzog. Neben einer Kinderſchrift, eine ſolche, die aus dem Gipfel der geiſtigen Entwickelung ihrer Zeit entſprungen war, und Alles, was die Naturwiſſenſchaft damals enthielt, auf eine geiſtreiche Weiſe zu umfaſſen ſuchte. Es liefert einen Beweis von der Macht, welche die Gegenſtände als ſolche, abgeſehn von der Form, auf das jugendliche Gemüth auszuüben vermögen, zugleich aber von der intenſiven Gewalt, die in der ringenden keimenden Seele des

frischen fröhlichen Knabenalters ruht; denn es ist das formende Princip, welches noch in der dämmernden Bewußtlosigkeit versunken, von der innersten persönlichen Eigenthümlichkeit geschwängert, gleichgültig gegen fremde Form, in der eigenen innersten Welt kämpft und schafft.

Büffon's Naturgeschichte in der alten Hallerschen Uebersetzung fiel mir in die Hände; ich erhielt sie aus der oft erwähnten Leihbibliothek, und da solche Schriften wohl nur selten gesucht wurden, konnte ich ohne Schwierigkeit die Anleihe immer erneuern. Es war die alte schöne Quartausgabe, die mich schon durch ihre Form anzog und Ehrfürcht erregte. Büffon hatte ich noch nie nennen hören, desto bekannter war mir Haller. Mein Vater verehrte ihn als einen der größten Geister seiner Zeit, als Naturforscher, Arzt, als Philosoph und Dichter. In Allem, was er vornahm, einer der ersten seiner Zeit, war er einer der umfassendsten aller Zeiten. Mein Vater besaß seine Physiologie im Auszuge. Ich hatte vergebens versucht, mich in diese Schrift hineinzuarbeiten, mir fehlten die anatomischen Kenntnisse noch. Wie imponirend aber mußte mir der noch unbekannte Büffon entgegentre-

ten, den ein Geiſt wie Haller, zu einer ſo umfaſſenden Bearbeitung wählen konnte. Ich fing dieſe Schrift mit der geſpannteſten Erwartung zu leſen an; ich glaubte nichts gleichgültig vorübergehen laſſen zu dürfen. Der Titel ließ mich hoffen, daß mir dieſe Schrift einigermaßen verſtändlich ſein würde, und gewiſſenhaft las ich mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit ſelbſt die Einleitung, welche die Art des Studiums und die Behandlung der Naturgeſchichte enthielt. Die Jugend ſchrickt vor nichts zurück; ich traute mir es zu, das Geſchick, die Fähigkeiten, die vorausgeſetzt wurden, in vollem Maaße zu erlangen. Ja eben die Schwierigkeiten zogen mich an; und da ich wohl einſah, daß ein ſo umfaſſendes Studium ein ganzes Leben forderte, war der Entſchluß, mich dieſem ganz zu weihen, von jetzt an unabänderlich gefaßt.

Freilich hatte ich mich viel mit den Gebirgen in der Phantaſie beſchäftigt, eine Neigung und zwar eine ſehr beſtimmte, die Beſtandtheile der Gebirgsarten und Foſſilien genauer kennen zu lernen, erwachte ſo frühzeitig, daß ich den Anfang nicht zu finden weiß; aber dieſe Neigung wurde zu wenig unterſtützt. Ich mußte mich mit den wenigen Steinarten beſchäftigen, die mir

zufällig in die Hände fielen, im Ganzen aber lagen nur die großen imponirenden Massen, wie sie aus der Erinnerung meiner Kindheit mir vorschwebten, vor mir.

Ich hatte zwar von großen Ueberschwemmungen, von Erdbeben und vulkanischen Eruptionen gehört. Das Schrecken, welches durch das Erdbeben von Lissabon erregt wurde, war noch im frischen Andenken, als die schauderhafte Erschütterung Calabriens i. J. 1787 ganz Europa entsetzte. Damals hörte ich nun, wie die Erde sich spaltete, Gebirge einstürzten, Städte zertrümmert wurden und Tausende von Menschen ums Leben kamen. Aber so groß auch der Eindruck war, den solche Ereignisse machen mußten, so blieb er doch für mich ohne geistigen Erfolg; Alles lag noch auseinander gerissen, es waren Notizen ohne Zusammenhang, mit denen ich wenig oder gar nichts anzufangen wußte. Durch Büffon's leichte und gefällige Darstellung, durch die geistreiche Fülle, mit welcher er theils in der kurzen vorangehenden Darstellung, besonders aber in den spätern, ausführlicheren Belägen vieler Behauptungen, die mannigfaltigsten und überraschendsten Erscheinungen in Zusammenhang brachte, er-

fuhr ich zuerſt, daß dieſe Gebirge, deren Maſſen meiner Phantaſie vorſchwebten, ein geheimes Geſchick verbargen, daß Erdbeben, vulkaniſche Ausbrüche und Ueberſchwemmungen, wie ſie jetzt noch ſtattfinden, nur die gebändigten Reſte einer furchtbaren Bewegung genannt werden konnten, die gewaltſam, wild und mit Zerſtörungen wechſelnd, die Oberfläche der Erde im Großen verändert hatte, daß die Jahrtauſende der Geſchichte, verglichen mit jener Vergangenheit der Erdbildung, nur als eine kurze Gegenwart betrachtet werden konnten. Im Raume hatte ich mich bis jetzt nur bewegt, ein ruhiges, feſtbegründetes Daſein trug alle meine Anſchauungen, in der Natur wie in der Geſchichte hatte Alles ſein abgeſchloſſenes Maaß und die beſtimmt umgränzten Geſtalten in der Natur, wie die gemäßigten Hoffnungen und Wünſche in der Geſchichte, bewegten ſich unter einander nach einem ſtillen Geſetze, welches obzwar nicht gekannt, dennoch das geſicherte Daſein trug und ordnete. Wenn wir auch vom Kriege hörten, von verlorenen und gewonnenen Schlachten, wenn der ſiebenjährige Krieg, wie das Liſſaboner Erdbeben im Hintergrunde unſerer früheſten Erinnerungen lagen, wenn der nordamerikaniſche Krieg,

wie das Erdbeben in Calabrien, ſelbſt zu den Ereigniſſen der Zeit gehörten, in welcher wir lebten, ſo vermochte doch die Ruhe, die um uns herrſchte, jene Ereigniſſe nicht in eine gefährliche oder drohende Nähe zu rücken. Daß die flache Gegend, die wir bewohnten, erſchüttert, daß die bürgerliche Ordnung, die uns umfing, zerſtört werden könnte, war eine Furcht, die wir nicht kannten. Selbſt ſolche Naturerſcheinungen, die auf dem Feſtlande Europas drohend hervortreten, ganze Gegenden in Schrecken verſetzen und vorübergehend, eine andere Geſtalt geben, wie die gewaltigen Ueberſchwemmungen mächtiger Flüſſe, ſind dem ruhigen Lande unbekannt. Siaelland kennt nur Bäche; mächtige Flüſſe ſah ich zuerſt in Deutſchland. Dem ruhigen Lande war wie den gemäßigten Einwohnern eine jede gewaltſame Bewegung fremd.

Jetzt durch Büffon's geiſtreiche Darſtellung lernte ich nun zuerſt eine gewaltſame Zeit kennen, eine gährende Bildung der Oberfläche der Erde in ſich ſelbſt, Maſſen, wie ganze Länder, die ſich hoben und ſenkten, ſich bildeten und wieder zerſtört wurden, um andern Bildungen Platz zu machen. Daß die Erde ganze zerſtörte Geſchlechter der Thiere und Pflanzen in ſich

verbarg, wurde mir jetzt erst bekannt. Noch hielt man die Idee fest, daß die Versteinerungen von Thieren und Pflanzen herrührten, wie diejenigen, die jetzt leben. Ich lernte, daß Millionen solcher Thiere von einerlei Art, in ihrer Versteinerung zusammengehäuft, ganze Gebirgsmassen ausmachten. Wenn nun auch solche Versteinerungen, die in überraschender Menge vorkamen, wie die Ammonshörner, die durch ihre oft gewaltige Größe, wie durch ihre fremdartige Gestalt in Erstaunen setzten, sich in der jetzigen Schöpfung nicht wieder erkennen ließen, so bedachte man, daß das Meer noch in seinen Tiefen Geheimnisse einschlösse, die uns unzugänglich schienen, und hielt die Ansicht, als wenn eine anders gebildete lebendige Welt untergegangen wäre, wo sie sich etwa aufdrängen wollte, fast gewaltsam zurück. Es war dieselbe Erde, mit denselben Geschöpfen, die wir jetzt kennen, welche die Vergangenheit der Natur bildete, nur daß sie in heftigere Bewegung versetzt war. Diese Welt mit ihren Gebirgsmassen und lebendigen Gestalten war gegeben, und wenn Büffon z. B. auch die Erde als einen Sonnensplitter durch einen Kometenstoß von der Sonne losreißen und in das Universum hineinschleu-

dern ließ, damit sie sich um die Sonne, die sie geboren hatte, bewegen sollte, so fand doch zwischen dieser Epoche der Entstehung und der gegenwärtigen Ordnung der Dinge im Ganzen, ein Sprung statt, der durch nichts ausgefüllt wurde. Die von der Sonne getrennte Erde wurde gleich in ihrem gegenwärtigen Zustande aufgefaßt, und die Vergangenheit unseres Planeten unterschied sich von der Gegenwart nur durch die Gewaltsamkeit ihrer Bewegung. Zwar war die Geologie, als ich mit Büffon bekannt wurde, weiter gerückt, aber diese Wissenschaft in ihrem damaligen Zustande, war mir unbekannt. Was ich von der Physik wie von der Geologie erfuhr, gehörte noch immer der ersten Hälfte, der Mitte des Jahrhunderts zu. Krügers Naturlehre und Büffons Theorie der Erde bildeten das einzige Fundament der Kenntnisse, die ich in der Einsamkeit meiner Studien erwarb, und so war ich in wissenschaftlicher Rücksicht in der That, als wäre ich dreißig Jahre älter, zu betrachten. Krüger, den ich seit einigen Jahren schon sehr genau kannte, machte mir den Büffon verständlicher, und durch diesen erhielt jener eine tiefere, umfassendere, lebendigere Bedeutung.

Aber dieſe innere Bewegung der Erde in ſich ſelber, die gewaltſamen Prozeſſe, bemächtigten ſich meiner auf eine wahrhaft erſchütternde Weiſe. Es war etwas Schmerzhaftes mit dieſer inneren Bewegung verbunden; ich blickte in die inneren Flächen der Inſel mit einer faſt zerſtörenden Sehnſucht hinein. Die Gebirge, die ſich in meiner Phantaſie erhoben, bildeten und zertrümmerten, ſchienen mir zu meinem Daſein zu gehören; es war, als fehlte mir ein weſentlicher Theil deſſelben, und es gab Momente, in welchen dieſe Empfindung mich auf eine peinliche Weiſe ergriff. Ich erinnere mich noch, wie einige Verſteinerungen, die mein Vater erhalten hatte, und mir ſchenkte, mich fortdauernd beſchäftigten. Erſt ſpäter lernte ich ſie benennen, es waren zufälliger Weiſe ſolche, die uns thieriſche Formen vorführen, welche der gegenwärtigen Zeit völlig fremd ſind. Es waren Belemniten, Orthoceratiten und Ammoniten. Ich vermochte nicht, das Bild dieſer Verſteinerungen aus meiner Seele zu verdrängen. Ein Belemnit lag in einem harten mergelartigen Kalkſtein, deſſen eine Fläche polirt war, ſo daß man im Durchſchnitt die Concamerationen derſelben erkannte. Auf die nämliche Weiſe

war in ſeiner Kalkmaſſe der Orthoceratit durchgeſchnitten. Je länger ich nun dieſe beiden Verſteinerungen mit den Ammoniten verglich, deſto deutlicher ward es mir, daß ſie zuſammen gehörten, daß eine Veränderung der Bildung einen Uebergang aus der einen Form in die andere vermittelte. Die ſpitzzulaufenden Concamerationen des Belemniten, deren hohle Kegel wie Tüten in einander ſteckten, ſo daß die Spitzen ſich faſt berührten, erhielten bei den Orthoceratiten eine flache Wölbung, als wären jene Spitzen in ſich zuſammengeſunken und abgerundet. Ich erkannte, wie dadurch der größere Raum zwiſchen zwei Wölbungen entſtehen mußte; auch blieb es mir nicht verborgen, daß der Ammonit ein ſchneckenförmig gekrümmter und in ſich gewundener Orthoceratit genannt werden konnte. So erkannte ich auch die Röhre, die durch alle Concamerationen hindurchging.

Man verzeihe es mir, daß ich dieſe, wenn man will, triviale Auseinanderſetzung nicht unterdrückt habe. Es iſt ſo ſelten, daß ein Menſch aus ſeinen früheren Erinnerungen Momente zu finden weiß, die wie hiſtoriſche Kriſen fruchtbare und erfolgreiche Epochen erzeugen. Meine Seele war erfüllt von mannigfaltigen

Anſchauungen; Gebirgsmaſſen thürmten ſich vor mir auf, aber die Subſtanzen, aus welchen ſie beſtanden, waren mir unbekannt. Quarz, Kalk, Glimmer, Feuerſteine, Feldſpath — das letzte Foſſil, ohne daß ich es zu nennen wußte — waren mir wohl bekannt, aber ich fühlte nur zu ſehr den Mangel an Kenntniß der Subſtanzen. Verſteinerungen gaben mir eine Kunde von einer unter den Trümmern zuſammengeſtürzter Berge in dem Schlamme gewaltig bewegter Meere verhüllten, mit präcipitirten Reſten begrabenen Thierwelt; und nun ſollten die erſten Reſte, die ich auf ſolche Weiſe kennen lernte, ihrer Structur nach, ſich auch wechſelſeitig erläutern. Es war zum erſten Male mir gelungen, einen ſolchen innern Zuſammenhang ſcheinbar getrennter thieriſcher Geſtalten zu erkennen. Die Verwandſchaft, die den Eintheilungen der Thiere und Pflanzen zu Grunde lag, ging mehr von der Auffaſſung einzelner Kennzeichen aus. Was die verwandten Formen im Ganzen innerlich verband, blieb verborgen und nur auf eine unbeſtimmte Weiſe Gegenſtand des Gefühls. Hier trat, und zwar aus einer räthſelhaften Urwelt, eine Metamorphoſe hervor, welche die Formen in ihrer Totalität ergriffen hatte. Dieſe

Klarheit des Zuſammenhanges, die mir nicht aus der heiteren, mir innerlich, wie es ſchien, mehr befreundeten Welt, die mich umgab, vielmehr aus der dunkeln Vergangenheit entgegentrat, enthielt eine ſolche Fülle hoffnungsvoller Träume einer geiſtigen Zukunft, daß ich wohl ſagen darf, ſie bezeichnete ein Ereigniß in dem Gange meiner inneren, einſamen, geiſtigen Entwickelung; es war mir, als wäre es mir zum erſten Male gelungen, eine, wenn auch noch ſo kurze, ſo doch in ſich geſchloſſene und verſtändliche Periode in dem unendlichen reichen Texte der Natur zu leſen. Daß dieſes durch eigene Forſchung erkannt wurde, daß der Zuſammenhang dieſer Thiere mit den größeren Kreiſen des Thierlebens, die mir unbekannt waren, mir hoffnungsvoll entgegentrat, vergrößerte meine Freude. Das Bewußtſein, auf ſolche Weiſe im Beſitz von Verſteinerungen zu ſein, die mir durch meinen Büffon ſo wichtig und bedeutend geworden waren, überwältigte mich ſo, daß ich in Thränen ausbrach, die ich gar nicht zu ſtillen wußte. Ich erinnere mich noch, wie die Magd und meine Brüder mich überraſchten, wie ich einſam daſaß, die Verſteinerungen anſtarrend, die vor mir lagen, wie ſie verwundert

fragten, was in diesen Steinen so Besonderes wäre, daß sie mich so betrübt machen konnten. Sie glaubten ernsthaft, daß es mit mir nicht richtig sei. Ich vermöchte es nicht, mich darüber zu äußern, wie sollte ich mich ihnen begreiflich machen? Die Magd hatte dieses Ereigniß besorgt der kranken Mutter mitgetheilt. Sie schien in der That zu glauben, daß mein einsames Grübeln und Lesen in Büchern, die mit dem Unterrichte nichts gemein hatten, mich verrückt machen möchte.

Seit wir nach Kopenhagen gekommen waren, hatte die Krankheit meiner Mutter schnell zugenommen. Sie verließ das Bette nie und wir sahen ihrem Tode entgegen. Die Zerstreuung, in welcher ich die ersten Monate zubrachte, die Ruhe, die für meine Mutter so nothwendig war, hatte das innige Verhältniß, welches zwischen uns stattfand, ich muß es leider bekennen, wenn nicht gestört, doch zurückgedrängt. Die überhandnehmende Lust zur Naturwissenschaft, die verbotene Frucht der Erkenntniß, die mit der ersten wissenschaftlichen Reflection uns dargeboten und mit geheimer und unendlicher Lust genossen wird, drohte mich aus meinem stillen Paradiese des Naturlebens herauszutreiben.

Ich ward nach langer Zeit wieder einmal zum Krankenbette meiner Mutter gerufen. Wir ſahen ſie zwar alle Tage, wenn wir zum Morgengebet verſammelt waren, aber die vertrauten Unterhaltungen, die mich in Roeskilde beglückten, fanden in Kopenhagen nicht mehr ſtatt. Zwar begleitete mich die Erinnerung an dieſe fortdauernd, die Geſtalt der Mutter ſchwebte mir immer vor, und je mehr ſie ſich dem Grabe näherte, deſto verklärter erſchien ſie mir. Aber die tiefe Innigkeit des religiöſen Gefühls, wie es mich in der engeren Umgebung der ſtillen Stadt durchdrang, war leider verſchwunden. Ich fühlte keine Reue darüber, denn eine raſtloſe geiſtige Thätigkeit war an die Stelle getreten und ich glaubte in dieſer Alles zu beſitzen, was mich früher bewegte. Jetzt nun forderte meine Mutter mich auf, ihr die Gegenſtände zu bringen, die mich ſo heftig erſchüttert hatten, und ihr begreiflich zu machen, wodurch ſie einen ſo heftigen Eindruck auf mich gemacht hätten. Mir war das ſehr angenehm. Es geſchah mit der größten Lebhaftigkeit, und die Mutter ſchien den Eindruck ſehr wohl zu begreifen. Aber etwas Fremdartiges hatte meine Darſtellung für ſie, wodurch ſie von allem Früheren abwich. Von

der Natur im Großen war die Rede, von den Thatsachen, die von gewaltigen Umwälzungen, die auf der Oberfläche der Erde stattgefunden hatten, zeugten. Ich erzählte, wie diese Versteinerungen Reste von Thieren der Vergangenheit enthielten, die immitten der Zerstörungen sich gebildet hatten, und wie aus dieser verworrenen Zeit dennoch die drei Formen, die zufällig in meine Hände gekommen waren, ein stilles Gesetz der fortschreitenden Bildung zeigten, wie ich durch eine Betrachtung der Gegenstände diese entdeckt, und wie diese Entdeckung mich erschüttert hätte. Aber es war nur von der Natur die Rede, von der Gewalt, mit welcher diese immitten der scheinbaren Zerstörung und Unordnung ein stilles Gesetz der Bildung festzuhalten und zu verfolgen vermochte, welches innerhalb so enger Grenzen zuerst erkannt, mich weiter führen mußte und mir einen unendlichen zukünftigen Genuß versprach.

Früher würde eine solche Darstellung eine unmittelbare religiöse Wendung genommen, und meine Mutter mit meiner Beschäftigung versöhnt haben. Jetzt mochte sie in ihrer immermehr von der Erde abgezogenen Gesinnung eine Ahnung davon haben, daß ein

neues fremdes Moment der geiſtigen Bildung mich ergriffen habe, daß dieſes drohte, mich von dem Wege, den ſie als den einzig wahren erkannte, abzulenken. Ihre Krankheit war ſchmerzlos; die immer zunehmende Schwäche der Auszehrung vermochte keine heftige Kriſe hervorzurufen. Still und ruhig nahmen die Kräfte ab, und ſorgfältig wurde Alles von ihr entfernt gehalten, was einer irdiſchen Sorge ähnlich ſah. Henrich, ſagte ſie mit einer ſchwachen Stimme, die mich ergriff, wie kannſt du etwas ſo Wundervolles erfahren, ja ſo tief davon ergriffen werden, ohne an den Herrn zu denken, der Himmel und Erde bewegt hat, der die Sterne zuſammenrollt wie ein Tuch, aber ſich am tiefſten offenbart in der innerſten Bewegung der Seele in ſich ſelber, in der Reue des bekehrten ſündhaften Gemüths. Sie warnte mich vor einer Beſchäftigung, die mich von dem einzig wahren Ziele abzulenken drohte; ſie beſchwur mich, nicht zu vergeſſen, wozu ich von meiner Kindheit an beſtimmt war, und als ſie mich durch die Rede erſchüttert ſah, ſuchte ſie mich zwar dadurch zu ermuntern, daß ſie mich auf die ſtille geſetzmäßige Ordnung der Schöpfung als auf eine Offenbarung Gottes aufmerkſam machte; aber dieſe betrachtend zu

verfolgen, meinte ſie, wäre das Geſchäft der Naturforſcher; du aber biſt beſtimmt, ſein unmittelbares Wort an die Menſchen zu verkünden. Sie ſprach ruhig und mit ſchwacher Stimme. Die tiefe Gewalt, die ſie von früher Kindheit an auf mich ausgeübt hatte, trat mächtig hervor, und ich verließ ſie in groſſer Unruhe.

Dieſer Moment eines innern Widerſpruchs, den ich ſelbſt erlebt habe und Jahre lang nicht zu unterdrücken vermochte, trat mir ſpäter mit geſchichtlicher Bedeutung entgegen, als ich Pascals Leben und Schriften kennen lernte. Eine Neigung, den Gegenſatz nicht abzuweiſen, ſondern zu löſen, blieb, mit klarerem oder dunklerem Bewußtſein, die ſtille Aufgabe meines Lebens und iſt es noch.

Damals aber vermochte nichts den mächtig gewordenen Trieb zu unterdrücken. Büffon hatte die Beſchäftigung bezeichnet, die meine eigenthümlichſte war, ich durfte, ich konnte ſie nicht abweiſen. Aber auch bei ihm war es die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die Welt der Betrachtung, die er mir aufſchloß, durch welche ich angezogen wurde; keineswegs ſeine Hypotheſen, ſeine Erklärungen, dieſe ſchienen mir dürftig

und ſeine Darſtellung der frühern von Whiſton, Burnet, Woodward, Leibnitz, konnten mich eben ſo wenig befriedigen. Ich wollte keine Erklärung, ich bedurfte ihrer nicht, ja wo die Erſcheinungen einſeitig hingezogen wurden, in die Richtung der Hypotheſen, fühlte ich mich eingeengt und auf eine unangenehme Weiſe geſtört.

Büffon's Betrachtungen über die Menſchen, über ihre Entwickelung, über die Raſſen, machten wohl nicht einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich, wie ſeine Theorie der Erde, aber die Darſtellung zog mich freundlicher an; der unmittelbare gedankenvolle Zuſammenhang, der ſich durch das Leben ausſpricht, übt eine geheime Gewalt auf die Darſtellung aus. Manches ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen, und die breite ausführlichere Behandlung führt uns, wie unvermerkt, von einem Gegenſtande zum andern, und läßt bei dem größten Detail der Unterſuchung das lebendige Ganze nicht aus dem Auge verlieren. Vor Allem begründete Büffon frühzeitig eine Anſicht, durch welche ich in allen menſchlichen Verhältniſſen die verborgene Macht der Natur erkannte und feſthielt. Mit dieſer urſprünglich und von Kindheit an befreundet, hatte

ihre Herrschaft für mich nichts Abstoßendes, und der auf die Spitze getriebene Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, wie er erst durch eine lange Reihe von inneren Erfahrungen reif wird, war mir völlig unbekannt; ich hatte mich der Natur völlig hingegeben, und so herrschte ich durch sie, mit ihr, und fühlte mich frei.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, die oft genug gemacht ist, daß, wo ein innerer ursprünglicher Trieb auf eine gesunde Weise die Eigenthümlichkeit des Menschen in Bewegung setzt, da fügen sich auch die äußern Verhältnisse; wo diese innere und äußere Einheit innerhalb der Grenzen der Natur bewußtlos mit fröhlicher Zuversicht sich ausspricht, da müssen wir sie als die Fortsetzung jener innern Zweckmäßigkeit betrachten, die wir in der Natur bewundern. Die Kühnheit, mit welcher die frische, in ihrer Eigenthümlichkeit sichere Jugend darauf zu rechnen scheint, daß die äußeren Verhältnisse des Lebens, das innere Streben unterstützen müssen, hat mit dem Instinct der Thiere Vieles gemein, und desto mehr, je gesünder sie ist. Die Reflection, durch welche wir einen solchen günstigen Zufall als eine Gelegenheit betrachten,

die von außen durch das Schickſal, wie Einige, oder durch eine vereinzelte göttliche Fügung, wie Andere meinen, uns dargebracht wird, die wir nun zu benutzen verpflichtet ſind, hat ſchon etwas Krankhaftes, und wenn der Heiland uns an die Sperlinge und an die Lilien hinweiſt, ſpricht er jene geſunde Zuverſicht, nicht die kränkelnde Reflection aus.

Auch mir trat eine ſolche heitere Gunſt äußerer Verhältniſſe entgegen. Spengler, der Director der Königlichen Kunſtkammer, ein alter, ernſthafter, bedachtſamer und beſonnener, zugleich aber höchſt freundlicher Deutſcher, ſchwebt mir als eine ehrwürdige Geſtalt vor. Er erſchien immer höchſt ſauber, bewegte ſich ruhig und bedachtſam, und ich ward in ſein heiteres Haus durch meinen Vater eingeführt, welcher ſein Hausarzt war. Hier lernte ich nun zuerſt ein Naturalien-Kabinet kennen. Es war die Zeit, wo die Beſchäftigung mit den Conchylien für eine anſtändige, wohl auch gewiſſermaßen wiſſenſchaftliche Liebhaberei galt. Die überraſchende Schönheit der Geſtalten, der mannigfaltige Wechſel der lebhafteſten Farben und die bequeme Dauerhaftigkeit der Gegenſtände waren wohl geeignet, eine etwas beſchränkte,

aber liebenswürdige Unterhaltung darzubieten. Sie hatte ihren Hauptſitz in Amſterdam, und war dort, wie die weit getriebene Blumenzucht, ein natürliches Erzeugniß des bequemen ruhigen Reichthums, der einen ſtillen durch nichts geſtörten Genuß ſuchte. In Kopenhagen lebte der berühmteſte Conchyliolog. Das noch immer unentbehrliche und prachtvolle Werk über die Conchylien von Chemnitz erſchien dort. Bekanntlich iſt dieſes Werk durch die Wichtigkeit, die die Verſteinerungskunde in der Geologie in unſern Tagen erhalten hat, wieder bedeutend geworden; die Genauigkeit der Beſtimmungen und die klaſſiſche Richtigkeit der illuminirten Abbildungen geben noch immer dieſem Werke einen hohen Werth. Der Verfaſſer war zweiter Prediger bei der Garniſonkirche und ein ſeltſamer Menſch. Man erzählte von ihm mancherlei Anekdoten, ſeine Predigten hatten etwas Kapuzinerhaftes. Ich habe ihn nie predigen hören und nur aus der Ferne geſehen. Die Spenglerſche Sammlung aber war eben ſo bedeutend, ja irre ich nicht, ſelbſt bedeutender, als die Chemnitz'ſche, ſie war höchſt ſauber und in ſtrenger Ordnung in hellen großen Räumen hinter den Glasthüren weiß angeſtrichener Schränke

aufgeſtellt, und wenn der freundliche Alte, angezogen von der Freude, die mich ergriff, von der ſtillen ſtrengen Aufmerkſamkeit, mit der ich ihm zuhörte, mich unter ſeinen Schätzen herumführte und belehrte, entdeckte man bald durch die Art, wie er eine Muſchel, eine Schnecke vorſichtig aufhob und wieder an ihren Platz hinſtellte, welchen hohen Werth er einem jeden Gegenſtande beilegte.

Spengler, wenn er mich in ſeiner Sammlung herumführte, was zuletzt wöchentlich zu beſtimmten Stunden geſchah, ertheilte mir einen förmlichen ſyſtematiſchen Unterricht, machte mich mit der Linné'ſchen Terminologie und mit den Kennzeichen der Gattungen bekannt, und der Unterricht erſtreckte ſich nicht allein auf Muſcheln und Schnecken, ſondern auch auf die Korallen, von welchen er eine werthvolle Sammlung beſaß.

Indeſſen ſollte ich noch einen anderen ſeltſamen Menſchen kennen lernen. Irre ich nicht, ſo machte ich durch Spengler ſeine Bekanntſchaft. C. war ein langer, ſtattlicher Mann, höchſt gutmüthig und einfach. Schon wenn man ihn ſah, fiel er durch ſeine Seltſamkeit auf. Denn die unbeſchränkteſte Sammlerluſt

erſtreckte ſich bis auf ſeine Perſon und Kleidung. Die Berloquen ſeiner Uhr waren aus Conchylien oder anderen dazu paſſenden, wirklichen oder, ſeiner Meinung nach, ſeltenen Naturproducten zuſammengeſetzt. Die Krämpe ſeines dreieckigen Hutes und der Knopf waren mit kleinen Conchylien ausgeſchmückt. Auf dem hohen ſtattlichen ſpaniſchen Rohre, das er, feierlich und gerade, vor ſich trug, prangte ein Bernſteinknopf mit eingeſchloſſenen Inſecten. Er bewohnte einen weitläufigen Stock aus mehreren großen Räumen beſtehend, die alle, bunt und verworren durcheinander, mit Natur- und Kunſtgegenſtänden erfüllt waren. Einige Prachtwerke mit Abbildungen lagen auf den Tiſchen, dürftige Möbel drängten ſich zwiſchen die Naturgegenſtände, kaum unter dieſen wahrnehmbar. Eine Elektriſirmaſchine, eine elektriſche Batterie, eine Luftpumpe und andere phyſikaliſche Inſtrumente waren mit Käſtchen von Inſecten, Corallen, Conchylien und ausgeſtopften Thieren umgeben, und unter den Tiſchen ſtanden rieſenhafte Baſaltſäulen, verſteinerte Hölzer, mächtige Quarzkryſtalle. Sein Bett war eine Rarität, ſeine Rohrſtühle nannte er chineſiſch. Dieſer wunderliche Mann beſaß ein bedeutendes Vermögen; ſeine

Verwandten aber retteten den Reſt des Kapitals, ſo daß er nur über die Zinſen gebieten konnte, damit er nicht in Gefahr gerieth, mitten unter ſeinen Seltenheiten Noth zu leiden. Er war ein ſehr wohlwollender und gutmüthiger Mann, ſeine Kenntniſſe aber gerade eben ſo wie ſeine Sammlung geordnet; daß er häufig betrogen wurde, iſt leicht einzuſehen. Eine Menge geſchliffener Steine, beſonders der ſogenannte Aegyptenkieſel mit zufälligen Zeichnungen, die ein Geſicht oder dergleichen darſtellten, hat er mit großen Summen bezahlt. Ich ſah einen ausgetrockneten Arm mit der Hand; er nannte ſie eine ägyptiſche Mumie von einer Prinzeſſin. Ich ſuchte ihm einzureden, daß es ein Männerarm ſei, und wahrſcheinlich derſelbe, der von dem berühmten herodotiſchen Dieb der Prinzeſſin in der Nacht überlaſſen wurde. Der leichtgläubige Mann war nur zu geneigt Alles, was man ihm ſagte, zu glauben. Mir war nun dieſe Sammlung, wie die Spenglerſche, höchſt wichtig; denn Alles, was ich kannte, was ich auf den Feldern fand, beſchränkte ſich auf Inſecten und Pflanzen, die ich, ohne irgend eine Anleitung, zu ordnen, zu unterſcheiden und zu beſtimmen ſuchte. Weder Raff, noch we-

niger Büffon, da nur die erſten Theile ſeiner Naturgeſchichte mir zu Gebote ſtanden, konnten mir aushelfen. Jetzt war ich von einer Maſſe von Naturgegenſtänden umgeben, die mich überwältigte; aber die innerhalb der engen Schranken der Conchylien und Zoophyten eingeſchloſſene geordnete Spenglerſche Sammlung bot mir für das Chaos der Sammlung meines neuen Freundes wenig Hülfe. Am wichtigſten ward mir ſein Mineralien-Kabinet, welches einigermaßen geordnet und gut beſtimmt war, ohne daß ich weiß, wer ihm dabei behülflich geweſen. Er ſelbſt beſaß einige mineraliſche Schriften der damaligen Zeit. Ich konnte mir Cronſtedts Mineralogie anſchaffen und in kurzer Zeit kannte ich die Hauptgattungen der Foſſilien nach dieſem Schriftſteller.

Ich war ergriffen von dem Reichthum, der mich jetzt umgab, wenn ich ihn verglich mit der unſäglichen Armut, in der ich bis jetzt gelebt hatte. C., der mich ſo eifrig in ſeiner Sammlung beſchäftigt ſah, ſchenkte mir manche Doublette. Bald war ich ſelbſt von einer unbegrenzten Sammlerluſt ergriffen und beſaß eine Conchylien-, Corallen- und Mineraliensammlung, die mich ſehr beſchäftigte, für meine Lage

nicht unbedeutend war und mir den Vortheil verſchaffte, wenigſtens innerhalb des Kreiſes dieſer Naturgegenſtände einige Ordnung in meine erworbenen Kenntniſſe zu bringen.

Indeſſen ſollte ich auch von einer ganz anderen Seite angeregt werden. Die Mutter hatte, ohne allen Zweifel nach dem oben erwähnten Geſpräche, mit ihrem Bruder über die ihr bedenkliche Richtung meiner geiſtigen Bildung geſprochen. Ich erhielt durch ſie, und wie ich vermuthe, mittelbar durch den Onkel, Sturms religiöſe Natur-Betrachtungen, und eine ähnliche Schrift von Sander (von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur), die damals vielen Beifall fand. Ich werde über dieſe Richtung der Forſchung des vorigen Jahrhunderts ſpäter ausführlicher reden; hier kann ich nur den Eindruck berühren, den dieſe Schriften damals auf mich machten. Sturm, ſo viel erinnere ich mich wohl, hatte für mich nichts Anziehendes; die erbaulichen Reden waren zu breit und ermangelten der Tiefe, die ich von religiöſen Betrachtungen zu fordern gewöhnt war; ja ſie waren mir eher in religiöſer Rückſicht ſchädlich. Beſchäftigt mit einer Maſſe realer Kenntniſſe, die ich

für mich innerlich in eine überschauliche Ordnung, obgleich noch immer vergebens, zu bringen suchte, mußte mir das flache Gerede, die leere Salbung, die sich in ewiger Wiederholung der nämlichen dürftigen Gedanken gefällt, nothwendig zuwider sein. Hier zuerst bildete sich eine Opposition gegen eine Art der Erbauung, die so wenig Geistreiches hat, und eine gefährliche Vergleichung zwischen der leeren Tautologie einer religiösen Manier und dem Reichthum wissenschaftlicher Beschäftigung. Die Langeweile, die mich schon in einer früheren religiös tiefen Epoche bei manchen Predigten befiel, hatte sich nun auch in meine stille Beschäftigung hineingedrängt und wurde hier mit Heftigkeit abgewiesen. Anders wirkte Sander auf mich. Er schien mit mir in der nämlichen Lage zu sein, ihn bewegte eine wirkliche Lust an den Naturgegenständen, und als ein tief Religiöser wollte er diese vor sich selbst rechtfertigen. Ich habe seine Schrift seitdem nie gesehen. Er ist wohl völlig vergessen und die Schrift nur in den literärischen Sammlungen, bis zum bloßen Titel vertrocknet, aufbewahrt. Aber sie schwebt mir als der Ausdruck eines heiteren den Naturgenuß liebenden Geistes vor, der überrascht

von der Art, wie in dem Wachsthum der Pflanzen und im Leben der Thiere alle Richtungen der Natur ſich wechſelſeitig unterſtützten und förderten, ſich gern in die Betrachtung dieſer äußeren Zweckmäßigkeit verlor. In der friſchen Luft, die mich durchdrang, wenn die mannigfaltigſten Gegenſtände in die große Einheit des Ganzen aufgenommen wurden, ohne ſich darin zu verlieren, wenn die ſtille Entwickelung des Pflanzenlebens zugleich den Gang der Jahreszeiten bezeichnete, wenn die mannigfaltige Bewegung der Thiere unter der Erde, auf der Erde, zwiſchen den kleinſten Gewächſen, zwiſchen den Bäumen, in der hellen Luft immer mächtiger, mannigfaltiger, wärmer ward, je weiter der Sommer fortſchreitet und leiſe verklingt im Herbſt, wenn die Stimmen der Vögel zugleich aus der Atmoſphäre hervorzutreten ſcheinen, lag doch dieſelbe Betrachtungsweiſe zum Grunde. Durch jene beſtimmteren Betrachtungen, die der großen Verhältniſſe der Natur, der äußeren Umgebungen eines jeden lebendigen Geſchöpfs, die für ſeine Erhaltung eingerichtet zu ſein ſchienen, trat das Ganze mit ſeinem vollen inneren Reichthum in eine heitere Beziehung zum Einzelnen. Die dunkle zerſtörende Gewalt

der Natur, mit welcher sie verzehrend in ihrem eigenen Inneren wühlt, verbirgt sich für die in mächtiger Entwickelung begriffene Jugend. Sie ist, wie alle Entwickelung, dem Leben befreundet, das Geheimniß des Todes ist ihr fremd. Aber obgleich solche Betrachtungen mich vorübergehend ergötzten, so konnten sie mich doch keinesweges befriedigen. Das Bedürfniß nach bestimmten Kenntnissen, nach wissenschaftlichem Zusammenhange derselben war zu mächtig erwacht; selbst die teleologische Betrachtung konnte dieses nur steigern, nicht befriedigen; und eben daher wurde die religiöse Anregung, die der Verfasser beabsichtigte, auch, indem ich diese Schriften las, eher zurückgedrängt als gefördert.

Diese, mehr nach außen und nach dem Verständniß gehende Richtung ward nun auch für meine künftige Bildung entschiedener bezeichnet durch zwei Schriften, die um diese Zeit mir in die Hände fielen; es waren Jerusalems Betrachtungen über die Religion und Spalding über die Bestimmung des Menschen. Die erstere erhielt ich aus der Leihbibliothek, die zweite hatte mein Vater sich angeschafft. Man thäte Unrecht, wenn man leugnen wollte, daß diese Schriften

mit religiöser Ueberzeugung geschrieben wären; aber dennoch muß man bekennen, daß der Rationalismus, der sich später mit so großer dogmatischer Sicherheit ausbildete, schon, wenn auch verhüllt, in ihnen enthalten war. Die sectenartige Absonderung, die freiwillige und beschränkende Entsagung aller geschichtlichen Entwickelung, die sich in der Gestaltung des Christenthums schon früher ausgebildet hatte und in der damaligen Zeit, wenigstens unter den geringern Klassen, hier und da in christlichen Vereinen herrschte, gab den Gegnern der Religion mächtige Waffen in die Hände, die sie auch nicht zu benutzen versäumten. Die religiöse Wechselduchdringung aller Lebensmomente, die ihren Mittelpunkt in dem Glauben fanden, bezeichnete die erste frische Epoche des Protestantismus. Das Gefühl ruhte in diesem Glauben, er bildete den sittlichen Grund aller Handlungen, ja selbst das Studium war auf ihn basirt. Die Ermattung nach dem dreißigjährigen Kriege rief ein tödtendes Zerfallen hervor; die kräftige, religiöse, organische Einheit aller Lebensmomente verschwand; was innig verbunden war, trennte sich, und eben dadurch fand der zerlegende sinnliche Verstand einen Spielraum für seine

Thätigkeit. Dieſes bildete den wichtigſten Moment der damals herrſchenden geſchichtlichen Kultur und die religiöſe Tiefe des Glaubens ward aus der fortſchreitenden Entwickelung (wie Philoſophie und Kunſt) hinausgeſtoßen und beſchränkte ſich in ihren getrennten Elementen, beſonders in Deutſchland, innerhalb vereinzelter Grenzen. So ward die Tiefe des Gefühls mit der Unbeſtimmtheit der Lehre durch die Brüdergemeinde fixirt; der chriſtliche ſittliche Grund aller Handlungen, in ſeiner geſetzlichen Härte (von der Tiefe des Gefühls wie von der Strenge der Lehre geſchieden), durch die Pietiſten feſt gehalten; und von dieſen wie von jenen getrennt, bildete ſich der ſtarre Begriffsformalismus durch die orthodoxe Dogmatik aus. Wenn auch die Urheber dieſer getrennten Richtungen der lebendigen Quelle des vereinigten Glaubens näher ſtanden (Spener, Franke, Zinzendorf, Quenſtädt) u. ſ. w., ſo trat die Trennung doch immer entſchiedener hervor, und wie ſie ſich unter einander trennten, ſchieden ſie auch aus der Richtung aus, die das geſchichtliche Bewußtſein im Ganzen genommen hatte. Da entſtand das ehrenwerthe Beſtreben, die Religion aus dieſen iſolirten Zuſtänden

herauszureißen und ihren Inhalt an solche Aufgaben anzuknüpfen, die, wie mächtig die Reflection auch sein mag, doch niemals aus einem menschlichen Gemüthe verdrängt werden können. Wollte man nun Bemühungen der Art irgend einen Beifall verschaffen, so durfte man sie nicht an die starre Manier, die in den Schulen der Theologen wie in den abgesonderten christlichen Vereinen herrschte, anknüpfen. Menschliche Zustände überhaupt und ihre tiefere Bedeutung, Betrachtungen über Leben und Tod und ähnliche, sollten den Menschen zurückführen zu dem Glauben, der verloren zu gehen drohte. Die Sprache, die für solche Darstellungen geboten war, wurde eine gefälligere, der Zeit mehr zusagende, und die Verfasser konnten auf einen allgemeinen Beifall rechnen, denn auf der einen Seite ward der Leser beruhigt, wenn ihm dasjenige, was als religiöse Grundlage seiner Erziehung sich nicht verdrängen ließ, ihm hier auf eine gefällige Weise entgegentrat und auf der andern Seite glaubte er, die Richtung der Reflection, die ihn, wie die ganze Geschichte seiner Zeit beherrschte, beruhigter verfolgen zu können. Die wohlmeinenden Schriftsteller dieser Art bedachten nicht, daß alle Religion

ein Urſprüngliches und Unmittelbares iſt, und daß, wenn der innerſte Kern des Glaubens verſchwunden, er ſich ſo wenig wieder erzeugen läßt, wie das entwichene Leben etwa durch eine chemiſche Compoſition. Schriften der Art wären nicht möglich geweſen, wenn nicht ein Reſt des ermatteten Glaubens bei dem Schriftſteller wie bei dem Leſer ſich erhalten hätte. Aber ſelbſt dieſer Keim wird bei ſolchen Reflectionen verkümmern und die friſche Eigenthümlichkeit, die lebendige poſitive Wirklichkeit religiöſer Anſichten verlieren ſich allmälig und erblaſſen in der durchſichtigen Klarheit abſtracter Betrachtungen; dieſes war zum Theil auch bei mir der Fall, aber ich merkte es kaum. Denn die ununterbrochene Beſchäftigung, die raſtloſe Bewegung des Geiſtes ließ mir keine Ruhe. Die geſunden und raſchen Pulſe der Entwickelung beſitzen Rechte des Lebens, die ſich geltend machen und die, auf irgend eine Weiſe gehemmt oder geſtört, die innere Lüge, die gefährlichſte Krankheit der Seele, erzeugen, die ſelbſt, wenn ſie das Kleid der früheren Religioſität trägt, für das ganze Leben hemmend wird.

Ich war etwa funfzehn Jahr alt, und muß hier eine lächerliche Geſchichte erwähnen, die doch zum

Beweiſe dienen kann, daß mitten in meiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung, in der vielſeitigen geiſtigen Anregung die Romanenlectüre auch ihre Früchte trug. Ich war zu ſehr daran gewöhnt, das ganze Leben in die Poeſie hineinzutragen. Es war natürlich, daß ich es in allen Richtungen verſuchte, und daß die keimenden Gefühle auch da ſich äußerten, wo ſie nach dem Mittelpunkt aller Dichtung hinweiſen. Man könnte, was ich erzählen will, eine innere Lüge nennen, und doch iſt ſie es in der That nur in dem Sinne, wie das Puppenſpiel eines lebhaften Mädchens ſo genannt wird.

Uns gegenüber war eine Mädchenſchule. Ein halberwachſenes Mädchen mochte ſich öfter als die übrigen an die trüben Fenſter ſtellen; ob dieſe Unklarheit ihr vortheilhaft geweſen iſt, kann ich nicht ſagen, denn ich ſah ſie nur ſo und wählte ſie zu meiner Geliebten. Dieſe Thorheit würde, wie manche andere Vorſtellung, die ſich in meinem einſamen Leben ausbildete, entſtanden, ſich dichteriſch ausgebildet haben und verklungen ſein, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfahren hätte. Sie verſtand ſich ohnehin aus der ganzen Art meines Daſeins ſo ganz von

ſelbſt, daß ich es unnöthig finden würde, ihrer zu erwähnen. Unglücklicherweiſe iſt eine ſolche kindiſche Liebe mit der Neigung verbunden, ſich darüber zu äußern, man will ſeine Leidenſchaft abgebildet ſehen in der Sprache, ſie ſcheint durch die Dichtung erſt verwirklicht, und es iſt bekannt, daß durch dieſe keimenden Verſuche die erſten Funken der Poeſie überhaupt ausſchlagen. Entſpringen ſie aus dem innern Weſen eines Menſchen, ſo zünden ſie für das ganze Leben, im entgegengeſetzten Falle erlöſchen ſie ſchnell, wie ſie entſtanden ſind. Wenn ein Jüngling zum erſten Mal liebt oder zu lieben glaubt, ſo iſt er ſchon dadurch Dichter, und viele ſind für ihr Leben unglücklich geworden, wenn ſie ſich nicht in die lebendige Schönheit, ſondern in die Dichtung, die ſie erzeugte, verliebt haben. Dieſes begegnet gewöhnlich den dürftigſten Naturen, die von der ungewöhnlichen Macht der eigenen Darſtellung überraſcht werden, und ich habe viele unglückliche Jünglinge gekannt, die ſich ſelbſt durchaus mißverſtanden haben und an dieſer kritiſch gefährlichen Entwickelung zu Grunde gingen.

Warum iſt dieſe Neigung zur Poeſie den Jünglingen bei einer gewiſſen Richtung der Bildung durchaus

natürlich, ohne daß wir sie bei den Mädchen finden? Bei diesen wird eine solche Neigung jederzeit als eine unnatürliche krankhafte erscheinen. Der Grund ist dieser: Die Liebe ist bei dem Mädchen das innerste Geheimniß ihres Daseins; sie wird sich diese in ihrer gesunden Entwicklung kaum selbst bekennen, sie wird durch die Gegenliebe erst hervorgelockt und reif. Der Jüngling dahingegen findet sich seiner Natur gemäß aufgefordert, seine Liebe auszusprechen, und sie gestaltet sich nothwendig als Dichtung, wo die geselligen Verhältnisse es nicht erlauben, daß sie ihrem Gegenstande gegenüber laut werden darf.

Ich hatte einen jungen Freund in der Roeskilder Schule, den ich geneigt fand, mancherlei, was mich phantastisch aufregte, und was ich mich scheute, den Brüdern mitzutheilen, geduldig anzuhören. Es war der jüngere Bruder des in ganz Dänemark mit Recht berühmten Schauspielers Lindgren. Ob er noch lebt, ist mir unbekannt; denn er trat mir später nie entgegen, und obgleich ich seinen ältern Bruder kennen lernte, erfuhr ich doch von dem Schicksale des jüngeren nichts. Sollte er leben, sollte diese Schrift ihm in die Hände fallen, so wird er sich wundern,

wie ein Brief, an ihn geſchrieben, den er nie erhielt, ein nicht unbedeutendes Ereigniß meines jugendlichen Lebens ward. Ich machte ihn zum Vertrauten meiner Liebe, und der Theil des Briefes, der dieſes Geſtändniß enthielt, hatte einen dichteriſchen Anſtrich. Wenn wir Kinder Briefe ſchrieben, mußten wir ſie den Eltern vorleſen, ehe ſie abgingen. Bei der ganzen Zucht im elterlichen Hauſe war es unmöglich, einen Brief ohne Wiſſen der Eltern auf die Poſt zu geben; auch war der Brief ſo geſchrieben, daß der Theil deſſelben, welcher von meiner Liebe handelte, ausfallen konnte, ohne daß der Zuſammenhang dadurch litt. Ich rechnete darauf, daß der Vater, bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich zugleich auf eine andere Weiſe beſchäftigt, nur halb hinhören werde. Die Brüder hatten auch an ihre Freunde geſchrieben, und ſo durfte ich um ſo mehr hoffen durchzuſchlüpfen. Als meine Brüder ihre Briefe vorlaſen, ſchien mein Vater in der That kaum hinzuhören. Ich hielt mich zurück, das Herz pochte mir, ich fing an zu leſen, und wie erſchrak ich, als mein Vater ſogleich die Feder niederlegte und mit großer Aufmerkſamkeit mein Leſen verfolgte. Was mir ſonſt ſehr angenehm ge-

weſen wäre, war mir jetzt entſetzlich. Ich las mit zitternder Stimme, und wollte nun die unglückliche Stelle überſchlagen; es war aber der größte Theil des weitläufigen Briefes. Was überſchlägſt du da? fragte der Vater kaltblütig und nahm mir den Brief aus der Hand. Ich war wie vernichtet; meine Geſchwiſter horchten hoch auf, als ſie ſahen, wie mein Vater erſtaunt, faſt erſchrocken, zuletzt zornig vor ſich hinblickte. Ich werde den Auftritt, der jetzt ſtattfand, nie vergeſſen. Entfernt euch, ſagte der Vater, und ich ſah, wie die Mutter auf ihrem Krankenbette ſich überraſcht und heftig bewegt emporrichtete.

Als wir nun aus der Stube getrieben wurden, drängten ſich die Geſchwiſter um mich herum; daß ich beſchämt ſtill ſchwieg, wird ein Jeder einſehen. Die Magd ward ſogleich hineingerufen und weggeſchickt. In der größten Spannung verlief nun faſt eine Stunde, die Magd kam mit dem Lehrer zurück; er ward zu meinen Eltern geführt, und die alte Magd trat zornig aus der Stube heraus. Pfui, Henrich, rief ſie, wie konnteſt du deiner kranken Mutter eine ſolche Sorge machen? Was iſt es? riefen die Geſchwiſter neugierig; das dürft ihr gar nicht

wiſſen, antwortete die Magd, und die Geſchwiſter ſtarrten mich als einen Verbrecher an. Endlich ward ich hineingerufen. Allerdings erſchütterte mich die heftige Bewegung der kranken Mutter, die mir Verirrungen der Art in meinem Alter als höchſt gefährlich darſtellte, viel weniger die Drohungen und Ermahnungen des Vaters. So ergriffen, wie ich nun war, ſo hätte doch faſt eine Aeußerung des Lehrers mich zum Lachen gebracht. „Ein ſolcher Brief," rief er, „und der Knabe noch nicht einmal confirmirt!" Ich ward nun entlaſſen, aber mein Vater hatte die Sache, in Rückſicht meiner, offenbar falſch angegriffen. Ich war jetzt ein unglücklicher Liebhaber, ich ſeufzte unter den Verfolgungen der Eltern, was konnte ich Beſſeres wünſchen, um den Roman völlig auszubilden.

Ohne allen Zweifel ſah mein Vater dieſes bald ein. Er hatte erfahren, denn ich hatte es ihm geſtehen müſſen, und er hatte ſich es wohl auch gedacht, daß ich das Mädchen weder in der Nähe geſehen noch geſprochen hatte. Er war ſeines muntern und oft rückſichtsloſen Witzes wegen bekannt, und mehrere ſeiner ſchlagenden Antworten hatten ſich wohl

in größeren Kreiſen verbreitet, jetzt erzählte er auch den Inhalt meines Briefes auf eine höchſt lächerliche Weiſe. Ich ward der Gegenſtand des Geſpöttes und tief gedemüthigt. Die Mutter mußte verſöhnend eintreten; aber meine Liebe hielt die harte Probe nicht aus. Der Leichtſinn der Jugend zeigte mir bald ein anderes Mittel, ich lachte, ſpöttelte, witzelte über mich ſelbſt und ſtand faſt als Sieger auf den Ruinen meiner erſten Neigung.

Ich ſah den Brief erſt nach vielen Jahren; mein Vater hatte ihn aufbewahrt, und ich erfuhr jetzt erſt, wie ein Ereigniß, welches ſo drohend ausſah, ins geheim meine Eltern auf eine heitere Weiſe ergötzte, ja die von mir gehegten Hoffnungen noch ſteigerte. Der Lehrer war über die Glut der Darſtellung, über die Zierlichkeit der Sprache in Erſtaunen geſetzt, und auch meine Eltern mochten zum erſten Mal in mir einen zukünftigen nicht unbedeutenden Schriftſteller zu erkennen glauben. Und in der That, als ich nach ſo langer Zeit dieſen Brief wieder las, fand ich eine Poeſie in den Ausdrücken, eine Kühnheit in den Bildern, die in meinen übrigen ſchriftlichen Aufſätzen aus dieſer Epoche keineswegs zu erkennen war; und

so wäre es wohl möglich, daß der Keim einer wahren, nicht bloß erdichteten Empfindung durch dieses Ereigniß frühzeitig erwacht und erstickt war. Ich finde keine Spur mehr in meiner Erinnerung und kann jetzt kaum bestimmen, ob diese jugendliche Schöne wirklich bloß eine Dulcinea meiner Phantasie war oder nicht.

Ich muß bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß meine Leser sich täuschen würden, wenn sie in Zukunft etwa viele Bekenntnisse ähnlicher Art erwarteten. Solche Confessionen mögen einen Reiz für den Leser haben, aber immer auf Unkosten des Verfassers. Ganz anders verhält es sich mit einer kindischen Verirrung, die wir mit ruhiger Objectivität als einen Naturgegenstand abhandeln und darstellen können.

Es war kurz nach diesem Ereigniß, als ein anderes lange erwartetes eintrat. Meine Mutter starb, oder vielmehr erlöschte wie ein Licht. Das leise heranschleichende Sterben überraschte uns dennoch; denn

obgleich es erwartet wurde, fanden keine Zeichen ſtatt, die uns ſein unmittelbares Herannahen angedeutet hätten. In Kopenhagen fand meine Mutter keinen Prediger, mit dem ſie in ein ſo vertrautes Verhältniß treten konnte, wie mit dem geſchätzten in Roeskilde. Jetzt erſchien einer, ihr das heilige Abendmahl zu reichen, und eine furchtbare Angſt ergriff uns Kinder. Der letzte ſchwache Lebenshauch der Mutter gehörte noch unſerem innerſten Daſein zu, ich war tief erſchüttert; war es doch das Heiligſte, Tiefſte, Innerſte meines ganzen vergangenen Daſeins, welches zu entweichen drohte. Alle Stunden jener andachtsvollen Unterhaltung ſchwebten mir vor; das Gewiſſen ſagte mir jetzt zum erſten Male, daß Anſichten, Neigungen, Hoffnungen mich immer mehr innerlich von der Mutter getrennt hatten, eine leiſe drohende Ahnung, daß mir das Heiligſte immer fremder werden würde, erſchütterte mich. Der Prediger trat tief bewegt aus der Krankenſtube, und wir Kinder wurden hereingerufen. Wir umgaben das Bett, die Mutter lag ruhig und, wie es ſchien, ſchmerzlos da, ſie erhob ſich und ſegnete uns. Noch immer ſchweben mir die verklärten Züge vor, die ſchönen Augen

glänzten, die anmuthigen Züge erhielten eine sonst nie gekannte Bewegung, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, die sonst so matte Stimme erklang lauter als gewöhnlich, und sie wandte sich an mich. Henrich, sagte sie, du sollst das Wort des Herrn verkündigen, er hat dich berufen und mit Gaben ausgerüstet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu, und dann segne dich Gott. Sie sank zurück, die Augen schlossen sich, wir wurden aus der Stube geführt, und wenige Minuten nachher stand die Thüre offen, wir sahen die Leiche der Mutter, und ich kniete erschüttert, laut weinend, vor dem Bett derselben nieder. Alles, wozu mich Talent und innere Neigung berief, alle glänzenden Hoffnungen, die mir vorschwebten, waren in diesem Augenblick verschwunden, und feierlich versprach ich, die Wünsche der Mutter zu erfüllen; ich erschien mir von diesem Augenblick an zum Prediger geweiht.

Was ist der Mensch — das frische Leben behält sein Recht: aber dennoch trat mir diese Stunde oft, wenn ich mir vorwerfen mußte, daß ich das feierlich gegebene Versprechen nicht erfüllt hatte, strafend entgegen. Zwar sagte mir ein klares Bewußtsein, daß

meine Mutter in Rückſicht meiner ſich geirrt hatte, daß der erkannte Ruf Gottes durch das Talent ausgeſprochen wird, aber immer trat wiederum mahnend die Todesſtunde meiner Mutter mir vor die Seele. Mitten in dem Reichthum des geiſtigen Erkennens, inmitten der fröhlichſten Entwickelung ſchwebte ihr Bild und leuchtete mir entgegen, als wäre in dieſem Moment des Sterbens das eigentlichſte Leben, in dieſem Dunkel des Grabes allein die durchſichtigſte hellſte Wahrheit. Und wenn in allen Verirrungen des Lebens unter vielfältigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, oft zwar untergetaucht und unkenntlich, ein Kern religiöſer Geſinnung mein ganzes Leben hindurch ſich erhielt, wenn ich nie wagte, ich darf es behaupten, das Tiefſte zum Gegenſtand eines flachen Geredes zu machen, ſo verdanke ich es der Todesſtunde meiner Mutter, die mir heilig geblieben iſt, mein ganzes Leben lang.

Nach dem Tode der Mutter war die kleine Familie in ihre Glieder zerfallen. Die beiden Schweſtern kamen zu den Verwandten, die ältere zu der Groß-

mutter, die noch in Odsherred lebte. Sie war von Jugend auf höchst lebhaft und geschäftig, nahm frühzeitig eifrigen Antheil an den häuslichen Verrichtungen und obgleich in der Reihe der Kinder erst die vierte, beherrschte sie uns gewissermaßen alle. Die jüngste der Geschwister kam zu einem Onkel nach Fühnen. Ein stilles sanftes Mädchen, die sich mit nachgiebiger Zuneigung ihren Brüdern anschloß. Der jüngere Bruder, welcher mit mir die Universität bezog, war ein aufgeweckter Kopf und gehörte zu denjenigen Menschen, die mit großer Aufmerksamkeit auf die äußeren Verhältnisse des Lebens achten. Mancherlei Geschäfte, wie sie in einer Familie vorkommen, Bestellungen allerlei Art, Holzkauf und dergleichen Verrichtungen, für welche mein ältester Bruder so wie ich völlig ungeschickt war, wurden ihm übertragen. Wir waren einander völlig entgegengesetzte Naturen. In dem sprachlichen Unterricht hielt er, obgleich jünger, völlig Schritt mit mir. Eine große Gutmüthigkeit zeichnete aber alle Geschwister aus, und nach den heftigsten Scenen, die ich, nicht selten, von meinem jüngeren Bruder gereizt, und unter allen der jähzornigste, veranlaßte, folgte schnell die

Versöhnung. Besonders zog in dieser Zeit mein jüngster Bruder meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Unterschied von mehr als vier und einem halben Jahre bedeutet im sechzehnten Jahre viel, aber dennoch zeigte sich eine Zuneigung zu mir, eine Ahnung von dem, was mich innerlich beschäftigte, die mich oft überraschte und rührte, Er erhielt keinen Unterricht in den Sprachen. Mein Vater, durch seine ökonomische Stellung beschränkt, gab ungern die Absicht auf, ihn studiren zu lassen; er war für eine militärische Laufbahn bestimmt.

Als die Schwestern das Haus verlassen hatten, bildeten die drei übrig gebliebenen Knaben — denn der älteste Bruder wohnte im Cadettenhause und konnte, da das Offizier-Examen nahe war, nur selten in unserer Mitte erscheinen — mit der jetzt alternden Magd und gewissermaßen auch mit dem Lehrer eine enge Verbindung. In dieser waren mein zweiter Bruder und die Magd die eigentlich thätigen. Mein jüngster Bruder und ich ließen uns Alles gefallen. Mein Vater, unzufrieden mit seiner Stellung, nach dem Tode der Mutter noch mehr gespannt mit der Familie, von Schulden gedrückt, brachte den

ganzen Tag außer dem Hauſe in Geſchäften und wohl noch mehr in geſelliger Zerſtreuung zu. So näherte ſich nun die Zeit, wo wir die Univerſität beziehen ſollten. Aber mancherlei Ereigniſſe drangen in dieſer kurzen Zeit auf mich ein, die mich innerlich wie äußerlich in Bewegung ſetzten.

Wie mein jüngerer Bruder mit mir zugleich die Univerſität bezog, ſo wurden wir auch zuſammen confirmirt, ohne allen Zweifel aus ökonomiſchen Rückſichten. Der Confirmationstag war in Dänemark, beſonders in Kopenhagen, ſehr feierlich. Es mag ſeine Vortheile haben, daß dieſer Akt in den großen Städten des proteſtantiſchen Deutſchlands in den verſchiedenen Kirchen an verſchiedenen Tagen und Stunden ſtattfindet. Entſchieden aber iſt es, daß er dadurch mehr in die engeren Kreiſe der Familien hineingezogen, das kirchliche Anſehen verliert, und daß um ſo leichter an die Stelle einer großartigen, religiös geſchichtlichen Bedeutung des Aktes eine ſchwächlich ſentimentale tritt, zu welcher ohnehin die Zeit eine Neigung hat. In Kopenhagen fand dieſer wichtige religiöſe Akt in allen Kirchen zu gleicher Zeit ſtatt. Wenn ich von Vielem ſpreche, was zur damaligen

Zeit in meinem Vaterlande ſtattfand, als von einem Vergangenen, ſo geſchieht es nur, weil ich nicht weiß, was ſich in einer Alles umgeſtaltenden Zeit ſeit faſt einem halben Jahrhundert verändert haben mag.

Am frühen Morgen wurde in allen Kirchen geläutet; das Feſt, welches ſich doch jedesmal mit einer innern religiöſen Anregung in ſo vielen Familien vorbereitete, fand in der großen Bewegung der ganzen Stadt einen bedeutungsvollen Mittelpunkt; der ganze Tag iſt den Kindern geweiht, und wenn in den Städten des nördlichen Deutſchlands, beſonders in Berlin, die mehr ſubjectiv perſönliche und ſentimentale Richtung der Religion, wie ſie mit ihrem tiefſten Myſterium in dem Familienleben ſich verliert, durch das freilich ſchöne und innigere Weihnachtsfeſt am ſtärkſten ausgeprägt iſt, ſo trat hier die reinere objectivere Richtung, die großartige kirchliche Einheit, durch welche die Familien doch erſt ihre chriſtliche Weihe erhalten, mächtiger und gewaltiger hervor. Wenn dieſe Feierlichkeit dennoch die Bedeutung immer mehr verlor und ſich gegen die zerſtörende Einwirkung der Zeit nicht zu erhalten vermochte, ſo lag das eben in der Gewalt der letzteren, und nicht in der Einrichtung.

Man beschäftigte sich für diesen Tag fast nur mit den Kindern und die wenig bewegte Zeit gab der Feierlichkeit eine Ruhe und Heiterkeit, die den Eindruck erhöhte. Nachmittags waren alle Straßen von geputzten Kindern erfüllt. Der Aermste hatte für diesen Tag, damit das Kind anständig erscheinen sollte, gesammelt. Das festliche Gefühl, welches in der ganzen Stadt herrschte, steigerte die Theilnahme der Reichen, und der Bettler fand für sein Kind einen geschenkten festlichen Anzug. War es ein schöner Tag, so waren alle öffentlichen Gärten den Vergnügungen der Kinder geweiht. Auf den Wällen, auf den Promenaden der Umgegend, in dem Königlichen Garten der Stadt wimmelte es von fröhlichen geputzten Kindern, und wenn der rigoristische Christ manche Einwendungen gegen eine solche sinnliche weltliche Freude an einem Tage, welcher der stillen Betrachtung gewidmet sein sollte, vorbringen möchte, so konnte man die anmuthige und heitere Empfindung, die ein solcher Anblick nothwendig erweckte, doch nicht unterdrücken. Und kann man wohl leugnen, daß, wo eine ernste christliche Gesinnung lebt, sie sich wohl verbinden läßt mit einer unschuldigen Lust, die

beſonders an einem ſchönen Tage in einer reichen Gegend eine religiöſe Bedeutung haben kann?

In Kopenhagen erinnerte man ſich, daß eben ein ſolcher Tag es war, der wenige Jahre früher für das Geſchick des ganzen Landes höchſt wichtig ward.

Struenſee ward bekanntlich durch die Intriguen der Stiefmutter des Königs, durch die verwitwete Königin Juliane Marie geſtürzt. Sie herrſchte von jetzt an, und obgleich keine große Unzufriedenheit ſich öffentlich ausſprach, obgleich der geiſtig kühne geſtürzte Struenſee, dem man ſo viele treffliche Einrichtungen, vor Allem die ſeitdem nie ganz unterdrückte Preßfreiheit verdankt, weil er, der Fremde, das nationale Gefühl, welches von jeher auf eine ſehr lobenswerthe Weiſe in Dänemark vorherrſchte, nicht ſelten höchſt unbeſonnen verletzte, verkannt und gehaßt war, ſo hatten ſich doch unter der Regierung einer herrſchſüchtigen Frau ſo viele Mißbräuche eingeſchlichen, daß man mit Sehnſucht einer Veränderung entgegenſah. Man erinnerte ſich mit Wehmuth an die ſchöne Zeit, in welcher Friedrich V. von dem alten, berühmten Grafen Bernſtorf unterſtützt, im Lande regierte; und dieſe Zeit mit ihren damals von obenher herrſchenden

liberalen Ansichten schwebte den Dänen, als eine vorzugsweise beglückte, vor. Der alte Graf Bernstorf war, wie sein König, angebetet. Er war es, der nicht für Dänemark allein, zuerst das Beispiel gab, indem er die Leibeigenschaft der Bauern auf seinem Gute aufhob. Daß er seine Stellung benutzte, um deutschen Gelehrten, deren Werth man in ihrem Vaterlande nicht zu schätzen wußte, eine sorgenlose Stellung zu verschaffen, ist allgemein bekannt. Ihm, dem dänischen Minister, verdankte man es, daß der damals anerkannt größte deutsche Dichter, Klopstock, nicht der Armut erlag; und wenn diese Hinneigung zur deutschen Gelehrsamkeit und dieses lebhafte Interesse für deutsche Gelehrte auch nicht allgemeinen Beifall fand, ja später ein nationales Widerstreben gegen die Deutschen erzeugte, so war der Einfluß, den diese Gesinnung auf Dänemark hatte, doch ohne allen Zweifel wohlthätig. Aus der etwas starr gewordenen Nationalität herausgerissen, ward Dänemark empfänglicher für großartige, wahrhaft geschichtliche Ansichten, und wenn dies kleine Land in seiner, wie es scheint, isolirt nördlichen Lage die Ehre erworben hat, Ideen zu verwirklichen, welche die reifsten Geister der mächtig-

sten Völker damals vergebens ins Leben zu rufen wünschten, wenn Dänemark zuerst unter allen Völkern des Continents eine gesetzliche Preßfreiheit besaß, die Leibeigenschaft abschaffte, den Sclavenhandel aufhob, ja wenn in Kopenhagen neben den übrigen Interessen des Landes die wissenschaftliche Beschäftigung einen anerkannt vornehmen Platz einnahm, so lag der Keim dieser günstigen Richtung ohne allen Zweifel in jenen Tagen, wo der milde König Friedrich V. herrschte, und der geistig vornehme Bernstorf unter ihm. Mir schwebte dieser von früher Jugend als einer der Heroen der Geschichte vor der Seele. Als Struensee in das Ministerium trat und sein gewaltsames Regiment anfing, zog er sich nach Hamburg zurück. Er war bereit, einen Ruf, der an ihn nach Struensee's Tode erging, anzunehmen, als ihn der Tod überraschte. Aber desto wichtiger ward sein Neffe Peter Andreas Bernstorf dem Lande.

Nach dem Gesetze des Landes ist der Kronprinz in seinem sechzehnten Jahre mündig. Im Jahre 1784 trat der neulich verstorbene König als Kronprinz öffentlich in der Schloßkirche mit den übrigen Kindern der Familien, die zur Schloßgemeinde gehörten,

auf und gab mit den andern Rechenschaft von seinen Kenntnissen in der Religion. Das ist das Schöne bei dieser Feierlichkeit in meinem Vaterlande, daß sie auch in einem protestantischen Lande bezeugt, daß es etwas Höheres, wenn auch nicht in der Erscheinung, so doch in der innersten Tiefe der menschlichen Seele giebt, welches selbst in einer absoluten Monarchie das wahrhaft eigentlich Regierende ist, daß dieses Höchste und Tiefste Alle gleichstellt, daß die christliche Gemeinde als solche der Ausdruck eines göttlichen Willens, der größer als alle Erscheinung ist. Es ist begreiflich, daß dieser Tag, an welchem der zukünftige Herrscher des Landes unter allen Knaben der Hauptstadt, allen gleich, auftrat, den Einwohnern doppelt wichtig ward. Wer nicht durch die eigenen Kinder nach anderen Kirchen hingezogen wurde, pries sich glücklich, wenn er einen Zutritt zu der Schloßkirche erhalten konnte. Alle Großen des Landes hatten sich hier versammelt, die Kirche war gedrängt voll, und wohl mochten viele stille Wünsche für das Vaterland im Geheimen sich äußern, wenn auch nicht laut werden. Wenige aber ahndeten, was für diesen Tag im Stillen vorbereitet war. Den Tag darauf erschien der sechzehnjährige

Prinz im Staatsrathe. Man empfing ihn mit Ehrfurcht, aber wie erschraken die Mitglieder desselben, als der junge Prinz erklärte, daß Se. Majestät mehrere Mitglieder des Staatsraths, und zwar eben diejenigen, die auf die verwitwete Königin den größten Einfluß ausübten, in Gnaden entlassen hätten. Als der Staatsrath geendigt war, eilten die Entlassenen zur Regentin. Sie wollte sich augenblicklich zum König drängen; sie war gewohnt, sich als unumschränkte Herrscherin zu betrachten und als solche auch über die Wache, welche die Gemächer des Königs beschützt, zu gebieten. Hier aber fand sie einen Offizier, der die Kühnheit hatte, ihr zu erklären, daß der König den strengen Befehl gegeben habe, Keinen vorzulassen. Die Königin versuchte vergebens die Gewalt geltend zu machen, die sie so lange besessen hatte. Mit der tiefsten Ehrfurcht bezeugte der Offizier, wie sehr er bedauern müsse, daß der Königliche Befehl unbedingt sei und strenge Befolgung fordere. Allerdings war es beiden wohl bekannt, daß ein solcher Befehl keine Bedeutung habe. Bei dem Zustande des Königs kam es nur darauf an, wer seine Person beherrschte. Was geschehen wäre, wenn es der Königin gelang, sich den

Zutritt zu erzwingen, ist schwer zu bestimmen, da dieser aber verweigert wurde, war durch eine Hofrevolution die alte Regentschaft gestürzt und ein neues Regiment auf die kühnste Weise eingeführt.

Die Königin mochte wohl einsehen, daß ein so kühn entschlossenes und ruhiges Benehmen einen tiefer angelegten Plan verrieth. Das wohlbewahrte Geheimniß erzeugte eine Ueberraschung, durch welche die gestürzte Regentschaft völlig rathlos war. Daß die Gegner mancherlei geheime Mittel benutzt hatten, daß sie selbst auf einen größeren Widerstand vorbereitet waren, mußte die Königin einsehen. Man erzählt, daß der Kronprinz selbst dem wachthabenden Offizier zu Hülfe geeilt sei. Er hatte wie dieser ehrfurchtsvoll sein Bedauern geäußert, der Königin den Arm gereicht, und diese sonst so strenge und ernste Herrscherin hatte sich betäubt in ihre Gemächer zurückführen lassen.

Die entlassenen Großen hatten ihre Macht, ihr Ansehen zu plötzlich verloren. Sie konnten die heftige Gemüthsstimmung, in welche sie gerathen waren, nicht verheimlichen. Ein freudiges Gemurmel lief durch die ganze Stadt. Am Abend desselben Ta-

ges war **Bal paré** angesagt zur Feier der Mündigerklärung des Kronprinzen. Alle waren über die ruhige Würde seines Betragens entzückt.

Ich kenne die geheimen Vorbereitungen, welche stattfanden, um die Katastrophe herbeizuführen, zu wenig, eben so wenig die leitenden Personen. Wie man behauptet, waren die Truppen in den Casernen consignirt, die Artillerie beordert, sich bereit zu halten. Glücklicherweise machte die stille Beendigung der Krisis diese gewaltsamen Maßregeln unnöthig. Kaum wird man in der Geschichte ein Beispiel finden von einer völligen Umänderung der Regierung eines Landes, die so plötzlich, so durchgreifend und dennoch so leise, so ruhig und ohne Gewalt geschah. Es war eben, als wäre nichts geschehen.

Kurz darauf erschienen Graf Bernstorf, Reventlow und Schimmelmann. Sie nahmen die erledigten Plätze im Staatsrath ein. Der Kronprinz hatte bis dahin keine glückliche Jugend verlebt. Für eine Erziehung, die ihn für seine zukünftige Bestimmung ausbildete, war nicht hinlänglich gesorgt, aber er war noch jung, geleitet von redlichen Männern, die alle auf dem Gipfel der Ausbildung ihrer Zeit standen.

Sie wollten ihn nicht beherrſchen, ſondern eben zur Selbſtherrſchaft ihm den Weg bahnen. Er ſelbſt hatte die unglücklichen Folgen eines Regiments ohne Herrſcher von ſeiner früheſten Kindheit an geſehen. Das furchtbare Schickſal, welches in ſeinen erſten Kinderjahren die eigene Mutter traf, mußte einen trüben Schleier über die erſten Jahre des erwachten Bewußtſeins werfen. Nie hat ein redlicherer Fürſt mit einem beſſeren Willen, ja auch mit einem klareren Verſtande über ein halbes Jahrhundert lang ein Land beherrſcht, darin dem herrlichſten aller däniſchen Könige, Chriſtian IV., zu vergleichen; aber eine verhängnißvolle furchtbare Zeit ſollte das ruhige Land in den Strudel gewaltiger Weltereigniſſe hineinziehen, Dänemark ſollte das Opfer europäiſcher Politik werden und das ſtolze England ſich einer Unthat ſchuldig machen, die noch jetzt, nach langen Jahren ausgeſprochen, einen jeden Engländer beſchämen muß. Doch eben dieſe verhängnißvolle Zeit verband Volk und Herrſcher inniger, und er iſt jetzt geſtorben, beweint wie wenige Könige. Einige armſelige Aeußerungen einer albernen naſeweiſen Jugend ſcheinen nur deswegen laut geworden zu ſein, damit die wahre Trauer

über den Tod des Königs sich desto entschiedener und lauter äußern könne.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, sie knüpfte sich zu natürlich an einen Tag, der wie eine bleibende religiöse, so auch eine nationale Bedeutung in Dänemark erhalten hat. Ich kehre zu den Erinnerungen aus meinem eigenen Leben zurück.

Wer die Innigkeit meiner religiösen Stimmung in den früheren Jahren kannte, der mußte wohl erwarten, daß mir der Tag der Aufnahme in die Gemeinde, daß mir der erste Genuß des heiligen Abendmahls über Alles wichtig sein würde. Mein ältester Bruder war schon in Roeskilde vier Jahr früher confirmirt. Es war nothwendig, weil er als Cadet eintreten sollte. Damals, als diese wichtige Stufe des Lebens mir so nahe trat, erfüllte sie meine ganze Seele. Betrachtungen, die in dem unter den Bürgern der kleinen Stadt circulirenden und von mir ausgearbeiteten Wochenblatte erschienen, fanden einen großen Beifall. Und in der That, wie dürftig sie auch gewesen, wie sehr sie auch die Spuren eines

kindiſchen Verfaſſers getragen haben mögen, ſie waren das Erzeugniß eines tiefen, wahren, inneren Gefühls. Dieſes war verſchwunden, und ich merkte es kaum. Von meinem raſtloſen Wiſſensdurſte gejagt, Tag und Nacht von keimenden Gedanken und Anſichten beherrſcht, die ſich unaufhaltſam an mich andrängten, mich überwältigten und mich zu beherrſchen ſuchten, hatte ich jene innere Ruhe der unſchuldigen religiöſen Contemplation verloren. In dieſer Richtung bewegte ich mich wie unwillkürlich, ich konnte dem heftigen Triebe, der mich in Bewegung ſetzte, nicht widerſtehen. Die Mittel enthielten hier den Zweck; was ich wollte, lag zwar in unendlicher Ferne, aber jede Gegenwart gab mir den vollen Genuß. Anders verhielt es ſich mit den eigentlichen Unterrichtsſtunden, hier lag der Zweck klar vor mir, die nothwendigen Mittel waren gegeben und ließen ſich nicht abweiſen, die reflectirte Anſtrengung durfte nicht nachlaſſen, und je näher die öffentliche Prüfung herannahte, deſto mehr mußte der Fleiß wachſen. So war ich zwiſchen einer nothwendigen Zucht und einem wilden Triebe, einem unmäßigen geiſtigen Genuß, der einerſeits phantaſtiſch, andererſeits durch ein mannig-

faltiges Material beschränkt und verwirrt, mich dennoch hinriß, auf eine bedenkliche Weise eingeklemmt.

Der Religionsunterricht, den ich jetzt genoß, konnte mir keine Beschäftigung darbieten. Ich wußte mehr, als ich zur Confirmation bedurfte. Die Sprüche, die man zu benutzen pflegte, um die Lehrsätze der protestantischen Kirche zu beweisen, waren mir wohl bekannt. So ganz war der gute Geist früherer Jahre mit dem Tode der Mutter von mir gewichen, so ganz lebte ich in dem Taumel geistiger Genüsse, daß die Unterrichtsstunden bei dem Prediger mir ein Gegenstand der Eitelkeit wurden. Ich setzte etwas darein, mich nie vorzubereiten, und dennoch darthun zu können, wie sehr meine Kenntnisse die der übrigen Kinder überragten. Der Prediger erstaunte oft, wenn ich, was die andern nothdürftig auswendig lernten, mit selbstgefälliger Breite zu entwickeln suchte, und wenn er auch Manches zu berichtigen Veranlassung fand, was ich nicht selten, wenigstens im Stillen, selbstklug abwies, so mußte er doch im Ganzen seine Zufriedenheit aussprechen.

So erwartete ich nun dürr, innerlich leer und völlig gleichgültig dasjenige, was mir einst das hei-

ligſte, tiefſte Myſterium meines Lebens geweſen war. Auch konnte es kaum anders ſein; die Gegenſtände des Wiſſens betäubten mich, der nächſte Zweck, der mir vorlag und eine jede Anſtrengung erheiſchte, war für den befangenen Knaben die Univerſität nicht der Himmel. Mein Vater betrachtete die Confirmation als einen bürgerlich nothwendigen Durchgangspunkt, ja er ſah es wohl nicht ungern, daß die Schwärmerei meiner Kindheit einer in ſeinen Augen verſtändigeren Thätigkeit Platz gemacht hatte. Der Unterricht bei dem Prediger enthielt nichts Anregendes, nichts eigentlich Religiöſes, es war die dürftige Auseinanderſetzung der erſten Elemente einer hergebrachten Dogmatik, für die unwiſſendſten Knaben eingerichtet. Mir war es kränkend, es verletzte meine Eitelkeit, da ich mich ſchon mit anderen Kindern meines Alters zu vergleichen ſuchte, daß ich an dieſem Unterrichte Theil nehmen ſollte. Ich ging unwillig zu dem Prediger hin, und verließ ihn verdrießlich und gähnend. So rückte der Tag heran. Seine Feierlichkeit beſchäftigte meine Phantaſie, aber nicht mein religiöſes Gefühl. Daß ich mich in der öffentlichen Prüfung auszeichnen würde, ſah ich wohl ein, aber der Gegenſtand war meiner

Eitelkeit zu gering. Ich verlebte den ſchönen Tag in äußerer Luſt, er hatte für mich alle religiöſe Bedeutung verloren.

Der Genuß des heiligen Abendmahls erſchütterte mich, das heiligſte Myſterium unſerer Religion, wie es mich früher durchdrang, übte ſeine geheime Gewalt. Der gute Engel, der uns verlaſſen hatte, die Geſtalt meiner verſtorbenen Mutter, drängte ſich mahnend an mich heran und ließ ſich nicht abweiſen; es war, als flüſterte mir eine drohende Stimme zu, daß ich jetzt nicht mehr wäre, wie ich früher geweſen, daß ich ſei, was ich nicht ſein dürfe. Innerlich unruhig, ja in eine faſt verzweiflungsvolle Gährung verſetzt, verließ ich den Altar. Einige Tage vergingen in ſinnender Betrachtung, aber die Zeit drängte, der innere Trieb jagte mich in den gewohnten Strudel des Wiſſens hinein; die Anſtrengung, die ich auf die Schulſtudien verwenden mußte, war ſogar geboten, ich tauchte wie bewußtlos in die Wellen der aufgeregten Gegenwart unter, und lernte nur zu lange das Athmen in der ätheriſchen Himmelsluft entbehren. Viele Jahre vergingen, ohne daß ich wieder das heilige Abendmahl zu genießen ein Bedürfniß fand. Kein

inneres Gefühl, keine äußere Stimme mahnte mich daran.

Nach der Confirmation hatte ich noch bis zu der Zeit, wo ich unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden ſollte, anderthalb Jahre. Auch dieſe Zeit war reich an inneren Ereigniſſen.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, war auch ein kleines Bändchen, betitelt „Göthe's ſämmtliche Werke, ſiebenter Band.“ Ich nenne dieſe Schrift ſo, weil mir Göthe's Name völlig unbekannt war und der Titel mich wenig anzog. Als ich aber zu leſen anfing, konnte ich nicht wieder aufhören. Das Bändchen enthält bekanntlich Göthe's Fauſt und zwar das Fragment, welches mit der Scene endigt, wo Gretchen, gequält von dem zuflüſternden böſen Geiſt, im Dome kniet. Ich habe in den vier Norwegern verſucht den Eindruck darzuſtellen, den dieſes Göthiſche Werk auf ein unbefangenes jugendliches Gemüth machen mußte. Mich ergriff es auf eine bis dahin mir ſelbſt ganz fremde Weiſe. Die Sprache ſelbſt ſchien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen

Zauber zu beſitzen, den ich noch nicht kannte. Zwar waren mir die tieferen Schmerzen des ungemeſſenen Wiſſens noch fremd, jeder Tag brachte mir Neues, und dieſes ward mit Freuden aufgenommen und genoſſen, und die Unruhe, mit welcher ich in dieſe heranwachſende Maſſe Ordnung zu bringen ſuchte, hatte mit jener inneren verzehrenden Qual nichts gemein. Dennoch war es, als ahnte ich die Schmerzen, die keinem geiſtig bewegten Gemüthe lange fremd bleiben können. Als hätte ich die Alraunwurzel ſchon verletzend gehoben, als hätte ich ihren klagenden Ton vernommen. Manches, ja Alles hatte für mich einen wunderbaren, geheimnißvollen Reiz. Immer von Neuem wurde ich von der ſeltſamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geiſtermuſik aus dem Innerſten, Verborgenſten der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wiſſens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Luſt erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtniß aufbewahrt, ſie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erſchienen mir als die tiefſten des ganzen Daſeins. Ein geheimes Grauen

verband ſich mit einer unendlichen Luſt. Dieſe innere Bewegung erfuhr Keiner. Ein neuer Grundton meines ganzen Daſeins war angeſchlagen und bebte leiſe, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer giebt es Stellen im Fauſt, die, wenn ſie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerſte, die erſte, tiefſte Erſchütterung des jugendlichen Gemüths, die mannigfach variirt, angeſchlagen wurde und als ein geheimer Klagegeſang eines ſchuldbewußten Daſeins immer wieder von neuem aus dem Innerſten ſich hören ließ. Daß aber Göthe's Fauſt meiner ganzen religiöſen Geſinnung eine Wendung gab, die von der bisherigen unſchuldigen ſehr verſchieden war, iſt leicht einzuſehen. Früher erwuchs alle Poeſie aus einem unſchuldigen kindlich naiven Glauben; ſie bildete ſich als eine irdiſche Blüte der Andacht, ein Gebet war der Hauch, war der Blumenduft, in welchem die ſinnliche Farbenpracht erblaßte und mit dem Bewußtſein der Seligkeit hinſtarb. Ich konnte beten, ja das Gebet war mir ein Bedürfniß. Jetzt war mir das Gebet ſchon fremd geworden, nur eine innere Angſt preßte

es in vorübergehenden reuigen Momenten hervor, es ward immer seltener und die Neigung trat hervor, die Religion aus der Poesie zu fassen, sie selbst als eine tiefe Dichtung des menschlichen Daseins von neuem zu erzeugen, nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt verschwunden war. Freilich war mir diese Absicht nicht klar, aber daß alle religiöse Gesinnung schwankend geworden war, unbestimmt dunkel und heimlich zwischen Wahrheit und Dichtung schwebte, das ist nur zu gewiß.

Es war in dieser Zeit, als ich einen Entschluß faßte, dessen Kühnheit nur derjenige einzusehen vermag, der meine damalige ganze Lage kennt, der, so unbedeutend, ja kindisch er erscheint, eine Epoche in meinem Leben macht.

Wir wurden zuweilen zu dem Onkel, Professor Bang, eingeladen, und brachten dann wohl einige Zeit in der Stube seiner Stiefsöhne nach Tische zu. Diese Stube, die später eine so bedeutende Rolle in meinem Leben spielt, hatte für mich noch etwas Quälendes, Aengstliches; die Brüder waren mir noch fremd,

ich weiß kaum zu ſagen, ob ſie eine Ahnung hatten von meinen ſtillen unreifen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Eine trauliche Mittheilung fand noch gar nicht zwiſchen uns ſtatt. Der älteſte Bruder war ſchon Student, hatte bedeutende Bekanntſchaften, und man erwartete viel von ihm. Ich betrachtete ihn mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu und traute ihm ſehr viel zu. Es gehört überhaupt zu meiner Eigenthümlichkeit, eine große Achtung für ein jedes fremde Geſchick zu haben. Ich vermuthe hinter einem ſolchen jederzeit einen mir noch unzugänglichen Schatz.

Ich habe die Gewohnheit ſchon früh gehabt und immer behalten, in herumliegenden Büchern zu blättern. Einige fielen mir auf durch den Einband, der mit einem vergoldeten Wappen geſchmückt war. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es Bücher aus der großen Bibliothek des Kammerherrn Suhm waren. Dieſer Gelehrte war mir freilich von meiner Kindheit an bekannt. Sein Handbuch der nordiſchen Geſchichte ward in der Schule auswendig gelernt. Daß Suhm Beſitzer einer großen Bibliothek, was ein jedes Kind, wenn es eine gelehrte Erziehung genoß, wußte, war mir völlig unbekannt. Ueberhaupt konnte ich über

allgemein bekannte äußere Verhältniſſe eine auffallende Unwiſſenheit verrathen. Die Nachricht, daß man aus dieſer Bibliothek Bücher erhalten konnte, überraſchte mich, aber ich erſchrak, als ich mir die Möglichkeit dachte, auch für mich Zutritt zu dieſen unermeßlichen Schätzen zu erhalten. Mit einer Art von vornehmer Nachläſſigkeit, die mir wohl imponiren ſollte, und auch wirklich imponirte, deutete der ältere Vetter (Mynſter) mir an, daß die Stellung ſeines Vaters und ſeine mannigfachen Bekanntſchaften ihm die Gunſt verſchafft hätten, aus dieſer, in allen Fächern reichen Bibliothek Bücher zu erhalten.

Ich verließ ihn, aber der Wunſch, auch für mich den Zutritt zur Benutzung dieſer Bibliothek zu erhalten, hatte in meiner Seele tiefe Wurzel gefaßt. Ich brachte die Nacht ſchlafflos zu, die Ausſicht, in ſolchen Wiſſensſchätzen zu wühlen, die glänzende Hoffnung, Aufſchluß zu erhalten über Manches, was mich quälte, was mir dunkel war, ſchwebte mir unabläſſig vor. Mein Vater beſaß eine Beſchreibung von Kopenhagen von einem gewiſſen Hauber. Ich vermuthete, daß darin eine ſo bedeutende Bibliothek als eine Merkwürdigkeit der Stadt erwähnt ſein würde. Ich

schlug nach und fand eine Stelle, die ungefähr so lautete: „Der liberale Besitzer eröffnet seine Bibliothek zum Gebrauch für bekannte Gelehrte.“ Eine solche Notiz mußte nun meine Hoffnung vollends niederschlagen. Ein unbekannter sechzehnjähriger Knabe von unansehnlichem Wuchs, der noch jünger aussah, als er war, mußte unverschämt erscheinen, wenn er auch nur einen solchen Wunsch zu äußern wagte. Das war mir nun in gewissen Augenblicken völlig klar; dann aber sagte ich mir, daß mein Vetter Mynster doch auch kein bekannter Gelehrter wäre. Zwar hatte er die vielfachen Bekanntschaften, die Stellung seines Vaters als den Grund der erlangten Begünstigung angegeben, aber dennoch beschloß ich, obgleich mit einer Angst, die mich erbeben machte, den Versuch. Du kannst doch nur abgewiesen werden, sagte ich mir, durch meinen Leichtsinn für einen Augenblick beruhigt, dann aber erschien ich mir, wenn ich abgewiesen würde, tief beschimpft, und dennoch, was ich gewinnen konnte, unermeßlich.

Ich zog das für die Confirmation verfertigte höchst anständige Kleid an. Ich hoffte auf diese Weise durch meine erste Erscheinung Etwas zu gewinnen. Ich

hatte mich nach Suhm's Wohnung erkundigt und eilte in einer Art von Betäubung dahin. Als ich die Treppe hinunterſprang, als ich durch die nächſten Straßen mehr lief als ging, war ich noch voll fröhlicher Hoffnung, aber je mehr ich mich der angezeigten Wohnung näherte, deſto langſamer wurden meine Schritte. Die Furcht, abgewieſen zu werden, rang mit der ſinkenden Hoffnung, und gewann, je näher ich dem Hauſe kam, deſto entſchiedener die Oberhand. Man ging in einer Sackgaſſe durch einen Thorweg über einen großen Hof auf dies anſehnliche Gebäude zu. Das Haus ſchien mir zu ſchwanken, die Knie zitterten, ich vermochte kaum die Treppe zu erſteigen, oft beſchloß ich wieder umzukehren, aber dennoch öffnete ich die Thür und trat ein. Der wegen ſeiner großen Kenntniſſe und ſeines mühſamen Fleißes um die däniſche Literatur wohlverdiente Nyerrup, ſpäter mein Freund, war der Bibliothekar. Ich wußte kaum, was ich that, als ich auf ihn zutrat und Linné's Systema naturae forderte. Nyrup that, als verſtände es ſich von ſelbſt, legte mir einen Zettel vor, ich mußte den Titel des Buches aufſchreiben, ſo wie meinen Namen und Wohnung. Er öffnete eine Nebenthüre,

um das Buch zu holen, und ich blickte zum ersten Male in meinem Leben in den großen Schatz einer ansehnlichen Bibliothek hinein. Er brachte mir die drei Theile; von den erträumten Schwierigkeiten war gar nicht die Rede.

Wenn ein Mensch, in Armut versunken, plötzlich einen unermeßlichen Schatz findet, ja wenn ein Privatmann durch wunderbare Ereignisse einen Thron erwirbt, kann er von keinem grenzenloseren Jubel durchdrungen sein, als ich in diesem Augenblicke. Der Uebergang von der höchsten Angst zur hoffnungsvollsten Freude war zu plötzlich. Es waren nicht die drei Bände, die ich unter den Armen trug, allein, es waren die unermeßlichen Quellen des Wissens, die sich mir eröffneten, sich zum Gebrauch darboten. Ich war aus der einsamen Armut in die Mitte der reichsten Schätze versetzt und durfte sie mein nennen. Ich habe seitdem nie eine Freude erlebt, die sich dieser vergleichen ließe. Ich hüpfte nach meiner Wohnung zu, ich konnte mein Glück nicht fassen.

Daß ich gerade Linné wählte, geschah, weil ich durch Spengler erfahren hatte, daß er zuerst die Naturgegenstände in eine überschauliche Ordnung gebracht

hatte und dieſe war eben mein allergrößtes Bedürfniß. Ich hoffte nun durch Linné zu erfahren, wohin ich die Naturgegenſtände bringen ſollte, die mir täglich von Neuem zufloſſen. Aber eben dieſe Wahl überzeugte mich bald, daß meine Freude zu voreilig war. Ich fing mit der größten Anſtrengung an, mir das ſeltſame Buch deutlich zu machen, es wollte mir auf keine Weiſe gelingen. Zwar hatte Spengler mich mit den Hauptkenntniſſen der Conchylien- und Korallengattungen bekannt gemacht. Er hatte ſich dabei der Linné'ſchen Kunſtausdrücke bedient und ſie mir verſtändlich gemacht. Ich fand auch, was ich durch ihn gelernt hatte, in Linné wieder, und konnte mich herzlich darüber freuen. Aber außer dieſen engen Grenzen des Verſtändniſſes blieb mir Alles fremd, ſeltſam und durchaus unzugänglich. Mit vieler Mühe gelang es mir wohl, die Organe der Pflanze, den Hauptzügen nach, Linnéiſch zu bezeichnen. Die Freude, eine bekannte Pflanze in der Linnéiſchen Ordnung wieder zu finden, war faſt eben ſo groß, wie die des erſten Erkennens, der erſten Beſchäftigung mit ihr in der freien Natur, die meine Jugend beglückte. Aber Alles blieb Bruchſtück, Alles lag unzuſammen-

hangend da, und zum ersten Male lernte ich es einsehen, daß neben den wissenschaftlichen Schriften eine lebendige Tradition hergehe, daß die Geistesschätze nur durch diese sich dem Forscher fruchtbringend ergeben; die absolute Nothwendigkeit einer fremden Hülfe wurde mir immer klarer, und so groß mein bisheriger wissenschaftlicher Genuß gewesen war, so lernte ich doch jetzt die absolute Unzulänglichkeit aller meiner Kenntnisse einsehen.

Die mir so nothwendige Hülfe ward mir denn auch kurz vor der Universitätsprüfung zu Theil. Das Studium der chirurgischen Wissenschaften erlitt eine wohlthätige Revolution. Ein neues Gebäude mit einem anatomischen Hörsaal und Sammlungen, einem chemischen Laboratorium und Wohnung für einen Director ward errichtet, und, irre ich nicht, im Jahre 1788 zum Gebrauch eröffnet. Man wollte das chirurgische Studium wissenschaftlicher begründen, die Chirurgen der höheren Klasse sollten von jetzt an sich medizinisch ausbilden, die eigentlichen Aerzte einen gründlicheren Unterricht in der Chirurgie erhalten. Aus diesem Grunde mußte mein Bruder, der für die Chirurgie bestimmt war, sich der Universitätsprüfung unterwerfen.

Bei dem lebhaften Intereſſe, welches mein Vater an dieſer neuen Begründung ſeines Faches nahm, war es natürlich, daß meine Aufmerkſamkeit auch auf die Vorträge bei der Akademie hingezogen wurde. In dem letzten Jahre vor der Univerſitätsprüfung hörte ich Oſteologie bei Profeſſor Winslöw, einem Verwandten des in der erſten Hälfte des Jahrhunderts in Paris angeſtellten und berühmt gewordenen Anatomen deſſelben Namens. Chemiſche Vorträge aber bei dem Lector Schumacher, der eben von einer wiſſenſchaftlichen Reiſe zurückgekommen war. Ich erinnere mich noch, mit welcher Anſtrengung ich mich mit dem **Os sphenoideum** quälte. Die Trockenheit dieſes Studiums ſchreckte mich nicht ab, an Knochen fehlte es mir nicht, und Walthers Abhandlung von trocknen Knochen diente mir zur Wiederholung der Vorleſungen. Eben ſo wußte ich mir Säuren, Alkalien, einige Metallkönige anzuſchaffen, ja ſelbſt einen kleinen Ofen. Das Handbuch eines däniſchen Chemikers Tychſen diente mir zum Wegweiſer und ward auch bei den Vorleſungen zum Grunde gelegt.

Aber auch in einer andern Richtung, die mit meiner bisherigen Beſchäftigung unmittelbar in Be-

rührung ſtand, waren mir die äußeren Verhältniſſe günſtig.

In dem Lande, in welchem O. F. Müller lebte, der erſt vor wenigen Jahren geſtorben war, in welchem die noch immer klaſſiſche **Zoologia danica**, in welchem als eine Zierde für die Nation die **Flora danica** durch Oeder und fortgeſetzt durch Rottböll, herauskam, war dennoch bei der Univerſität der Unterricht in der ſogenannten Naturgeſchichte ganz in Verfall gerathen. Der höchſt gründliche Naturforſcher Abildgaard war noch mehr durch ſeine großartige Thätigkeit, als durch ſeine Schriften, ein höchſt merkwürdiger Mann. Ich ward in ſpäteren Zeiten durch meinen Freund Reil lebhaft an ihn erinnert, er hatte ſchon zwölf bis dreizehn Jahre früher die Veterinärſchule mit großem Opfer des eigenen Vermögens begründet. Dieſe war urſprünglich eine Privatſtiftung mit königlicher Unterſtützung. In den Jahren 1788 und 1789 wußte der lebhaft aufregende Mann reiche Männer für die Ausbreitung der Naturgeſchichte zu intereſſiren. Es trat eine Geſellſchaft für die Naturgeſchichte und für den Unterricht in dieſer Wiſſenſchaft zuſammen, Sammlungen, beſonders zoologiſche, wurden

angelegt, und die Regierung wies provisorisch einige Säle, die unbenutzt waren, in einem Palais hinter dem Schlosse, der Gesellschaft dazu an. Vahl, einer der letzten unmittelbaren Schüler Linné's, damals einer der ausgezeichnetsten Botaniker in Europa, war von seinen wissenschaftlichen Reisen zurückgekehrt. Die einzige Stelle, die sich im Lande für einen Botaniker von seinen Verdiensten ziemte, das Directorium des botanischen Gartens, war an den fleißigen und emsigen Lehrer bei der Veterinärschule, Professor Wiborg, wohl etwas voreilig, vergeben. Als Vahl zurückkam, war keine schickliche Stelle für ihn da. Man übertrug ihm zwar die Fortsetzung der **Flora danica**, aber diese Beschäftigung war für ihn weder hinlänglich noch lohnend. Abildgaard, dieser das Leben lebendig ergreifende Mann, wußte eine solche tüchtige Eigenthümlichkeit zu schätzen, ihm war es klar, daß die bedeutendsten Einrichtungen von bedeutenden Männern ausgehen müssen, wenn sie wahrhaft fruchtbringend sein sollen, daß eine jede Einrichtung, die aus einer abstracten Reflection, aus bloßen allgemeinen Prinzipien entspringt, für deren Verwirklichung erst aus allen Ecken die Menschen zusammengetrieben werden

müſſen, ohne Bedeutung bleibe. Die letzteren dauern zwar ſinnlicher Weiſe fort, aber wie der todte Körper, wie der Stein, und früh genug entdeckt man, daß ſie blieben, aber als ein beſchwerliches Hinderniß, welches man gern aus dem Wege räumen möchte. Wo dagegen einer bedeutenden eigenthümlichen Natur Raum und Wirkungskreis eröffnet wird, da mag für die ſinnliche Erſcheinung, was ſie lebendig ſchuf, an die bedeutende Perſönlichkeit angeſchloſſen, mit ihr ſterben, aber es lebt, lebendig befruchtend, fort. Obgleich ich nun keineswegs behaupten will, daß das Höchſte und Bedeutendſte ſich bloß mit der Eigenthümlichkeit ausbildet, obgleich der Staat dann ſeine volle Bedeutung hat, wenn jene beiden getrennten Momente ſich lebendig durchdringen, ſo iſt dennoch entſchieden das Uebergewicht der bloß allgemeinen Prinzipien, mit dieſen der bloße Formalismus der Einrichtungen, höchſt gefährlich und drückend. Ich beſchränke mich hier auf geiſtige Inſtitute, denn dieſe wiſſen von einer Trennung der geſetzgebenden und der ausübenden Gewalt nichts. In dieſer iſt jene das belebende, und wo in ihrer äußeren Thätigkeit das erzeugende Prinzip erſtirbt, da verliert ſie ſelbſt allen Werth. Dieſe er-

zeugende Macht aber hat Gott der Persönlichkeit anvertraut, sie hat ein ursprüngliches Recht, wenn sie ihren Ruf erkennt; der Staat ist dazu da, ihr den Bauplatz zu schenken, ja die wahrhaft geistige Bedeutung des Staats, betrachten wir ihn als ein Individuum, beruht darauf, seine mächtigen Individualitäten zu begreifen und als seine heitersten und tiefsten Gedanken aufzufassen und gewähren zu lassen. In diesem Sinne hat der St. Simonist Recht; nur wenn das alberne Volk eine Commission errichtet und die verschiedenen Capacitäten herauszupflücken denkt, wird die ganze Lehre armselig und leer. Das ist der Zirkel des Lebens, dasjenige, wodurch alle Erscheinung an ein Höheres geknüpft ist, daß das große Individuum eines Volkes nicht durch Eure Einrichtungen lebt, so wie es nie aus diesen entsteht, daß vielmehr jede bedeutende Einrichtung sich aus dem Leben bildet, welches selbst eine höhere, eine göttliche Quelle anerkennt, ohne welche sie unfruchtbar und bedeutungslos bleibt.

Ich habe diese Bemerkung nicht unterdrücken können, indem mir das Bild eines Mannes vorschwebt, der mir so wichtig ward, der Treffliche, den ich zuerst

als einen geliebten Lehrer, deſſen Andenken mir unvergeßlich iſt, ſchätzen und verehren gelernt. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß Abildgaard, indem er die Geſellſchaft für die Naturgeſchichte ſtiftete, einem in den vorliegenden Verhältniſſen begründeten Bedürfniß zunächſt und unmittelbar abhelfen wollte. Ein ausgezeichneter Mann war nach langen Jahren in ſein Vaterland zurückgekehrt. Er war in ſeinem Fache der anerkannte Meiſter ſeiner Zeit; er konnte erwarten, daß die ſorgfältig und gewiſſenhaft ausgebildete Eigenthümlichkeit einen geeigneten Wirkungskreis finden würde; aber alle Plätze waren beſetzt, und nur Plätze kannte man, todte Räume, die neben einander lagen, ſtarr begrenzt, die ſich nicht, ohne zu zerbrechen, zuſammenziehen, nicht ohne Verdünnung ausdehnen ließen, nichts Lebendiges lebendig aufzunehmen vermochten. „Hvor der er Hierterum, der er ogſaa Raaderum“ (wo das Herz lebendig ſchlägt, erweitert ſich der engſte Raum) ſo lautet ein ſchönes, wörtlich nicht zu überſetzendes däniſches Sprichwort. Was der todte Formalismus des Staats nicht vermochte, das gelang durch die mächtige Anregung eines großartig thätigen Mannes; und mußte es gleich dem Manne, der ſich

seiner Verdienste wohl bewußt war, kränkend sein, den Lohn, den er aus der ersten Hand vom Staate zu fordern hatte, aus der zweiten annehmen zu müssen, so waren die Folgen für das Land doch höchst wohlthätig. Denn der eigentliche Keim lebendiger Naturforschung ward weder durch O. F. Müller, noch durch Oeder und Rottböll, sondern durch Vahl gelegt. Er war der Stifter einer gründlichen strengen Schule, und wer in dieser das Glück hatte, den Unterricht des anerkannten Meisters zu genießen, wird die glückliche Schulzeit nie vergessen. Mich rettete er aus einer immer gefährlicher werdenden inneren Verwirrung, und die Schulzeit, die mein eigenstes Dasein fördern sollte, fing erst mit ihm an.

Ich erinnere mich lebhaft, als wäre es noch heute, wie ich zuerst die breiten Treppen des Palastes hinaufstieg und in den großen hellen Saal hineintrat. Die Wände waren mit alten Gobelins verziert, ein langer Tisch stand in der Mitte des Saales von Stühlen umgeben, auf dem Tisch standen Thierschädel, und Abbildungen von Säugethieren aus dem bekannten Schreberschen Werk lagen herum. Die Zahl der Zuhörer war gering, unter diesen waren aber

junge Männer, die, wie ich, durch einen inneren Trieb, nicht bloß durch äußere Verhältniſſe hingezogen wurden. Einige unter ihnen wurden ſpäter meine innigſten Freunde, auch der älteſte Mynſter, Bangs Stiefſohn, mein Vetter, war da. Vahl erſchien, ich hatte viel von ſeiner großen Celebrität, von der in ganz Europa anerkannten Meiſterſchaft gehört; die Glorie von dem großen hochverehrten Linné ruhte auf ihm und ein mächtiger Fürſt würde mir, der ich ganz in einer einſam verwahrten wiſſenſchaftlichen Welt lebte, durch ſeine plötzliche Gegenwart nicht mehr imponirt haben, als es damals durch Vahl geſchah.

Vahl war von mittelmäßiger Größe, gedrungenem Körperbau und ziemlich korpulent; man erkannte in ſeinen Geſichtszügen, in der Art, wie er ſich darſtellte, den ſtillen nachdenkenden Forſcher, aber nicht einen ſolchen, der hinter Büchern mit bloßen Abſtractionen ſein Leben verträumt hatte, vielmehr einen, zwar faſt nur für ſein Fach lebenden, aber doch auch durch das Leben ſelbſt gebildeten Mann. Nicht eigentlich für die Geſellſchaft, für das Leben in den Salons ausgebildet, denn dieſes haßte er, und lebte mit ſeiner Frau einſam zurückgezogen, ganz für ſeine

Schüler und für ſein Fach. Aber wer in der großen Natur und mit ihr lebt, der kann die mannigfaltige Berührung mit Menſchen nicht umgehen. Er hatte große und weit ausgedehnte Reiſen durch ganz Europa gemacht, irre ich nicht, auch das nördliche Afrika beſucht. Vahl war im Umgange höchſt unbefangen, er wußte ſich die Achtung ſeiner Schüler zu erwerben, hemmte aber niemals die ganz unbefangene Aeußerung der Fröhlichkeit, ja theilte ſie. Seine botaniſchen Excurſionen waren Jubelfeſte für die ihn begleitende Jugend, und eben ſo fröhlich wie lehrreich. Das gründliche Aufſuchen der Pflanzen auf ihrem Standort, das genaue ſtrenge Beſtimmen derſelben, beſonders, wenn ſeltenere gefunden wurden, litt keine Unterbrechung. Kein grammatikaliſcher Unterricht in der Schule konnte ſtrenger ſein, als ſeiner in der Linnéiſchen Methode; ein jeder ſchwankende unbeſtimmte Ausdruck ward ſtreng abgewieſen. Wenn wir Pflanzen unter ſeiner Leitung beſchreiben ſollten, forderte er jederzeit den völlig exacten techniſchen Ausdruck. Erfuhr er, daß wir bei der Beſtimmung der Pflanzen, weil uns die Linnéiſche Beſchreibung in den techniſchen Ausdrücken nicht geläufig war, etwa Abbildungen

zu Hülfe nahmen, dann wies er uns jederzeit streng zurecht. „Hier ist das Buch, sagte er dann, und gab uns den Linné; die Pflanze ist hier beschrieben, hier muß sie aufgesucht werden, Kinder amüsiren sich mit Bildern.“ Er galt zu seiner Zeit als der entschiedenste Meister in der Bestimmung der Gattungen und Arten: die berühmtesten Botaniker wandten sich in dieser Beziehung an ihn, und obgleich die fortschreitende Wissenschaft jetzt auch in seinen Bestimmungen viele Verbesserungen nöthig macht, so kann man doch behaupten, daß er nach Linné und bis sich durch Jussieu und seine Schule eine genauere und vielseitigere Art der Pflanzenbestimmung ausbildete, den ersten Rang behauptete. Seine Bereitwilligkeit, eine jede Schwierigkeit, mit welcher der Anfänger zu kämpfen hat, zu heben, seine Freundlichkeit, die ihn selbst da nicht verließ, wo er uns strenge zurechtweisen zu müssen glaubte, kannte keine Grenzen. Nur, wo er mit Unwissenheit gepaarte Selbsteinbildung erkannte, ward er ironisch; und ich muß leider bekennen, daß ich einige Mal nicht mit Unrecht diese härteste Strafe habe erleiden müssen. Er betrachtete mich dann mit einer schlauen Miene, ließ mich

eine falsche Behauptung, wenn ich sie mit Zuversicht äußerte, ruhig aussprechen und ausbilden, bis ich selbst genöthigt war meinen Irrthum zu erkennen; dann sagte er lächelnd: „Sie sind ja recht weit gekommen und können wohl gar sich selbst helfen und meinen Unterricht entbehren.“

Er war aber keineswegs glücklich; die falsche Stellung, in die er gerathen war, quälte ihn, er zog sich aus allem Umgang zurück und lebte nur für seine Familie, für sein Fach, für seine Schüler und wohl auch für wenige Freunde, die mit ihm durch gleiche Beschäftigung mehr oder weniger verbunden waren.

An der Seite dieses Mannes traten nun die Pflanzen und Thiergestalten, mit denen ich mich selbst von meiner Kindheit an durch unbestimmte Selbstforschung bekannt zu machen gesucht hatte, bestimmter, klarer und eine jede im Zusammenhange mit den übrigen hervor. Es war ein ganz eigenes, heiteres Gefühl, auf diese Weise allmälig sichere Ordnung da hervortreten zu sehen, wo Unsicherheit und Verwirrung mich bis jetzt gequält hatte. Wahl hoffte in der That, mich zu einem guten Zoologen und Botaniker

auszubilden, ich ſelbſt hatte die nämliche Hoffnung, wir irrten uns beide.

Man könnte glauben, daß drei Vorträge, die mich auf eine ſolche Weiſe beſchäftigten, mir alle Zeit rauben würden, die ich doch auf die Univerſitätsprüfung anzuwenden nöthig hatte. Es war aber nicht der Fall. Ich entſchloß mich ſchnell, das unſichere und verworrene Treiben, in welches die einſamen Studien ohne alle Anleitung mich geſtürzt hatten, ganz aufzugeben. Die neue Beſchäftigung ſchritt langſam vor. Ich freute mich über einen jeden Fortſchritt, wenn er auch noch ſo klein war, ich lernte mich beſchränken und mich vertrauensvoll der fremden Anleitung hingeben. So war in den letzten Monaten der noch immer fortdauernden Schulzeit dieſe Nebenbeſchäftigung nicht bloß eine Erholung, ſie enthielt auch eine Beruhigung, die mir für die Schulſtudien im höchſten Grade nöthig war.

Die Zeit der durchaus freien geiſtigen Beſchäftigung näherte ſich immer mehr, die reiche phantaſtiſche Welt aus eigenen kindiſchen unreifen Betrachtungen und aus Schriften, wie der Zufall ſie mir in die Hände gab, erwachſen, trat immer mehr zurück. Sie ſchwebt mir als die myſtiſche Zeit meiner Ju-

gend vor, die allgemeinen Bildungsmomente der Zeit nahmen mich in ihre Mitte; die ſtrenge allgemeine Form der Wiſſenſchaften übte ihre Gewalt über mich aus, und erſt ſpäter ſollte es mir klar werden, welchen Reichthum jene frühere Epoche in ſich enthielt, ſollte ich einſehen, daß ſie viele Schätze verbarg, die jetzt für mich auf immer verloren ſind. Kein Menſch erfüllt ſeine Beſtimmung ganz, keiner, der einen geiſtigen nicht unbedeutenden Ruf erhielt, leiſtet, was er als Kind verſprach. Unſer ganzes Leben iſt ein Vergeuden anvertrauter Schätze, und leider, wenn wir glauben das Höchſte errungen zu haben, dann ſind wir eben in irgend eine Einſeitigkeit hineingerathen, die wir mit aller Anſtrengung feſtzuhalten, mit vielem Scharfſinn auszubilden ſuchen, und die nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch das urſprünglich Wahre in uns verſchiebt, verzerrt und dem Verwelken preis giebt. Ich blicke mit Wehmuth auf jene Zeit zurück. Mit welcher lebendigen Hoffnung trat ich aus der ſtillen geiſtigen Einſamkeit in die geſetzliche Welt einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung, deren nicht unbedeutender Bürger zu werden ich mit der grenzenloſeſten Zuverſicht erwartete.

Ich bin bei der Darſtellung dieſer Epoche vielleicht zu weitläufig; man wird mir vorwerfen, daß ich auf manche Umſtände einen zu großen Werth gelegt habe. Die Eitelkeit, die in demjenigen, was uns begegnet iſt, etwas ganz Abſonderliches ſieht, ſelbſt wenn es das Allergewöhnlichſte iſt, was einem jeden Menſchen begegnet iſt, verläßt uns nie, und A. W. Schlegel hatte nicht unrecht, als er ſagte, daß ſelbſt die größten Männer, wenn ſie alt werden, ſich gern als Kinder auf den Arm nehmen, ſich ſtreicheln, verhätſcheln und mit ſich ſelbſt auf jede Weiſe ſchön thun. Daß ich von dieſer Neigung ganz frei geblieben wäre, darf ich kaum behaupten, doch ſcheint mir eben in dieſer ſo allgemeinen Luſt des Alters, ſich in die früheſte Jugend zu verſetzen, dieſe wieder durchzuleben, in der Gewalt der Erinnerung, die uns nach einem langen Leben immer entſchiedener ergreift, etwas ſehr Bedeutungsvolles zu liegen. Das Alter hebt die bis dahin verborgenen Schätze aus der Geſchichte der Seele hervor. Geheimniſſe des Innern werden laut, die das Kind nicht kannte, und die der Umgebung verborgen blieben. Wenn es nun auch unvermeidlich iſt, daß die Darſtellung das Gepräge der ſubjectiven

Anſicht, die der Erzählende ſelbſt von ſich gefaßt hat, tragen muß, ſo werden tiefſinnigere Forſcher kommen, die den leicht verhüllenden Schleier zu lüften wiſſen, die eine ſolche Darſtellung und den Verfaſſer derſelben mit gleichem Scharfblicke durchſchauen.

Bevor ich nun aus der Einſamkeit meiner erſten Jugend hervortrete, erlaube man mir noch zwei Momente des früheren Lebens zu erwähnen, die einen allgemeinen Charakter hatten, die ich mehr mit andern, ja ſogar mit allen Bewohnern der Stadt theilte.

Siaelland iſt eine wahrhaft reizende Inſel. Zwar, wer auf dem Landwege durch Holſtein, Schleswig, Fühnen und zuletzt Siaelland nach Kopenhagen reiſt, wird dieſes kaum glauben. Er bleibt faſt fortdauernd auf dem hohen kahlen Rücken, der das Feſtland und die Inſel durchſchneidet. Hier und da trifft er vorübergehend eine lieblichere Gegend wie im Fluge; die eigentlich reizenden Gegenden liegen aber in Holſtein und Schleswig gegen Oſten und Weſten, in Fühnen und Siaelland gegen Süden, und auf der letzten Inſel zum Theil auch gegen Norden. Hier trifft man die

Majestät der Buchenwaldung, die eben auf diesen Inseln ihren Königlichen Sitz hat. Was den Deutschen auf der Insel Rügen ergreift, ist nur die schwache Andeutung jener eigenthümlichen Pracht, die besonders in der ersten Hälfte des Sommers, so lange die Blätter der Buchen die frische, helle, saftige, gelblich grüne Farbe behalten, einen unendlichen Zauber besitzt. Frische Wiesen, fruchtbare Aecker schließen sich den Waldungen an, große Seen werden geheimnißvoll von dicht stehenden Buchen umschlossen und wie verborgen gehalten. Milde Hügel wechseln mit den sanften Vertiefungen, die freilich nur höchst selten eigentliche Thäler bilden. Und wenn die tiefen, mannigfaltig gekrümmten Meerbusen sich durch die fruchtbaren Aecker, durch die dichten Buchenwaldungen, durch die waldbedeckten Höhen und frisch grünenden Wiesen, die lustigen Dörfer und Höhen berührend, hindurchdrängen, erhält die Gegend den höchsten Reiz. Ein stiller dichterischer Zauber ruht auf ihr und milde idyllische Sagen, das Glück und die Wehklagen begünstigter und unglücklicher Liebe scheinen wie heimatliche Naturtöne aus Buchen und Wald, aus Meer und Luft laut zu werden.

In den fruchtbarsten Gegenden haben die Dörfer wie die kleinen Städte ein durchaus heiteres Ansehen. Ich erschrak, als ich zuerst ein märkisches Dorf sah, diese schmutzigen Klumpen halb verfallener Lehmhütten. Wohl findet man auch auf Siaelland verhältnißmäßig arme Dörfer, doch diese Rohheit der Gebäude, diese absolute Vernachlässigung alles Anstandes in dem Bau derselben, dieses freiwillige Hineintauchen in Unreinlichkeit und Schmutz, als wären sie wesentliche unvermeidliche Elemente des Lebens, kannte ich bis dahin gar nicht. Ich finde es vortheilhaft, daß selbst die größten Bauerhöfe immer nur einstöckig sind; alle Räume in dem Hause werden dann benutzt, alle Vorrathshäuser sind von diesem entfernt, und wenn die Nebengebäude auch manchmal nicht in dem besten Zustande sind, so behält das Hauptgebäude doch sein wöhnliches Aussehen. Die aus Sparrwerk, ja selbst aus festen Mauern gebauten zweistöckigen Bauernhäuser zerstörten daher, als ich sie im nördlichen Deutschland kennen lernte, die lebhafte Vorstellung des Idyllischen, welches sich mit den Bauernwohnungen meines Vaterlandes von meiner frühesten Kindheit an verknüpft hatte. Ein solches größeres Haus wird fast nie ganz

bewohnt. Die nicht bewohnten Kammern werden vernachlässigt, der enge Raum der benutzten Stuben, selbst wenn sie bei reicheren Bauern hell und reinlich erhalten werden, verliert sich in den wüsten Räumen, da eben das enge vertrauliche Anschließen der Wohnung, die sich wie freundlich anschmiegt an das stille Leben der Einwohner, mir von meiner frühesten Kindheit an als ein wesentliches Element des idyllischen Landlebens erschien. Aus demselben Grunde machten auch die kleinen Städte im nördlichen Deutschland auf mich einen unangenehmen Eindruck. Denn hier treten eben solche wüste, zur Hälfte leere Häuser, dicht zusammen, und das traurige und peinigende Gefühl eines in sich verfallenen Daseins drängt sich uns unmittelbar auf. Die meisten kleinen dänischen Provinzialstädte erscheinen unansehnlicher, aber sie behalten meist das Ansehen der Dörfer. Die Häuser stehen nicht zu dicht aneinander, die Straßen sind breiter, die Wohnungen einstöckig wie die der Dörfer, sind ganz bewohnt. Höchstens treten an die Stelle der dichten, mächtigen, wohl unterhaltenen Strohdächer, unter deren warmen Schutze die Bauern wohnen, in den Städtchen die Ziegeldächer hervor. Ich rede freilich

von einer früheren, glücklicheren Zeit, in welcher Wohlstand auf dem Lande herrschte. Welche Veränderungen die traurigen Ereignisse der späteren Jahre hervorgebracht haben, ist mir unbekannt; aber das ist gewiß, das Land hatte in den fruchtbareren Gegenden mit seinen Städtchen und Dörfern ein durchaus heiteres freundliches Ansehen. Ich kann mich nicht darin täuschen, denn der Kontrast, der sich zwischen meinem Vaterlande und dem nördlichen Deutschland nach Berlin und Dresden zu hervorhob, schwebt mir noch deutlich vor.

Auch die Gegend um Kopenhagen ist im höchsten Grade reizend. Wer von der Seeseite sich dieser Stadt nähert, wer sie allmälig hinter den dicht gedrängten Masten der Schiffe aus dem Meere hervortauchen sieht, wird jederzeit in eine angenehme, immer gesteigerte Spannung versetzt. Hat sich das Schiff, welches den Reisenden zur Stadt bringt, durch das Gewühl der übrigen oft mit vieler Mühe hindurchgedrängt, hat der Reisende sich erholt von der Betäubung, von welcher er nothwendig ergriffen wird, wenn er die lärmende Geschäftigkeit wahrnimmt, die auf allen Schiffen in seiner Nähe entsteht, zum Theil

durch die Bemühung, für das ankommende Schiff Platz zu machen, hat das Boot ihn bei der Zollbude ans Land gesetzt, und gelingt es ihm, nachdem die störende Zeit der Untersuchung überstanden ist, einen Augenblick für die ruhige Betrachtung der Umgebung zu gewinnen, dann wird ihn diese durch ihre heiteren, freien Räume, ja durch ihre Großartigkeit überraschen. Versetzen wir uns in jene glücklichere Zeit meiner Jugend, so würde sich damals links für den Reisenden der innere Hafen eröffnen, in welchem ruhig abgetakelt im fernen Hintergrunde die Kriegsschiffe sich entdecken ließen, und eben daß man nur die vorderen Reihen erblickte, gab dem Ganzen ein großartiges Gepräge. Voran lagen die großen Packhäuser, neben diesen wurden hier die Schiffe entladen, dort die Waaren in andere Schiffe hineingetragen. Schritt nun der Reisende vorwärts, so entdeckte er eine durchaus ansehnliche Häuserreihe, die frei liegt und auf den rechts mit Bäumen bewachsenen Platz, der zur Citadelle hinweist, führt. Die erste Straße, in welche er einbiegt, ist breit, gerade, mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden und großen, zum Theil palastartigen Häusern besetzt. Er gelangt zu einem

Platz, der von vier einander durchaus ähnlichen Paläſten umſchloſſen iſt, in deren Mitte die Reiterſtatue des Königs Friedrich V. Ein kurzer Weg führt ihn abermals zu einem großen Platz, auf welchem in der Mitte wieder eine Reiterſtatue Chriſtians V. ſteht. Es iſt einer der ſchönſten Plätze, die ich jemals geſehen. Ein Kanal aus dem innern Hafen läuft dicht mit Schiffen beſetzt längs einem mit Häuſern beſetzten Quai auf den Platz zu; auf der andern Seite des Kanals liegt der botaniſche Garten. Vor dieſem, mit der anſehnlichen Fronte nach dem Platz zu, das alte Königliche Schloß Charlottenburg, ſchon damals die Kunſtakademie enthaltend. Das Theater, mehrere Paläſte zieren den Platz. Es iſt nicht meine Abſicht, dieſe Schilderung weiter zu verfolgen. Daß Kopenhagen zu den ſchönſten Städten Europa's gehört, iſt allgemein bekannt. Haben wir uns von der Seeſeite in die Stadt hinein verloren, ſo wollen wir jetzt aus ihr heraustreten und uns mit der Umgebung näher bekannt machen. Die nächſte kennen wir ſchon, in die entferntere wollen wir uns jetzt begeben, wie ich ſie nach dem Tode der Mutter durch Fußreiſen mit den Brüdern, durch Landpartien

und kleine Reiſen mit dem Vater, kennen und genießen lernte.

Zwei Stellen eröffnen eine reizende Ueberſicht über die ganze Stadt und ihre Umgebung. Die eine, eine halbe Meile von Kopenhagen, von der reizenden Sommerreſidenz Friedrichsberg, ward von uns häufig beſucht. Man überſieht einen Theil der Landſtraße, die von Roeskilde durch die Vorſtadt nach der Stadt führt. Die ganze Stadt mit ihren Thürmen liegt vor uns; das damals noch nicht abgebrannte Schloß hob ſich beſonders hervor; jenſeits der Stadt, nach dem Meere zu, entdeckt man einen Wald von Maſten; über den Sund herüber die Inſel Hveen und in der Ferne die ſchwediſche Küſte, ſo wie gegen Norden das waldbegränzte Ufer der Inſel. Wenn es mir gelang, (und einige Mal geſchah es wirklich) bei ſchönem Wetter, am frühen Morgen, eben als das Thor geöffnet wurde, nach Friedrichsberg mehr zu laufen als zu gehen, wenn ich im Frühling dort die Sonne konnte aufgehen ſehen, hatte ich eine Freude, die mich lebhaft an die ſchöne Knabenzeit in Helſingör erinnerte. Beſonders ſchwebt mir ein ſolcher Morgen vor. Ich hatte mit meinem älteſten Bruder die Nacht bei einem

jungen Freunde zugebracht, und ſchon am Abend den Entſchluß gefaßt und mit einem Hausdiener verabredet, mich früh noch vor Tagesanbruch aus dem Hauſe zu ſchleichen, um nicht vor dem Schloſſe ſelbſt, ſondern auf der nebenliegenden Landſtraße die Sonne über die entfernte ſchwediſche Küſte aufſteigen zu ſehen. Ich hatte, als ich die Stelle erreichte, noch faſt eine halbe Stunde zu warten. Die Gegend unter mir, wie die Stadt, lagen in der ſtillen Morgendämmerung. Alles war ruhig, nur in der Ferne bellte hier und da ein Hund und auf der Landſtraße raſſelten Wagenräder. Und als nun das Morgenroth über der ſchwediſchen Küſte ſich zeigte, als die Häuſermaſſe aus der Dunkelheit auftauchte, war mir der Anblick in dieſer Beleuchtung ſo fremd, die ganze Gegend ſo neu, ſo feierlich, als beginne mit dieſem anbrechenden Tage ein ganz anderes ſeltſames, aber reiches und ſeliges Leben. Als die Sonnenſcheibe ſich zu zeigen anfing, das Meer, die Maſten der Schiffe, die Thürme, die Dächer der Häuſer vergoldete, ſah ich die ganze Stadt und ihre Umgebung, wie ſonſt nie; denn der Nebelſchleier, der ſonſt die Stadt einhüllte, war ganz verſchwunden, kaum rauchte hier und da ein einzelner Schornſtein.

In ſchneidender Klarheit lagen alle Gegenſtände vor mir. Ich weiß mich nicht zu beſinnen, einen ähnlichen durchaus dunſtloſen Morgen erlebt zu haben. Aber der Eindruck war ein unbeſchreiblich tiefer; es war mir, als finge eine neue Zeit an, in welcher die Natur ihr ganzes Geheimniß zuſammendrängte, als müßte die Sonne, wenn ſie nun höher am Himmel ſtieg, nicht bloß Häuſer, Wald, Feld, Meer und Menſchen beleuchten, ſondern wie den Morgennebel ſo auch den innern Nebel meines ganzen Daſeins verſcheuchen, ſo daß alle Räthſel gelöſt, alle innere Unruhe geſchlichtet, alle Wünſche befriedigt würden. Es war, wenn ich mich recht erinnere, in den letzten Tagen des Juni, den letzten Sommer meiner Schulzeit. Als die Sonne ſich ganz erhoben hatte, als die Bewegung auf der Landſtraße zunahm, fing auch die Stadt an, ſich in Nebel zu hüllen, und mir war es, als müßte ich wegeilen, um den Tag, der innerlich anbrach, rein zu erhalten, als gehörte derjenige, der jetzt begann, einer andern Welt zu.

Als ich nach Hauſe kam, ſchliefen noch Alle; ich war wohl nicht viel über zwei Stunden weggeweſen, warf mich auf das Bett und ſchlief ſelbſt erſchöpft

ein. Dieſer Morgen iſt mir nun, als wenn es der wahre, das Urbild des Sonnenaufganges wäre, für mein ganzes Leben im Gedächtniß geblieben. Oft iſt es mir, wenn ich an den freudigen Genuß zurückdenke, als wäre er mir nicht wachend, ſondern im Traume erſchienen. In der That bin ich darüber oft zweifelhaft geweſen, und ſelbſt jetzt iſt es mir ſo; dann aber tritt das ganze Ereigniß ſo klar, angeknüpft an das wirklich Erlebte hervor, daß ich an der Wirklichkeit des Ereigniſſes nicht zweifeln kann. So viel iſt gewiß, im Traume erlebte ich dieſen Morgen öfters wieder und er knüpft ſich dann unmittelbar an die ſeltſamſten Ereigniſſe, an Gedanken, durch welche ich die wunderbarſten Aufſchlüſſe erhalte, an einen ſo innigen ſeligen Frieden, daß wenn ich aus einem ſolchen Traume erwache, mich das Gefühl durchdringt, als hätte ich ein ſchätzbares Gut verloren.

Ich bin durchaus kein Sonntagskind, habe keine Geſpenſter geſehen, bin nie im Schlafe herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir ſelber nie Etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zuſammenhang einiger meiner Träume, als gehörten ſie einem wunderlichen Leben

zu, welches neben dem Wachen herginge. Dieſes Leben iſt ein durchaus heiteres, ich bin in dieſen Träumen immer auf der Reiſe. In welcher Zeit meines Lebens Gegenden, die mir ſo beſtimmt vorſchweben, als hätte ich ſie wachend kennen gelernt, in meiner Traumwelt zuerſt ſichtbar wurden, kann ich gar nicht beſtimmen; aber die Städte, durch welche ich reiſe, die Gaſthöfe, in welche ich hineintrete, der Wirth, die Wirthin, die Gäſte, die ich ſehe, ſind jederzeit in einem ſpäteren Traume dieſelben, die ich aus einem früheren wieder erkennne. Es iſt mir einige Mal geſchehen, daß Gegenden, in welchen ich mich auf meiner Reiſe einige Zeit aufhielt, mir plötzlich entgegentraten, als wären ſie mir früher ſchon bekannt geweſen, obgleich ich mir bewußt war, noch nie dageweſen zu ſein; dann wurde es mir klar, daß ſie meiner Traumwelt zugehörten, und ich vermochte nicht, eine Furcht zu unterdrücken, als würde mir hier etwas Unerwartetes, ja wohl Gefährliches begegnen. In der That traten mir ſolche Gegenden aus meiner Traumwelt einigemal in verhängnißvollen Momenten meines Lebens in die Wirklichkeit. Ich erwähne dieſe pſychiſche Eigenthümlichkeit (wenn ſie wirklich eine

ſolche genannt werden kann; wenn ſie nicht mehreren Menſchen zukommen ſollte, ohne daß man auf ſie achtet) hier nur deswegen, weil der gemeinſchaftliche Morgen der erträumten Reiſetage, jederzeit der auf der Friedrichsberger Höhe von mir erlebte iſt. Auch bleibt im Traume der Tag ſonnenhell, wolken- und dunſtlos, wie jener Morgen war. Es können viele Jahre vergehen, ohne daß ich in dieſe zuſammenhangende Traumwelt verſetzt werde, aber immer, wenn es geſchieht, hat die verfloſſene Zeit gar keine Bedeutung. Es iſt mir vielmehr, als wäre es der nämliche Tag deſſelben zauberhaften Morgens, als fließe, was mir als Vergangenheit aus früheren Träumen erſchien, mit dem jetzt eben erträumten unzertrennbar zuſammen. Auch ſcheint mir dabei merkwürdig, daß — obgleich nach dem Erwachen eine Ahnung von etwas unermeßlich Tiefem übrig bleibt, obgleich es eben in dieſen Träumen nicht ſelten geſchieht, daß durch irgend Jemand Anſichten, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, die mir völlig befeſtigt erſcheinen, auf eine ſchneidende Weiſe widerlegt werden — dennoch Alles, was mit Beſtimmtheit aus dem Traume in das Wachen, wenn auch heiter und mit einer fröh-

lichen Erinnerung übergeht, etwas sehr Gewöhnliches, ja Geringes zu sein scheint; die Menschen, auf die ich mich wachend besinne, die mir gehend, fahrend, reitend auf der Landstraße begegnen, die ich in den Gasthöfen treffe, kenne ich wieder, aber es sind nur Handwerker, Bauern, reisende Kaufleute, Wirthe und dergleichen. Die bedeutenderen Personen scheinen selbst durch den Traum geheimnißvoll, geisterhaft durchzuschreiten. Es ist mir, indem ich mein Leben überdenke, merkwürdig, daß die mythische Zeit meiner Jugend mit einem Morgen abschließt, als finge ein neuer geheimnißvooller Tag an, der sich fortdauernd hinter dem wirklich Erlebten, Verworrenen verberge, mit einem Morgen, der, ist er wahrhaft erlebt, sich in die Traumwelt hineinzog, wäre er aber nur in der That ein erträumter, sich mir mit aller Gewalt der Wirklichkeit aufdrängt. Die Aussicht von der Friedrichsberger Höhe habe ich oft, besonders des Abends, genossen, und sie ist mir nicht selten höchst reizend erschienen; aber als der anmuthige und beruhigende Schluß eines wirklich erlebten Tages. Irgend etwas Phantastisches vermag ich mit der Erinnerung an eine

ſolche Ausſicht in der Abenderleuchtung durchaus nicht zu verknüpfen.

Es giebt eine andere Stelle, ziemlich in der Mitte der Stadt, von welcher man eine Ausſicht über Kopenhagen und die Umgegend genießt, die einen ganz entgegengeſetzten Charakter hat, von einem Thurme, der, irre ich nicht, einzig in ſeiner Art iſt. Er iſt durch den berühmten däniſchen Aſtronomen Tycho Brahe, als Fundament eines aſtronomiſchen Obſervatoriums erbaut. Er ſchließt ſich an eine gothiſche Kirche von anſehnlicher Höhe an, und überragt das hohe Dach der Kirche nur um Weniges; er hat die Geſtalt eines oben und nnten gleichdicken Cylinders, und iſt durchaus maſſiv. Durch ſein Inneres windet ſich ein ſpiralförmiger Gang von bedeutender Breite. Die Windungen ſind ſo zuſammengedrückt, die Umbiegungen ſo weit, die Erhöhung ſo allmählig, daß es nicht unglaublich ſcheint, was erzählt wird, daß Peter der Große, als er Friedrich den Vierten in Kopenhagen beſuchte, auf dieſen Windungen hinaufgefahren ſei. Unter dem weitläufigen Dache der Kirche iſt die Univerſitätsbibliothek aufgeſtellt und von dem Schneckengange aus in einer bedeutenden Höhe führt eine anſehnliche Dop-

pelthür nach den Räumen der Bibliothek. Dieſe für mich damals noch verſchloſſene Thüre betrachtete ich in meiner Schulzeit mit großer Sehnſucht. Der Schneckengang reicht noch etwas weiter, dann aber trifft man auf eine Wand, die den obern Theil des Thurmes abſchneidet. Dieſe iſt zugeſchloſſen und wird gegen Erlegung einer kleinen Abgabe eröffnet. Von da an ſteigt man auf freiſchwebenden, aber bequemen und breiten Treppen bis zu der Platform des Thurmes. Auf dieſer iſt das Gebäude für die aſtronomiſchen Inſtrumente errichtet, und man entdeckt ſie, wenn zufällig hier oder da ein Fenſter eröffnet iſt. Der Rand des Thurmes iſt mit einem ziemlich niedrigen und offenen Geländer umgeben. Wenn die Sonne durch den Mittagskreis geht, wird zur Regulirung der Thurmuhren eine Flagge aufgezogen, und in den herumliegenden Straßen, und wo man die Flagge zu entdecken vermag, ſtellt man auch die Taſchenuhren nach dieſer, wie bei uns im Vorbeigehen nach der Uhr der Akademie. Durch die Mitte des Thurmes ſoll — denn ich ſah ihn nie — ein hohler Cylinder von der Grundfläche des Thurmes bis zu ſeiner Endfläche gehen, durch welchen

man auch am Tage die Sterne im Zenith erkennen kann.

Dieser Thurm liegt in einer der gewühlvollsten Straßen der Stadt. Man begreift, wie der Schwindel einen Jeden ergreifen muß, der von der Höhe lothrecht nach der Straße herunter sieht. Die psychische Eigenthümlichkeit eines melancholischen Menschen, sich selbst durch das Niederstürzen von einer ansehnlichen Höhe zu tödten, ist jederzeit dem hier erregten Schwindel verwandt. Liegt doch in diesem, wo man sich ihm ohne drohende Gefahr hingeben kann, bei den meisten Menschen mehr oder weniger, ein geheimer Reiz, der uns nach dem Abgrunde hinunterzieht. Ich sage, wenn die Gefahr sich nicht unmittelbar mit dem Schwindel verbindet; denn wo diese wirklich und augenscheinlich droht, wird die Neigung, ihr zu entgehen, durchaus überwiegend sein. Nur wenn man durch ein Geländer von der Gefahr geschützt, den Schwindel, möchte ich sagen, genießt, gesellt sich zu der tiefen Furcht der geheimnißvolle, gefährliche Reiz. In der That ist es einigemal geschehen, daß Menschen sich am hellen Tage von dem hohen Thurme mitten in das Gewühl der unten gehenden Menschen herab-

gestürzt haben. Weil der Zugang zu ihm, gegen eine sehr unbedeutende Abgabe von einem Skilling ($^1/_{96}$ Rthl.) einem Jeden zu jeder Tageszeit frei steht, so sind diese Fälle hier öfters vorgekommen, die anderswo seltener sind. Erschütternd war es, als ein junger Seekadet von ansehnlicher Familie sich hier herunter stürzte, weil er fürchtete, in der öffentlichen Prüfung durchzufallen. Mein jüngster Bruder hat es erlebt, daß dicht neben ihm ein Mensch, vom Thurme stürzend, zerschmettert wurde.

Schon in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Kopenhagen bestieg ich diesen Thurm oft, und lernte so schon früh den gefährlichen Reiz des Schwindels kennen. So lange ich mich zurückerinnern kann, litt ich an dieser Schwäche, und sie ist mir oft genug in meinem Leben auf eine unangenehme Weise beschwerlich gefallen. Auch kann ich denen, die behaupten wollen, man vermöge durch Anstrengung und öftere Uebung diese Schwäche zu überwinden, ganz entschieden widersprechen. Sehr oft in meinem Leben habe ich mich auf meinen Gebirgsreisen durch solche Versuche in große Gefahr gestürzt, und da ich, meinen Begleitern gegenüber, mich meiner Schwäche schämte,

wagte ich Alles, um ſie zu unterdrücken, es gelang mir aber nicht.

Indem ich mich aber dem gefährlichen Genuſſe des Schwindels hingab, habe ich einige Beobachtungen über die Natur deſſelben angeſtellt, die mir nicht ganz unintereſſant zu ſein ſcheinen. — Zwar ſind die Gebirgsbewohner, ſowohl Weitſichtige wie Kurzſichtige, faſt immer vom Schwindel befreit, und daß inſofern die Gewohnheit allerdings, wenn ſie von der früheſten Kindheit an ſtattfindet, den Schwindel zu unterdrücken vermag, will ich nicht leugnen. Aber eben die Gewohnheit von der früheſten Kindheit an, wird inſtinktmäßig und erzeugt eben ſowohl den Schwindel, wie ſie ihn unterdrückt. Dieſer entſteht nämlich dadurch, daß der Menſch nicht bloß von ſeinen Füßen getragen wird, ſondern auch durch das Geſicht, durch die Gegenſtände, die ihn umgeben. Darwin erzählt irgendwo eine in dieſer Beziehung merkwürdige Erfahfahrung. In einer Kirche ſollte die innere Wand einer Kuppel, die ziemlich regelmäßig ein Kugelſegment bildete, ausgebeſſert werden. Man ſchnitt ſie daher durch einen Fußboden von den übrigen Theilen des Gebäudes ab. Die innere Wand war mit einander

völlig gleichen Rauten verziert und viele Menſchen, die in der Mitte der Kuppel ſtehend, die Wand betrachteten, wurden ſo heftig vom Schwindel ergriffen, daß ſie hinſtürzten. Die Augen ſchweiften von einer Raute zur andern und fanden nirgends einen Haltpunkt. Wenn ein ſchmaler Steg über ein Waſſer führt, ſo balancire ich ohne Bedenken noch in meinem Alter herüber, denn durch das Geſicht werde ich von der Waſſerfläche getragen. Verſchwände aber dieſe, ſo daß der Abgrund von beiden Seiten vor mir läge, ſo würde ich von dem heftigſten Schwindel ergriffen werden. So halten wir uns an die Gegenſtände, die uns freundlich, und mit uns im gleichen Niveau, umgeben. Daher habe ich wenigſtens niemals einen Schwindel gefühlt, wo mich das Feſthalten durch die Hände unterſtützte, z. B. in den tiefſten Gruben. Ich habe im Sturme ohne Bedenken die höchſten Maſten erklettert und als ich in Dannemora in der Tonne mich in die furchtbar tiefe und weite Gruft hinab ließ, fühlte ich ſo wenig Schwindel, daß ich mich beim Heraufwinden ohne Bedenken auf den Rand der Tonne ſtellte.

Ich habe bemerkt, daß im Ganzen Kurzsichtige weniger schwindlich sind als Weitsichtige. Jene sind nämlich von Kindheit an gewohnt, sich ohne die Unterstützung der äußeren Gegenstände zu behelfen. Mich kann die bloße Vorstellung von einer solchen hülflosen Lage im Innersten aufregen, und daß auch mein Vater an dieser Schwäche litt, erfuhr ich in meiner Jugend auf eine auffallende Weise. In Kopenhagen ist ein spitziger Thurm, um welchen sich äußerlich eine Treppe mit Geländer bis zur Spitze hinaufwindet. Wir Knaben bestiegen ihn mit dem Vater und als mein jüngerer Bruder rasch voranlief und an den großen kugelförmigen Knopf anstieß, rief mein Vater ihm wie in Betäubung zu, er möchte es doch unterlassen, der Knopf könnte ja herunter stürzen, und mir erschien diese Gefahr sehr natürlich.

Einst erzählte mir der Vater, wie bei der Reparatur des Frauenthurmes (vormals des höchsten, durch das Bombardement aber heruntergestürzten, Thurmes in Kopenhagen) zwei Arbeiter in der Nähe der Thurmspitze arbeiteten. Ein Brett ragte von dieser Spitze in die freie Luft hinaus, und übermüthig beschloß der eine, auf diesem Brette hinauszugehen, seine Axt ein-

zuſchlagen und dann wieder umzukehren; er that es, und kam glücklich zurück. Der Zweite, noch tollkühner, wollte die eingeſchlagene Axt wiederholen; er trat auf das frei in der hohen Luft ſchwebende Brett und wollte ſchon die Axt herausheben, da ſagte er, es ſind ja zwei Aexte da, welche ſoll ich nehmen? Gott ſei deiner Seele gnädig, erwiederte der erſte, und der tollkühne Menſch war verſchwunden.

Dieſe Geſchichte enthält den Grundton, durch den alles Grauen des Schwindels angeſchlagen wurde mein ganzes Leben hindurch. Aber eben dieſe Natur des Schwindels erklärt auch den pſychiſchen Reiz, der in ihm liegt. Wenn ich mich in einer tiefen Grube an die Sproſſen-, auf einem Schiffe an die Strick-Leiter feſthalte, ſo findet das Auge ſeinen Haltpunkt gemeinſchaftlich mit den Händen; an dieſem Punkte fixirt ſich das Geſicht, der Schwindel iſt indeß da und wird ſich äußern, wenn man unter ſich ſieht; daher kann man von dem Stützpunkte der Hände, ohne ſchwindlich zu werden, wie von den Maſten aus, frei um ſich, nur nicht unter ſich ſehen. Steht man durch ein Geländer geſchützt, an einem hohen Orte, ſo wird die ſchwindelerregende Tiefe ſich uns immer mehr auf-

drängen, das Gefühl, daß wir, wenn das Geländer uns nicht schützte, physisch von der freundlichen Umgebung, die uns umschließt, verlassen sind, wird bei trübsinnigen Menschen ein psychisches Gefühl ähnlicher Art. Ein solcher Mensch wird in den dunklen Abgrund seines eigenen Daseins, in die jähe Tiefe seiner inneren Verwirrung hinein und von allen freundlichen Verhältnissen, die ihn tragen und stützen könnten, hinweggezogen. So konnte ich den Schwindel, der mich auf dem runden Thurme ergriff, als wahren Gegensatz jenes traumähnlichen Morgens auf den Friedrichsberger Höhen betrachten. Hier trat in das Geheimniß der Träume das ganze reiche Leben hinein, und gestaltete sich wieder aus diesem. Der Schwindel aber eröffnete mir die dunkle Tiefe der Gemüthseinsamkeit der verlassenen Seele.

Es ist merkwürdig, daß dieser Thurm eben so wie jener heitere Morgen, in meine Traumwelt hereingetreten ist, und zwar zu wiederholten Malen in meinen letzten Jahren. Freilich erscheint er in diesen Träumen ganz anders, als er in der Wirklichkeit ist. Die sich erhebenden spiralförmigen Windungen sind horizontal niedergedrückt, die Räume verengen und er-

weitern ſich abwechſelnd, bald ſind ſie enge, vollkommen finſter, verfallen und von allem Grauen der nächtlichen Einſamkeit umgeben. Fledermäuſe flattern, Eulen ſchreien, wunderbare klagende Töne, wie von Sterbenden, laſſen ſich vernehmen; dann tritt mir eine Wand und eine Thür entgegen, es iſt die in der Höhe des wirklichen Thurms; hinter dieſer Thüre iſt nun Alles verändert. Die erweiterten Räume ſind wohnlich, Möbel ſtehen umher, die mäßige Erleuchtung verſcheucht alles Unheimliche. Die Bewohner dieſer Räume ſind mir wohl bekannt, aber auch andere Freunde, noch lebende und verſtorbene, treten mir freundlich entgegen. Die Geſpräche werden immer bedeutender, und wenn ich aus einem ſolchen Traume aufwache, iſt es nicht, wie wohl oft in den Träumen, weil eine große vernichtende Gefahr, der man eben nur durch das Aufwachen entgeht, unmittelbar da iſt, vielmehr iſt es mir, als wenn ich über das Innerſte meines Daſeins wunderbar tiefe Aufſchlüſſe erhielt, die ich mit aller Gewalt mir einprägen möchte. Dieſe heftige Bemühung wirft mich, aufwachend, in die Schranken der Sinnlichkeit zurück.

Man wird es nicht unangemeſſen finden, wenn ich die Geſchichte meiner einſamen frühen Jugend mit der Darſtellung meiner Traumwelt abſchließe. Sie begleitet uns ja eigentlich als ein Traum, iſt es doch, als wenn aus dieſer früheſten Zeit noch immer die tiefſten Freuden entſprängen; ja, in meinem höheren Alter noch, wenn irgend eine Gegend, eine Straße, ein Garten, die heiteren Räume einer Bücher- oder Naturalienſammlung mich freudig bewegen, wenn ich dem Grunde dieſer Freude nachzugehen ſuche, ſo iſt es jederzeit, weil dieſe Gegenwart eine jugendliche Vergangenheit mit ſich führt, aus welcher ſie ſich, wie aus ihrer eigenſten Quelle, entwickelt zu haben ſcheint. Selbſt mehrere Menſchen ſcheinen, wenn ich ſie zum erſtenmal kennen lerne, dieſen Zauber der Jugenderinnerung an ſich zu tragen. Zwar reicht dieſe reiche Zeit, durch welche mein ganzes übriges Leben, wie geſchwängert iſt, weiter als die hier abgeſchloſſene Epoche meines Lebens; aber ich glaubte ſie hier erwähnen zu müſſen, um eine Seite meines Lebens für immer abgethan zu haben, die in der Entwickelung deſſen, was ich ſpäter erlebte, kaum berührt werden wird, höchſtens hier und da leiſe angedeutet. Aus dieſer Zeit allein werde ich von jenen

seltsamen Genien der Erinnerung umflattert, die sich in bestimmte Melodieen einfacher Lieder, ja in bestimmte Gerüche kleiden, und dann mit aller Gewalt der Gegenwart mich in eine reiche Vergangenheit versetzen. Ich bin auf diese Weise im Besitz von Liedern, die mich, wie das berühmte Wünschhütlein, in bestimmte Gegenden versetzen, nach Kopenhagen, nach Bergen in Norwegen, nach Hamburg, nach Kiel. Eine Stelle aus Ossian, in der Uebersetzung von Rhode folgendermaßen lautend: „Wenn wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache" — hatte sich in mein Gedächtniß unendlich tief eingegraben, als ich mich in Bergen aufhielt. Ich war genöthigt, sie in einer trüben, wie unwillkürlich mir aufgedrungenen Weise, für mich singend zu wiederholen. Nicht äußerlich — ich singe nie — aber innerlich desto mächtiger, tönte die trübe Weise in den heulenden Sturm hinein, auf einer sehr gefährlichen Schifffahrt. Oft war es mir, als ob der Sturm selber mit seiner klagenden Stimme mir diese Worte zurief. Noch immer, wenn ich auf einsamen Spaziergängen innerlich diese Worte nach meiner Weise absinge, bin ich auf das Verdeck des Schiffes versetzt, dieses wird

hin und her geworfen von den ſchäumenden Wogen, ich ſchreite mit ungleichen Schritten auf dem Verdeck auf und nieder, die Mannſchaft des Schiffs umgiebt mich, der mir beſonders befreundete ältliche Steuermann nähert ſich, und das Gefühl meiner damaligen, in aller Rückſicht bedenklichen, Lage ergreift mich mit täuſchender Wirklichkeit.

Aus dieſem geheimnißvollen Winkel meines Daſeins entſtand auch ein eigenthümliches Bemühen, fremde Gegenden, die ich nur durch Reiſebeſchreibungen kenne, in der Phantaſie feſtzuhalten. Ich ſuche ſo viele Reiſen nach derſelben Gegend, wie ich vermag, zuſammenzutreiben. Wenn ich nun den Geſammteindruck dieſer verſchiedenen Nachrichten mir vergegenwärtigen will, ſo iſt es mir vor Allem wichtig, in der Gegend ſelbſt (in Rio Janeiro, in der Kapſtadt, in Kalkutta, Batavia u. ſ. w.) mich niederzulaſſen. Gewöhnlich wirkt dieſer Geſammteindruck am ſtärkſten, wenn ich vom Leſen und Vergleichen der Schriftſteller ermüdet, mich zum Schlafen hinlege. Dann tritt ein graues Männchen auf mich zu, überreicht mir das Wünſchhütlein, und ich lebe nun in irgend einer der genannten Städte. Ich gehe in den

Straßen, in der Umgegend umher, ich mache von da aus weitere und immer weitere Reiſen. Nun treten, und zwar unvermeidlich, Lücken hervor, die mich halbſchlummernd im höchſten Grade beunruhigen. Das ganze Bild geht in den Traum über, die Unruhe löſt ſich dann von ſelbſt auf, denn der Traum ergänzt, was die Reiſebeſchreibungen lückenhaft ließen; mir aber bleibt die Aufgabe, dieſe Lücken wachend auszufüllen, und ſo iſt mir dieſe halbträumeriſche Intenſität der Anſchauung fremder Gegenden oft für das ſtrengere Studium nützlich geweſen.

Indem es meine Abſicht war, nicht mehr das, was ich innerlich erlebte, ſondern was ich äußerlich mit allen theilte, darzuſtellen, mußte es geſchehen, daß ich gezwungen wurde, eben das Allerinnerſte und Verborgenſte hervorzuheben, dasjenige, was ſich nur andeuten läßt, weil es entflieht, wenn man es genau erfaſſen will, und es erſcheint mir immer merkwürdig, daß dieſe Traumwelt ſich angeſchloſſen hat an die beiden Punkte, von welchen aus ich eben die lebendigſte Macht der äußeren Welt, die mich umgab, zu überſchauen ſuchte.

Auch dieſes ſcheint mir nicht weniger bemerkenswerth: daß die traumartige lebendige Erinnerung, die

ſich an Gerüche, vorzüglich an einzelne Melodieen knüpft und bei der geringſten, kaum zu erkennenden Aehnlichkeit, mich mit großer Gewalt in vergangene Zuſtände verſetzt, ſehr beſtimmt abſchneidet mit meiner erſten abenteuerlichen Ankunft in Deutſchland. Von da an ſchreitet die Erinnerung mehr regelmäßig, alle Momente des Daſeins umfaſſend, rückwärts.

Der ſeltſame Thurm Tycho Brahes eröffnete aber auch, wie den Aſtronomen das Univerſum, ſo dem einfachen Beſchauer einen lehrreichen Ueberblick über die Umgebung von Kopenhagen. Hier iſt man den Gegenſtänden näher, man iſt mitten in der Stadt, die man von den Friedrichsberger Höhen nur aus der Ferne, und dann doch faſt immer von Rauch und Nebel umhüllt, vor Augen hat. Dicht unter uns bewegen ſich geſchäftig Menſchen und Wagen untereinander, durch die Höhe verkleinert und gedrückt; die übrigen Thürme der Stadt, einzelne große Gebäude, vor Allem das Schloß, ragen über die Dächer hervor, der Hafen mit ſeinen Schiffen liegt ganz nah, beſonders aber zieht die nordöſtliche Gegend mit ihren

Wäldern und Landhäuſern und ſchönen Ufern unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

In dieſe Gegend wollen wir uns beſonders hineinbegeben, nach ihr ſtrömt Alles vorzüglich hin, ſie enthält den Hauptpunkt der Sommerbeluſtigungen der Einwohner, und wenn an einem ſchönen Sommermorgen ein Korbwagen vor einem Hauſe ſteht und die Sitze hintereinander mit Erwachſenen und Kindern ſich anfüllen, die in unruhiger Erwartung die Nacht ſchlaflos zugebracht haben, oft wohl das Lager verlaſſend, um zu erfahren, ob der Himmel ſich heiter erhielt, ſo kann man faſt mit Beſtimmtheit vorausſetzen, daß der Zug durch Nörre- oder Oeſter-Port nach jenen Gegenden geht. Wir verfolgen den erſten Zug. Er führt uns auf die Chauſſee nach Helſingör. Wenn man die Stadt verlaſſen hat, fährt man durch eine lange Allee. Die erſte Meile iſt unbedeutend. Erſt wenn man rechts, vom Wege etwas erhöht, das Dorf Gientofte mit ſeinen Landhäuſern und der Kirche hinter einem kleinen Landſee entdeckt, wird das Auge nach der reichen waldigen Gegend hingezogen, die wir ſpäter kennen lernen werden. Vor uns liegt aber in einer Entfernung von kaum einer halben Meile ein zweites,

höchst anmuthiges Dorf, Lyngbye. In diesem wechseln ansehnliche Landhäuser mit einfachen Bauerhütten, in welchen doch fast immer einzelne Gemächer zierlicher eingerichtet sind. Die meisten Häuser sind mit Gärten und Bäumen umgeben, links drängen sich waldbedeckte Höhen mit schroffen Abhängen in das Dorf hinein, und jenseits des Dorfes rechts liegt das Schloß Sorgenfrie, damals die Sommerresidenz des Prinzen Friedrich (des Onkels des jetzt verstorbenen Königs), so wie später seines Sohnes, des jetzigen Königs, als Kronprinz. Das Dorf ist im höchsten Grade freundlich. Die Familien, die hier den Sommer zubringen, sieht man auf den Straßen und Spaziergängen. Ein Theil der Lustwandelnden aber sind solche, die hier das Ziel ihrer Sommerbelustigungen finden. Die Gasthöfe, oft auch die Bauernhütten und Gärten, sind von ihnen erfüllt. Viele aber betrachten dieses Dorf als den Anfangspunkt ihrer Belustigung; sie fahren von hier rechts in die Gegend hinein, die wir später kennen lernen werden. Einige aber setzen die kleine Lustreise, durch das Dorf hindurch, auf der Chaussee fort; immer durch schöne Buchenwaldungen fahrend, erreichen sie eine Reihe Häuser, die

damals wenigſtens eine heitere Straße bildeten und ein ſtädtiſches Anſehen hatten. Man ging von dem Gaſthofe fort und entdeckte bald mächtige Bäume, große Alleen; zwiſchen dieſen feuchte Wieſen. Sie führten nach einem alten Schloſſe (Hirſchholm), welches mit Zieraten überladen, im Geſchmacke der Zeit Ludwig des XIV. gebaut war. Den vergoldeten Thurm entdeckte man ſchon aus der Ferne. Ich hatte dieſes Schloß ſchon als Knabe von Helſingör aus kennen gelernt. Die langen Alleen, die imponirende Lage des weitläufigen Schloſſes, vor Allem der ſehr ausgedehnte Garten mit ſeinen breiten und oft unüberſehbar langen, durch beſchnittene Hecken eingefaßten Gängen, mit den labyrinthiſch durchſchnittenen Gebüſchen, die völlig lothrechte Wände bildeten, hatte für mich etwas ſehr Impoſantes. Auf einem großen runden Platze, von welchem nach allen Richtungen breite Gänge ausliefen, ſtanden, im Kreiſe aufgeſtellt, eine Menge Statuen; ſie ſtellten Norweger in ihrer beſonderen Nationaltracht vor. Was aber den Eindruck ungemein erhöhte, war das Oede, die traurige Stille, die hier herrſchte, wenn man ſich in den verlaſſenen Räumen verlor.

Christian VI., dieser baulustige und verschwenderische König, hatte mit großem Aufwande dieses Schloß mitten in einen Sumpf gebaut, der zum Theil ausgetrocknet werden mußte. Die prachtvollen Säle waren verlassen, ein Theil des Gebäudes in dem Sumpfe versunken; der weitläufige Garten wurde vernachläßigt; hier und da standen einige Theile desselben unter Wasser. Und doch trug das Ganze das Gepräge der Neuheit. Ich habe nicht leicht ein Prachtgebäude gesehen, welches so durchaus das Gepräge eines bezauberten Schlosses getragen hätte. Es lag mitten im Walde, und wenn man einen freien Horizont hatte, so war es nur, weil das Schloß mit seinen großen Gartenanlagen den Wald nach allen Richtungen zurückgedrängt hatte. Man fand hier nicht eine Ruine, durch die Gewalt einer Reihe von Jahrhunderten zerstört, nicht die Spuren einer verdrängten alten Zeit durch eine neue besiegt. Es beschlich mich das Gefühl, als hätte noch vor Kurzem hier Macht, Glanz und Jubel geherrscht; als wären durch ein plötzliches verhängnißvolles Ereigniß die Einwohner, von Schrecken ergriffen, geflohen. Ich suchte diese prachtvolle Einöde öfters auf; ich legte einigemal

in eiliger Haſt die drei Meilen zu Fuß zurück, um mich ganz dem Gefühle der Wehmuth hinzugeben. Chriſtian VI. iſt in dieſem Schloſſe geſtorben. Jetzt iſt es abgetragen.

Ganz anders erſcheint uns die Gegend, wenn wir die Chauſſee früher durch Gientofte oder ſpäter von Sorgenfrie aus verlaſſen, um uns rechts in dem nach dem Sunde zu liegenden Walde zu verlieren. Nach dieſer Gegend kömmt man auch von der Stadt aus durch Oeſterport längs dem Strande, und dieſer Weg iſt im höchſten Grade reizend. Man hat an der Seite fortdauernd das Meer mit den Schiffen, im Hintergrunde die ſchwediſche Küſte; näher die Inſel Hveen, deren Küſten ſteil emporragen. Auf der andern Seite begleiten uns Landhäuſer, die in heiter freundlichen Gärten liegen. Oft geht man dicht am Ufer und die Wellen plätſchern zu unſern Füßen heran; dann biegt ſich wieder der Weg vom Ufer ab, man wird durch einige Häuſer, meiſt Fiſcherwohnungen, durch einige kleine Gärten vom Meere getrennt; Weidenbäume, zwiſchen deren Stämme oft Fiſchernetze aufgehängt ſind, eröffnen und verſchließen wechſelnd die Ausſicht. Man geht über einzelne kahle ſandige

Stellen, die den Reiz der reicheren erhöhen. Je weiter man kömmt, desto mächtiger werden die Waldungen nach der Landseite, desto reicher die Landhäuser. Charlottenlund, ein Königliches Lustschloß, damals einige Monate im Sommer von irgend einem Mitgliede der Königlichen Familie bewohnt, drängt sich mit seinen Gebäuden in einen mächtigen Buchenwald hinein; ein langer Hof mit Seitengebäuden läuft offen nach dem Strandwege zu; im Hintergrunde lag das recht ansehnliche, aber anspruchlose Schloß. Wenn wir Kinder hinauf sahen, entdeckten wir wohl die Königlichen Bedienten, wie sie zur Mittagstafel aus der Küche im Seitengebäude die Gerichte hinauftrugen; ein anderes Mal, wie die Wagen angeschirrt wurden für irgend eine Spazierfahrt. Wir hatten vielleicht das Glück, einem Theil der hohen Herrschaften im Walde spazierend zu begegnen, Bediente Mänteltragend im Hintergrunde. Für Kinder, selbst in großen Städten, wenn sie, so wie wir, in der Einsamkeit erzogen sind, tritt bei einem solchen Anblicke immer das wunderbare Geheimniß der Macht, durch welches menschliche Verhältnisse beherrscht werden, als ein seltsames Räthsel hervor. Wir traten immer scheu zurück und betrach-

teten die fürſtlichen Perſonen aus ehrfurchtsvoller Ferne.

Verfolgt man jetzt den Weg, ſo wird die Gegend immer bedeutungsvoller und reicher. Die Inſel Hveen tritt uns gewaltiger entgegen; die Sommerwohnung des Grafen Schimmelmann Sölyſt (Seeluſt), die mir ſpäter ſo wichtig ward, mit dem reizenden Garten, zeigt ſich uns. Dieſer Garten reicht bis an das Ufer, durch die Straße von dieſem getrennt. In einer kurzen Entfernung nach der Stadt zu ſpringt das Ufer hervor, bis auf die Spitze mit heiteren Wohnungen beſetzt. Dieſe Häuſer, wenn ſie von der Sonne beſchienen ſind, die Wellen des Meeres, die ſich am Ufer brechen und die Füße benetzen, die Inſel Hveen, die in überraſchender Nähe erſcheint mit ihren hohen Ufern, die Schiffe, die aus dem Kattegat wie aus der Oſtſee kommen, hier ſchon im engern Raume ſich begegnen; die Gärten und Landhäuſer, hinter dieſen der mächtige Buchenwald, die Menge der Luſtwandelnden und Fahrenden: dieſe Mannigfaltigkeit der Gegend und Menſchen bildet ein Ganzes von ſo heiterem Reize, wie man es ſelten findet. Es iſt auch in der deutſchen Poeſie nicht unbekannt; von deut-

ſchen und däniſchen Dichtern beſungen, von Stolberg, Ewald und Oehlenſchläger. Dicht neben Söelyſt liegt mitten im Walde ein anderes königliches Luſtſchloß, Chriſtiansholm. Hier hatte ſpäter Graf Schimmelmann dem letzteren Dichter eine reizende Sommerwohnung eingeräumt. Von Charlottenlund an bis hieher laufen mehrere Wege in das Innere des Waldes, nach dem Hauptort aller Sommerbeluſtigungen hin. —

Wir aber wollen uns dieſer Stätte noch von einer andern Seite nähern. Von jenem Dorfe Gientofte aus kömmt man rechts bis zu einer kleinen Anzahl meiſt Landhäuſer, die den Namen Jägersborg führen. Hinter dieſen Häuſern tritt man in den großen Thiergarten hinein. Man ſteigt durch einen Waldweg allmälig in die Höhe und gelangt zu einem offenen von Wald umgebenen Platz, auf deſſen höchſter Spitze ein kleines, auf mannigfaltige Weiſe von äußeren durchbrochenen Gängen und hohen Treppen umgebenes, mit Zieraten im Geſchmacke der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überladenes Jagdſchloß (Eremitage) ganz frei liegt. Die Gewalt der Waldeinſamkeit iſt mir nie anmuthiger, nie erhabener vorgekommen. Noch

bei meinem letzten Aufenthalt in Kopenhagen (1824) sah ich hier zwei Heerden von Hirschkühen, an ihrer Spitze als Anführer die Hirsche, sich begegnen. Diese rückten gegen einander an und bekämpften sich, die mächtigen vielastigen Geweihe verwickelten sich in einander; der weite freie Platz in der Nähe des Jagdschlosses ließ uns die ganze Scene übersehen. Der besiegte Hirsch wandte sich und floh, seine Heerde mit ihm, und wie im Bewußtsein seines Sieges blieb der andere Hirsch zurück und weidete mit seiner Heerde auf dem freien Platz. Im Mai und Juni ist besonders dieser Platz im höchsten Grade reizend; dann tritt die Macht der Buchen entschieden hervor. Der Wald senkt sich dicht gedrängt nach dem Ufer zu, die hellen gelblich grünen frischen Blätter theilen dem Meer eine tief blaue Farbe mit und die ganze reizende Gegend erscheint wie verklärt.. Diese schwebt mir wie ein Lichtpunkt der Natur, wie ein Mittelpunkt aller milderen Frühlingsluft vor, ja Alles, was ich anderswo gesehen und genossen habe, findet seine höchste Bedeutung durch dieses concentrirte Bild aller lebendigen Anmuth des Sommers. Nicht weit von hier liegt das Schloß Bernstorf, allen Dänen eine

geweihte Stelle. Von hier aus ging der glückliche Tag für die leibeigenen Bauern auf, der sich später nicht allein über Dänemark, sondern über mehrere Gegenden des nördlichen Deutschlands verbreitete.

Auch aus diesen Gegenden, von Gientofte an, führen mehrere Wege, wie vom Strande aufwärts, nach jenem Hauptbelustigungsorte, der uns von jetzt an beschäftigen soll.

Der Mittelpunkt aller Belustigungen der Einwohner der Hauptstadt ist mitten im Walde. Hier sind zum Theil zwischen den Bäumen und in der Nähe einer frischen von uralten Zeiten her berühmten reinen Wasserquelle, an deren vermeintliche Entstehung sich eine liebliche Sage knüpft, von Johanni an bis zum 14ten Juli eine Menge Zelte aufgeschlagen, kleine und große, dürftig und reich ausgestattet, für die geringeren Klassen wie für die höheren. In meiner Jugend noch waren dies fortdauernde Jubeltage für die Städter; die kleinen dreisitzigen Korbwagen (Kildevognene) rollten in allen Straßen. Selbst die ärmsten Familien ersparten eine nicht unbedeutende Summe, um nach der Quelle fahren zu können. Diese Reise nach der Quelle ist der Gegenstand eines Lustspiels von Holberg und

eines anmuthigen Gedichtes von Oehlenschläger. In meiner Jugend war dieſe Beluſtigung noch in ihrer vollen Blüte. Auf der Chauſſée, wie auf dem Wege am Strande, wimmelte es von Wagen und Reitern. Im Thiergarten ſelbſt aber war eine lebhafte Bewegung. Drehorgeln, die damals noch Seltenheiten waren, ließen ſich vernehmen, an einzelnen Zelten der geringeren Art zeigte ſich hier und da ein Spielmann, der eine Violine dürftig ſtrich; aus größeren Zelten ertönte ein Tuſch von Trompeten, laute Geſänge hörte man aus vielen größeren und kleineren; das Volk ſchrie und äußerte den lauten Jubel auf ſeine Weiſe, und von dieſem Chaos von Tönen umgeben, in der Mitte der jubelnden Volksmenge ſah man wohl auch viele Familien aus der höheren Klaſſe, zartere Frauen und Mädchen. Dieſe freilich kamen von den näheren Landhäuſern oder Beluſtigungsörtern, ihre Equipagen hielten in der Nähe der Zelte und ſie waren nur hingekommen, um für eine kurze Zeit das wilde Leben zuſchauend zu genießen. Wie alle mögliche leibliche Genüſſe der Hauptſtadt hier zuſammengedrängt waren, ſo fanden ſich auch Marionettenſpieler, Seiltänzer, Taſchenſpieler ein; zuweilen ſah man wilde

Thiere, die vorgezeigt wurden. Diejenigen aber, die dieſe Beluſtigung unter den Zelten ausſchließend genoſſen, die wohl auch die Nacht dort blieben, gehörten entweder zu den geringeren Klaſſen, die ſich, wenn ſie von den Genüſſen ermüdet, einige Stunden ſchlafen wollten, behalfen, wie ſie konnten. Sie ſchliefen, wenn es warmes und helles Wetter war, unter den Bäumen ein, oder drängten ſich, wenn es regnete, in den Zelten zuſammen. In den großen Zelten aber zechte die reichere Jugend. Ich kenne keine Hauptſtadt, die auf eine ſo lange Zeit einen ſolchen einzigen Mittelpunkt der Sommerbeluſtigung gehabt hätte. Zwar erſchien ſie oft roh, ja widerwärtig, aber dennoch waren viele Familien nur herausgegangen, um die ſchöne Gegend in der ſchönſten Zeit zu genießen. Man fand allenthalben im Walde, nach dem Strande wie nach der Höhe zu, einzelne Familien unter den Bäumen vertheilt. Ein reinliches Tiſchtuch war über das Gras gebreitet, eine Mahlzeit, aus der Stadt mitgebracht, ward genoſſen, der Wein fehlte nicht; heitere Geſänge wechſelten mit fröhlichen Geſprächen; ein lautes Gelächter erſcholl auf die luſtigſte Weiſe; alle Sorgen waren abgeſchüttelt, die keimende wachſende Natur

hatte dieſe glücklichen Menſchen in ihren Schooß aufgenommen; um ſie grünte und blühte es, die Sonne ſchien warm auf ſie herab, die Vögel ſtimmten in ihre Geſänge ein; ihr ganzes eigenes Daſein wurzelte in der lieblichen Umgebung und wuchs aus ihr, ihre ſchönſte Blüte, hervor. Ich lief oft in dieſen glücklichen Tagen während meines ſpäteren Aufenthalts in Kopenhagen, nach dem Walde. So ſehr ich von meiner früheſten Kindheit an in der Natur die Einſamkeit geliebt habe, ſo erſchien mir doch jener Jubel im höchſten Grade anmuthig. Wenn unter den Zelten das bunte Gewimmel und die Miſchung von Rohheit und Luſt mich anzog, wenn ich ſogar wohl an eine fröhliche Geſellſchaft mich anſchloß und an der lauten Luſt Theil nahm, ſo dauerte dies doch ſelten lange. Sobald ich es nur vermochte, ſchlich ich mich unbemerkt fort und begab mich tiefer in den Wald hinein. Zwar habe ich von jeher, wo frohe Menſchen verſammelt waren, wo ich etwa in einem Garten des Abends eine Geſellſchaft an einem beleuchteten Tiſch unter den Bäumen oder in einer offenen Halle verſammelt ſah, den Wunſch gehabt, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen; wenn nun aber mein

Wunſch öfter erfüllt wurde, da war es mir, als fühlte ich eine Leere, oft dachte ich mich dann als einen einſamen Spaziergänger in der Dunkelheit, der von Ferne der Geſellſchaft zuſah, in deren Mitte ich mich befand, und es war mir nur zu klar, daß das, was ich ſo aus der Ferne mir träumend erſann, verſchwunden war, wenn ich näher trat. Daſſelbe ſchöne Gefühl durchdrang mich, wenn ich an heiteren Tagen einſam unter grünen Bäumen mich befand. Da war es mir, wenn ich eine fröhliche Geſellſchaft eſſend, trinkend und jubelnd unter den Bäumen entdeckte, als wäre dieſe Luſt aus der Ferne betrachtet, wie ſie mir in der Einſamkeit entgegentönte, die eigentliche wahre und höchſte, auch für mich. Da ergriff mich oft eine tiefe Rührung, ich konnte weinend umhergehen, aber es waren Thränen der Luſt, die aus der Nacht einer tiefen Wehmuth hervorquollen und mich erquickten und ſtärkten.

In unſern Tagen wird man mich ſchwach und ſentimental finden. Wer meine Schriften geleſen oder meine Vorträge gehört hat, wird mir vorwerfen, daß ich durchaus in eine ſchwächliche Richtung gerathen ſei, die ich ſelbſt tadelnswerth finde — nun — ich

ſchreibe ja auch keine Lobſchrift auf mich ſelbſt. — Daß ich in dieſen weichen Gefühlen ſchwelgte, war gewiß zu tadeln, und dennoch ſind ſie eben mein ganzes Leben lang mir die Quelle der tiefſten Freude geweſen. Dieſe Neigung, mich aus der Mitte eines gegenwärtigen Genuſſes loszureißen, um ihn in der Trennung erſt vollſtändig zu genießen, iſt mir immer geblieben. In der Entfernung erhält eine jede ſolche Freude erſt ihren wahren Inhalt, und wie die größten Feldherren in dem letzten Befreiungskriege einſahen, daß eine Schlacht, wenn ſie eine bedenkliche Wendung nahm, in dem richtigen Moment abgebrochen, in einen halben Sieg verwandelt werden könnte, ſo waren mir von jeher die fröhlichen Geſellſchaften die liebſten, aus welchen ich mich auf eine ſolche Weiſe zurückzog. In der Ferne erhielt die Gegenwart ihre Bedeutung, ſie erſchien gereinigt und dauernd. Nur zu oft aber riß mich die Luſt hin, daß ich ſie bis auf den letzten Tropfen genoß; dann war ich leider nicht ſelten der wildeſte von Allen, und ich habe nur zu viele Momente der Art in meinem Leben zu bedauern.

Eine jede nur entfernte Aehnlichkeit einer Gegend mit der Kopenhagener ruft dieſe lebhaft in meine

Erinnerung zurück und die reizendste Gegend erhält einen erhöhten Zauber durch dieſe Erinnerung. Die großen Buchenwaldungen, die grünen Wieſen winken mir; je älter ich werde, deſto größer wächſt die Sehnſucht nach der anmuthigen Umgebung meiner Jugend; es giebt Augenblicke, wo ein Heimweh nach dem Meere mich ſchmerzhaft ergreift, wie das der Gebirgsbewohner nach ihren Gebirgen. Ich höre die Wellen plätſchern am Ufer; ſtürmiſche Nächte verſetzen mich in die Mitte des Meeres und unter ſchäumende Wogen; wenn ich dann erwache, wenn die gegenwärtige Umgebung ihr Recht behauptet, dann kömmt mir Alles ſo dürr, ſo ausgetrocknet vor, es iſt mir als fühlte ich einen unermeßlichen Durſt, der mein ganzes Daſein auszutrocknen droht.

Auch die dichteriſche Naturanſchauung hat eine tiefe Wurzel in dieſer Zeit. Sagen lieblicher Art umſchweben, wie heitere Geiſter, die ſchönſten Gegenden. Es ſind nicht die drohenden Mythen der rauhen Gebirge, es iſt ein leiſes mildes lockendes Geiſterge-flüſter, als ließe das Rauſchen der Blätter, das Plätſchern der Wellen am Ufer ſich vernehmen, als löſen ſie ſich in Geſänge auf. Anmuthige Geſtalten er-

ſcheinen leicht ſchwebend, begegnen ſich, wir lauſchen auf ihre Geſpräche, ſie ſcheinen da zu ſein und wieder zu verſchwinden in demſelben Moment. In vollendeter Schönheit umſchweben ſie uns, ihre Stimmen klingen wie die lieblichſte Muſik, der Inhalt der Rede iſt die zierlichſte Anmuth ſelber. Die däniſche Sprache hat für denjenigen, der ſie als Eingeborner zu genießen verſteht, für dieſe Naturpoeſie Ausdrücke der größten Zartheit. Oehlenſchläger iſt der Dichter, welcher dieſen tiefen Zauber der Sprache am mächtigſten zu benutzen vermochte. Er hat die innerſten Quellen der lieblichen Naturtöne eröffnet.

Noch einen wichtigen Moment meines Lebens muß ich berühren, es war der, welcher die neuere Geſchichte in allen ihren Richtungen umſchuf, ganz Europa, man kann ſagen allmälig das ganze Menſchengeſchlecht mehr oder weniger ergriff, es war die Revolution.

Ich war ſechzehn Jahr alt. Mein Vater kam begeiſtert nach Hauſe, er rief ſeine Söhne zu ſich, wir ſahen ihm die innere Bewegung an, und erwarteten

geſpannt, was er uns berichten würde. „Kinder," ſagte er, „ihr ſeid zu beneiden, welch eine ſchöne glückliche Zeit liegt vor euch! wenn es euch nicht gelingt, euch eine freie unabhängige Stellung zu erringen, ſo liegt die Schuld an euch. Alle einengende Verhältniſſe des Standes, der Armut werden verſchwinden, der Geringſte wird mit dem bisher Mächtigſten den gleichen Kampf, mit gleichen Waffen, auf dem gleichen Boden beginnen. Daß ich jung wäre, wie ihr! aber meine Kräfte ſind gelähmt, mich haben allenthalben unſinnige Schranken gehemmt, die für euch nicht ſein werden. Elende, ſtumpfſinnige Knaben werde ich euch ſchelten, wenn die mächtige Begeiſterung der Zeit euch nicht zu ergreifen vermag." Die Rührung, indem er ſo ſprach, ergriff ihn mächtig, heftig weinend brauchte er einige Zeit, ſich zu faſſen. Wir in unſerer geſelligen Einſamkeit hatten nichts erfahren von den Bewegungen, die in Paris eine nahe Kriſe vorbereiteten. Wir ſtaunten den Vater an und erwarteten in der größten Spannung, was er uns berichten würde; und nun erzählte er uns mit beflügelten Worten, aus welchen die innere Erſchütterung ſprach, die ernſten Scenen im Palais royal, die ungeheuere

Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, wie sie gegen alle Schranken der bestehenden Gewalt anstürmte, daß sie bald zusammenstürzen würden, endlich die Erstürmung der Bastille und die Befreiung langjähriger Opfer der Despotie.

Es war eine wunderbare Zeit, es war nicht bloß eine französische, es war eine europäische Revolution, sie war da, sie faßte Wurzel in Millionen Gemüthern, klar sehende Große erkannten die allgemeine Gewalt, ja verehrten sie; ein Strafgericht war über die vermodernde Zeit ergangen, ein Sieg über verkümmerte nichtige Verhältnisse war entschieden errungen. Die Revolution war in allen freien Gemüthern von Europa schon da, auch wo sie nicht ausbrach. Der erste Moment der Begeisterung in der Geschichte, selbst wenn er unheilschwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergessen werden darf.

Mich ergriff eine grenzenlose Hoffnung, meine ganze Zukunft, so schien es mir, war in einen andern, frischen, neuen Boden gepflanzt. Kurz darauf brachte uns der Vater die Schrift eines Liefländers Schulz über die ersten Tage der Revolution, die er

erlebt hatte. Das weltgeschichtliche Ereigniß in seiner ganzen großen Bedeutung hatte auch ihn ergriffen; die lebhafteste Begeisterung ging wie ein flammendes Schwert durch die ganze Schrift; von dem Augenblicke an, wo Camille Desmoulins im Palais royal auf den Tisch sprang und dem heftig bewegten Volke verkündete, daß Necker, den sie damals ihren Vater nannten, sie verließe, bis zur Befreiung der Gefangenen aus der Bastille, habe ich die erschütternden Scenen, die in dieser kurzen Zeitepoche sich drängten, mit erlebt. Die größten mächtigsten Entschlüsse durchdrangen, hoben, entflammten mich; unbestimmt zwar schwebten sie mir vor, aber, ich darf es sagen, sie waren rein. Von dieser Zeit an las ich täglich die Zeitungen; alle Stadien der Revolution habe ich, obgleich in der Ferne, mit durchlebt. Mein ganzes Dasein hatte von nun an eine neue Richtung erhalten, welche die frühere nicht ausschloß, ihr vielmehr eine höhere Bedeutung zu ertheilen schien. Aber der stille Grund des religiösen Glaubens trat immer mehr zurück. Wie die in Kopenhagen herrschende Stimmung meine Theilnahme an der Revolution steigern mußte, wird die Folge zeigen.

So trat ich, ein innerlich bewegtes, ja begeiſter-
tes Kind der Zeit, aus der ſtillen Einſamkeit meiner
erſten Jugend heraus.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Steffens, H., Christliche Religions-Philosophie. In 2 Theilen. Erster Theil: Theologie. Zweiter Theil: Ethik. Gr. 8. 1839. 59 Bogen. Preis 4 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Auf ein Werk von so großer Bedeutung, als das obige des Herrn Professor Steffens ist, aufmerksam zu machen, werden die kritisch-literarischen Institute Deutschlands gewiß nicht säumen. Der reichste Stoff zum Selbstdenken und zu einer tieferen Entwickelung der religiösen Ansichten, wird hier dargeboten. Eine seltene Theilnahme für dieses tiefe und gedankenreiche Werk giebt sich bereits überall kund.

Steffens, Henrich, Anthropologie. 2 Bände. gr. 8. 59¼ Bogen. 2 Rthlr. 18 Gr.

Inhalt des 1. Bandes: Einleitung. Geologische Anthropologie. — Uebergang zur physiologischen Anthropologie.

Inhalt des 2. Bandes: Physiologische Anthropologie. — Psychologische Anthropologie.

Steffens, Henrich, Schriften. Alt und Neu. 2 Bände. gr. 8. 37½ Bogen. 1 Rthlr. 18 Gr.

Inhalt: Erste Abtheilung. Naturphilosophische Abhandlungen. – Zweite Abtheilung. Reden. — Dritte Abtheilung. Physikalische Abhandlungen.

Steffens, H., Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik. 1. Heft. **Zur Geschichte der heutigen Physik.** 2. Heft. **Zur Geologie.** gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Steffens, H., Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde. 8. geh. 17½ Bogen. 20 Gr.

Inhalt: 1) Erste Ansicht. — 2) Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweiten. — 3) Was eine Mythe sei, und wie sie auf die heilige Schrift angewendet worden. — 4) Der wahre Glaube. — 5) Die Gemeine und das Verhältniß zu ihren Lehrern. — 6) Der Lehrer. — 7) Die Union.

Steffens, H., Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession. 8. geh. 11½ Bogen. 18 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Fragment aus meinen Knabenjahren. — Unsterblichkeit. Persönlichkeit. — Das Christenthum. — Kirche. Gemeinde. — Theologen. Laien. — Schluß. Duldung. Anerkennung. — Wissenschaft. Kunst. — Mystizismus. Fanatismus.

Steffens poetische Werke.

Steffens, H., Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. geh. 61 Bogen. 4 Rthlr.

— — **Novellen. Gesammt-Ausgabe.** 16 Bändchen. 8. 1837. 1838. geh. 242½ Bogen. 10 Rthlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

Die einzelnen Werke unter den besondern Titeln:

Steffens, H., Gebirgs-Sagen. Mit Anhang. 8. 1837. 20¼ Bogen. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. 2) Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge. 3) Die schlafende Braut, eine Novelle. 4) Anhang: Die Trauung. 5) Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland, von F. W. J. v. Schelling.

— — **Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen.** Dritte verbesserte Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. 71½ Bogen. geh. 3 Rthlr.

— — **Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen.** Zweite verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. 87¾ Bogen. geh. 3 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — **Malkolm, eine Norwegische Novelle.** Zweite verbesserte Aufl. 2 Bändchen. 8. 1838. 64¼ Bogen. geh. 2 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Die wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen obiger Werke beweisen, welche große Theilnahme und Anerkennung dieselben bei den Gebildeten in Deutschland gefunden haben.

Was ich erlebte.

Zweiter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Zweiter Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Digitized by Google

Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Digitized by Google

Kopenhagen.

Die Universität.

1790—1792.

Die Kopenhagener Universität unterscheidet sich in vieler Rücksicht von deutschen und hat manches Eigenthümliche. Sie ist in dem funfzehnten Jahrhundert (1478) mit Tübingen und Mainz zugleich, früher als irgend eine der jetzigen preußischen Universitäten gestiftet. Als die Reformation in Dänemark eingeführt wurde, ward sie, für die damalige Zeit, reichlich dotirt. Sie besitzt sehr bedeutende Güter, die sie zu meiner Zeit durch einen aus der Mitte der Professoren gewählten Ausschuß selbständig verwaltete. Die Bauern auf diesen Gütern wurden von den übrigen die hochgelahrten Bauern (de höylärde Bönder) genannt und nannten sich selbst so. Die Eintheilung der Facultäten ist wie gewöhnlich; das Rectorat wechselt

nach den Facultäten und in diesen nach der Alters=folge, nicht durch freie Wahl. Während ich studirte, wurden gewisse Einnahmen der Universität nach einer gewissen Ordnung unter eine bestimmte Anzahl von Professoren, die sie unmittelbar bezogen, vertheilt. Diese Professoren bewohnten eigene Häuser, und diese freien Wohnungen, so wie der Antheil an Lehnen und Zehnten wurden ein Corpus genannt, aus welchem leider nur zu oft der Geist entflohen war.

Die Lage der Universität von ihrer Gründung an in der Hauptstadt, die unbestimmte Studienzeit, manches Veraltete, welches sich hier erhalten hatte, begründeten vorzüglich die Eigenthümlichkeit dieser hohen Schule. So hatten zwar die Professoren eine gewisse Aufsicht über die Studirenden; diese wählten sich einen Ephorus, unter dessen spezieller Leitung sie stehen sollten. Ich habe niemals etwas von der Thätigkeit dieser Herrn gespürt. Das Consistorium (so wird die Versammlung der ordentlichen Professoren genannt, nicht Concilium) hat spezielle Aufsicht über die reichlich fundirten Collegien. Eines derselben (die Regenz) hat einen eigenen Vorsteher, der Probst genannt wird; sonst hat die Universität keine Art disci=

plinariſcher Jurisdiction. Die Studirenden ſtehen ganz unter der Polizei und unter den Gerichtshöfen, wie die übrigen Einwohner. Ich erinnere mich nur einer einzigen Disciplinarſtrafe, von den verſammelten Profeſſoren ausgeführt, aber kaum beſchloſſen. Und da dieſe mich ſelber traf, ſo werde ich Gelegenheit finden, ihrer ſpäter zu erwähnen. Von einer früheren oder ſpäteren habe ich nie etwas vernommen.

Ein bedeutendes Anſehen aber gewinnen die Profeſſoren dadurch, daß alle Prüfungen in ihren Händen ſind, ſelbſt diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu den höhern Aemtern eröffnen.

Der Zutritt zu den Profeſſoren war den Studirenden nicht leicht, ſie ſtanden mit dieſen nur durch Vorleſungen und Prüfungen in Berührung, einige durch Examinatorien. Ich lernte, wie ich ſpäter erwähnen werde, nur zwei kennen. Zu meiner Zeit ruhte auf dieſem Inſtitut ein tiefer Schlaf; alle geiſtige Erregung irgend einer Art kam von außen her. Die Profeſſoren trugen ihre einmal ausgearbeiteten Hefte vor, die Studirenden hörten ſie, oder hörten ſie wohl meiſtens nicht. Unter dieſen als ſolchen fand gar keine Art von Vereinigung ſtatt und der ſüße

Schlummer ward durch nichts Aufregendes gestört; und dennoch ruhte eine Uebereinstimmung der Gesinnung im Hintergrunde, die durch ein auffallendes Ereigniß vorübergehend die ganze Stadt, Hof und Militair in unruhige Bewegung versetzen konnte. Diese Universität hatte einst im siebzehnten Jahrhundert einen bedeutenden Ruf. Es war die Zeit, als die Bartholine, Ole Worm, Torfäus, Otto Sperling, Borch u. s. w. hier glänzten. Seit der Zeit versank die Universität immer mehr und mehr. Zu meiner Zeit waren in der medizinischen Facultät mein Onkel und der als Accoucheur bekannte Saxdorf fast die einzigen, die einen bedeutenden Ruf hatten. Die meisten Gelehrten von wahrem Verdienst waren entweder nicht bei der Universität angestellt, oder ihre Gelehrsamkeit trug hier wenig Früchte.

Das erste Studienjahr ist für sämmtliche Studirende aller Facultäten den allgemeinen Studien gewidmet. Es finden in diesem Jahre zwei von einander getrennte Prüfungen statt; durch das **Examen philosophicum** wird man in theoretischer und praktischer Philosophie, Mathematik und Physik examinirt; das **Examen philologicum** (man nennt es

das kleine, um es von der philologiſchen Amtsprüfung, die das große philologicum heißt, zu unterſcheiden) iſt beſtimmt, eine Fortſetzung und weitere Ausbildung der Schulſtudien zu veranlaſſen. Man wird im Lateiniſchen, Griechiſchen, Geſchichte und Aſtronomie examinirt. Es ſteht einem jeden Studirenden frei, dieſen Prüfungen am Ende des erſten Jahres zugleich, oder der einen am Ende des erſten und der anderen am Ende des zweiten Semeſters ſich zu unterwerfen. Ich wählte das letzte. Meine Erwartungen von den Vorträgen der Profeſſoren waren unermeßlich, mein Fleiß in dem erſten Semeſter grenzenlos, und kaum begreife ich ſelbſt, wie ich im Stande war ſo viel zu leiſten. Ich hörte täglich ſieben Vorleſungen, und da ich bald unter meinen Mitſtudirenden den Ruf erhielt, als wenn ich in der Philoſophie und Phyſik, ja ſelbſt in der Mathematik, damals unter den jüngſten Studirenden ungewöhnliche Kenntniſſe beſäße, ſo ſchloſſen ſich bald mehrere an mich an. Allerdings war mein ganzes Betragen geeignet, die Aufmerkſamkeit faſt gewaltſam auf mich zu richten. Was ich ſo lange in ſtiller Einſamkeit mit mir herumgetragen hatte, das brach jetzt unaufhaltſam

in einen Strom der Rede aus. Im Hauſe meines Vaters fand ich Keinen, dem ich mich mittheilen konnte. Vahl's Zuhörer waren ältere Jünglinge, die ich bei der unzuſammenhangenden wenngleich reichen Maſſe meiner Kenntniſſe faſt als Lehrer zu betrachten genöthigt war. Hier befand ich mich unter einer Menge von Jünglingen, die alle mit mir nach einem Ziele ſtrebten, und ich nahm bald wahr, daß ſie in allen realen Kenntniſſen weit hinter mir waren. Da trat nun die Neigung zu belehren mit Macht hervor. Die Vorträge wurden Gegenſtände einer ausführlichen Auseinanderſetzung, nicht ſelten einer unreifen jugendlichen Kritik. Ich mochte wohl Vielen zudringlich erſcheinen, aber bald merkten die Aermeren, daß ſie wohl von mir Nutzen ziehen konnten.

In Kopenhagen herrſchte eine Sitte, die ihre Vortheile, aber auch oft ihre großen Nachtheile hatte. Die Studirenden, die ſich in den erſten Prüfungen auf der Univerſität, eben ſo die Kandidaten, die ſich in den Amtsprüfungen ausgezeichnet hatten, wurden Manuductöre, wie man ſie nannte; durch dieſe wurden jüngere zu den bevorſtehenden Prüfungen vorbereitet. War der Manuductör ein ausgezeichneter

Mann, ſo war ſeine Thätigkeit nicht ſelten bedeutender ſelbſt, als die der Profeſſoren. In einer ſpäteren Zeit trat auf eine ſolche Weiſe Oerſtedt, dieſer für ganz Dänemark ſo ausgezeichnete Mann, in ſeinen jüngeren Jahren als Manuductör hervor. So wie er in ſeinem höheren Alter die größte juridiſche Autorität im Lande bildete, ſo legte er in ſeinen jüngeren den Grund zu einer tüchtigen juridiſchen Schule, und ſeine Thätigkeit konnte ſich leicht mit der der geſammten Profeſſoren meſſen. Aber dieſe Manuduction war durchaus ein Privatunternehmen. Die Prüfungen waren öffentlich, ein Profeſſor, der zwei Mal im Jahre alle Tage einige Wochen hintereinander eine Menge Studirender prüfen ſoll, engt ſich leicht in einen ganz beſchränkten Kreis von Fragen ein, und die alten Herren waren beſonders zufrieden, wenn dieſe Fragen immer auf die nämliche beſtimmte Weiſe beantwortet wurden. Die Manuductöre verfehlten nie, den Prüfungen beizuwohnen; ſie merkten ſich genau die paar Dutzend Fragen, die ſich immer wiederholten, und die Antworten, die der Profeſſor erwartete. So wurde nun der Kandidat für dieſe Prüfung auf die bequemſte Weiſe vorbereitet, lernte

aber nichts. Dieſer ſchädliche Einfluß ward noch dadurch geſteigert, daß der Manuductör gewöhnlich präciſer bezahlt wurde, als der Profeſſor. Er brauchte nur einige Monate zu creditiren und dann ſeinen Schülern mit dem Aufhören ſeiner Manuductionen zu drohen. Sie konnten jetzt keinen Andern wählen und waren durchaus von ihm abhängig. Kandidaten, die ſich als Manuductöre einen bedeutenden Ruf erworben hatten, verſchafften ſich auf dieſe Weiſe nicht ſelten ein bedeutendes Einkommen und lebten in einer ſehr unabhängigen Stellung. Dieſes Unweſen hat noch nicht ganz aufgehört und iſt in der letzten lebendigen Zeit der bedeutend gewordenen Univerſität der Gegenſtand ernſthafter oft heftiger Discuſſionen geweſen.

Ich war viel zu eitel, mich einer ſolchen ſecundären Leitung hinzugeben; vielmehr warf ich mich ſelbſt zum Manuductör auf, und wenn ich ſieben Stunden hindurch Vorleſungen gehört hatte, verwandte ich drei bis vier Stunden zum Repetiren der eben gehörten Vorträge mit armen Studenten, die keinen Manuductör zu bezahlen vermochten. Mit der Philologie gab ich mich freilich nicht ab, wohl aber mit den Gegenſtänden, die für das philoſophiſche Examen gefordert wurden.

Von den Profeſſoren, deren Vorträge ich hörte, muß ich noch etwas reden. Es fanden ſich unter dieſen einige jener Profeſſor-Originale, die jetzt immer mehr und mehr verſchwinden. Der erſte, den ich nennen will, hieß Riisbrigh. Es war ein ältlicher Mann von einem etwas einfältigen, aber durchaus gutmüthigen Ausſehen. Er war unbeſchreiblich bedächtig in allen ſeinen Bewegungen, ſprach ſehr langſam und monoton, und dennoch legte er auf jedes Wort ein ganz eigenthümliches Gewicht. Obgleich ich ihn höchſtens ein paar Mal in ſeinem Hauſe ſprach, ſonſt nur in der Examinatorien, in welchen er ſich ganz vorzüglich gern mit mir unterhielt, gewann er mich doch perſönlich ſehr lieb, und er hatte damals wohl kaum eine Ahndung davon, daß ich ihn noch in ſeinem höchſten Alter beunruhigen ſollte. Er las über Metaphyſik, Logik und Pſychologie, und da er der einzige war, der ſich damals auf der Univerſität mit philoſophiſchem Tiefſinn beſchäftigte, ſo genoß er ein großes Anſehen. Seine Metaphyſik war eine zum Theil Wolfiſche, zum Theil Baumgartenſche, eine der vielen Abarten, die ſich nach dem geiſtloſen Zerfallen der Leibnitziſchen Philoſophie ausbildeten. Da

Alles von einer richtigen Definition ausgehen muß, ſo fing ſeine Philoſophie mit einer Definition der Definition an. Nachdem er dieſe nun als Einleitung hinlänglich erläutert hatte, hob ſeine eigentliche Metaphyſik mit der Definition des Widerſpruchs an. **Contradictio**, hieß es in ſeinem gedruckten Handbuche, **est simultanea ejusdem de eodem affirmatio et negatio.** Der Widerſpruch müßte, fügte er dann erläuternd hinzu, gleichzeitig ſein; denn u. ſ. w. er müßte von demſelben Menſchen ausgeſprochen werden: denn u. ſ. w. er müßte von derſelben Sache handeln; denn u. ſ. w. Er konnte eine ganze Stunde mit einer ſolchen Expoſition zubringen, und die Geduld der Zuhörer ward furchtbar in Anſpruch genommen. Auf dieſes folgte nun, und wohl eine Woche lang, ein Gerede über den Unterſchied zwiſchen Möglichkeit und Wirklichkeit. Die veralteten Sätze **ab esse ad posse, a non posse ad non esse, valet — ab posse ad esse, ab non esse ad non posse, non valet consequentia; ab posse ad esse, ab non posse ad non esse, non valet etc.** wurden mit unendlicher Breite auseinandergeſetzt. Ich ließ mir dieſes alles gefallen, ja im Anfange ergötzten mich dieſe

Deſtinctionen, die mir völlig frrmd waren und die ſich doch ſo ganz von ſelbſt verſtanden, daß man ſich wundern mußte, ſie nicht ſelbſt gemacht zu haben; als aber der gute Mann anfing, die Exiſtenz als etwas zu bezeichnen, was zum Denken hinzukam, verlor ich alle Geduld. War mir doch das lebendige Daſein Alles, lebte, dachte ich doch nur mit dieſem, und nun ſollte es, aus einem dürftig zuſammengeſchrumpften Denken herausgeſtoßen, zu einem dürftigen Etwas erblaßt, nur ſo neben dem armſelig diſtinguirenden Denken geduldet werden.

Vorträge der Art konnten mich freilich nicht für die Metaphyſik gewinnen; ich hörte indeſſen die Vorleſung mit Aufmerkſamkeit zu Ende, repetirte ſie mit den Studirenden, die ſich an mich angeſchloſſen hatten, und erwartete, was aus allen dieſen Betrachtungen herauskommen ſollte, freilich ohne lebendige Theilnahme, aber mit einer gewiſſen Neugierde. Dieſe Art, wie mir eine Sorte Speculation entgegentrat, wirkte nun zurückſtoßend auf mehrere Jahre, und ich fand meine Abneigung durch die damalige herrſchende Stimmung vollkommen unterſtützt.

Als ein Beispiel von der kindlichen Naivität dieſes alten Mannes glaube ich Folgendes erzählen zu müſſen. Bei ſeinen Examinatorien zog ich ſeine Aufmerkſamkeit auf mich; er unterhielt ſich gern und lange mit mir, und da er, wenn er irgend einen Satz ſeiner Meinung nach in klarem, logiſchem Zuſammenhange auseinandergeſetzt hatte, gewöhnlich mit einem frohen Geſicht lächelte, als hoffte er, ſeine Zuhörer ſollten durch das gewonnene Reſultat überraſcht werden, da er von dem, was er vortrug, ſelbſt ſo innig überzeugt zu ſein ſchien, ſo wagte ich es nie ihm zu widerſprechen. Er ließ ſich gern und lange mit mir ein, und bot ſich an, mir Bücher aus ſeiner Bibliothek zu leihen. So erinnere ich mich, durch ihn Adelung's Geſchichte der menſchlichen Narrheit erhalten zu haben; ich las flüchtig ein paar Theile durch, und war überzeugt, daß die tiefſinnigen Männer, die dort verunglimpft wurden, ſämmtlich Narren wären. Riisbrigh theilte Adelung's Meinung. In ſeiner Philoſophie war freilich nur ein **Caput mortuum** einer erſtorbenen Speculation zu finden, und obgleich metaphyſiſche Gegenſtände abgehandelt wurden, ſo geſchah dieſes doch nur auf eine ſo dürre und formell logiſche

Weiſe, daß jede Gefahr einer lebendig ergreifenden Speculation durchaus vermieden war. Von mir hatte er große Hoffnung. Er ermunterte mich zu ſtudiren, „als ſollte ich Profeſſor werden," beſonders aber rühmte er mein Gedächtniß. In ſeiner Pſychologie, in welcher die verſchiedenen Seelenvermögen claſſificirt und definirt wurden, hatte er geäußert: „Das Gedächtniß iſt ein Seelenvermögen, welches gewöhnlich auf Unkoſten der übrigen ausgebildet wird." Als ich ihm nun einſt ein geliehenes Buch zurückbrachte, mochte er ſich erinnern, daß er mich meines Gedächtniſſes wegen gelobt hatte, und glauben, daß jene Stelle ſeines Vortrages mich beunruhigen könnte. Er ſagte daher, mich tröſtend: „Mr. Steffens (die alten Herrn nannten die Studenten, bis ſie die beiden Präliminarprüfungen überſtanden hatten, Monſieur), Sie haben ein gutes Gedächtniß, aber deswegen dürfen ſie nicht glauben, daß Sie dumm ſind." Ich verſicherte ihn, daß unter allen möglichen Sorgen dieſe mich am allerwenigſten quäle.

Ein gewiſſer Profeſſor Gamborg trug die praktiſche Philoſophie vor. Es war ein lockeres Raiſonnement nach der Art der Federſchen Ideenaſſociations-

Lehre, Theile des Naturrechts, der Sittenlehre, die so leicht behandelt, ein gewisses Interesse hatten. Ich lernte Hugo Grotius und Hobbes durch ihn kennen. Manches, was er vortrug und worüber er entschieden zu haben glaubte, wurde mir eine Aufgabe zum ferneren Nachdenken. So erinnere ich mich, daß ich mich lange herumquälte, um die eigentliche Bedeutung der Ehe zu ermitteln, die der Lehrer in einer gesetzmäßigen Befriedigung des Geschlechtstriebes, verbunden mit einer wechselseitigen Aushülfe in allen Lebensverhältnissen und in der Erziehung der Kinder, gefunden zu haben glaubte. Dieses Compositum von Trieb und moralischer Verpflichtung wollte mich durchaus nicht ansprechen, und doch wußte ich mir schlechterdings nicht zu helfen. Eben so ward mir der Selbstmord, der ihm, vielleicht durch Werther's Leiden veranlaßt, eine Krankheit und kein Verbrechen zu sein schien, ein Gegenstand eines fast gefährlichen Nachdenkens. Es giebt eine Zeit in der Jugend, in welcher dicht neben der größten Zuversicht des Lebens der tödtendste Zweifel liegt. Bei mir hatte freilich die Zuversicht ein entschiedenes Uebergewicht, und die finsteren Gedanken traten nur wie fliegende Wolken an einem

hellen Tage hervor. Ich bin dem Professor Gamborg niemals nahe getreten. Er schien still, einsam und verschlossen zu leben, und sprach in seinen Vorträgen mehr in sich hinein als aus sich heraus.

Unter den Lehrern war aber vorzüglich einer, welcher mich sehr anzog, es war der Professor Kratzenstein, ein alter Deutscher. Dieser Mann, obwohl im hohen Alter, behandelte seine Vorträge und seine Zuhörer mit großer Leichtigkeit. Nach Art alter Professoren auf deutschen Universitäten, suchte er seine Vorlesungen durch allerlei Späße zu beleben. Obgleich diese mich nun auch ergötzten, so war mir doch der Mann selbst in vieler Rücksicht interessant. Die Leser werden sich erinnern, daß ich schon in Roeskilde in meinen Knabenjahren mich eifrig mit Krüger's Naturlehre beschäftigt hatte, und daß ich besonders ergriffen war von der Geschichte der elektrischen Entdeckungen, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schnell auf einander folgten. In der That hat diese Geschichte, wie man sie bei Priestley liest, ein großes Interesse. Die Steigerung der Entdeckungen von der ersten Maschine an, durch die Batterien bis zu dem Blitzableiter, die schnell auf einander folgten, hatte einen

bis jetzt unbekannten Naturgeist herauf beschworen. Was erwartete man nicht von ihm? Man erinnere sich nur der Kräuter, die man in den Cylinder der Electrisirmaschine hineinthat und ihnen durch Electricität ätherische und wunderbar heilende Kräfte mittheilen zu können glaubte. Aber mit dieser Hoffnung war auch eine Furcht verbunden. Die Nachricht von dem ersten Schlage durch eine Batterie durch Musschenbroek, Nollet und Winkler sprechen diese Furcht unbefangen aus. Der letztgenannte Leipziger Professor ward durch den Schlag vom Fieber ergriffen, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, und hätte seine Frau nicht mehr Muth gehabt als er, wer weiß, ob man nicht von fernerem Experimentiren mit einem so gefährlichen Geiste wenigstens auf einige Zeit abgeschreckt worden wäre, und doch trat nach diesem Franklin so kühn hervor. Die Versuche, durch den electrischen Drachen den Blitz herabzuleiten, wurden immer dreister. Das Experiment von de Romas, der es erlebte, daß ein Blitz wirklich seinen Drachen traf und längs der Schnur wenige Fuß vor dem kühnen Experimentator einschlug, diente noch nicht hinlänglich zur Warnung; man spielte kühn mit der

Zuleitung der Electrizität aus der Atmosphäre, selbst bei drohendem Gewitter. Professor Richmann in Petersburg ward endlich das Opfer dieser Versuche. Er war mit einem Electroskop, welches an der Zuleitung befestigt war, während eines heranziehenden Gewitters beschäftigt; der Blitz erschlug ihn, und Kratzenstein war sein Nachfolger. Dadurch war er mir in der That wichtig geworden. Was ich früher innerlich erlebt hatte, war mir durch ihn näher gerückt. Ihm selbst schien dieses Ereigniß, welches auf sein Leben einen so großen Einfluß hatte, bedeutend genug, um es in seiner Vorlesung mit großer Ausführlichkeit darzustellen. Es waren wohl einige zwanzig Jahr verflossen, seit er von Petersburg nach Kopenhagen berufen worden, aber das Dänische hatte er doch nur sehr unvollkommen gelernt. Sein Vortrag erhielt durch das Gemisch beider Sprachen etwas Pikantes, seine muntere Laune, die etwas oberflächliche Leichtigkeit seiner Vorlesungen und die Experimente zogen an, und da ich schon durch den seltsamen früher erwähnten C. gelernt hatte, mit Luftpumpe und Electrisirmaschine umzugehen, so ward ich sein Gehülfe; er nannte mich seinen electrischen Drachen, und ich

mußte es mir gefallen lassen, daß er mir zum Ergötzen der Zuhörer, auf dem Isolirschemmel stehend, nicht selten die heftigsten Schläge ertheilte. Hier sah ich nun zuerst in einer gewissen Ordnung eine Reihe physicalischer Experimente, die bis jetzt nur auf eine unvollkommene Weise Gegenstand der Phantasie gewesen waren. Besonders lernte ich die Lehre von der Electricität, wie sie sich etwa bis in die achtziger Jahre ausgebildet hatte, näher kennen.

Aber ich sollte auf eine andere Weise in dieser Zeit angeregt werden. Snedorf, ein junger Mann, wohl kaum 30 Jahr alt, war **Professor extraordinarius** der Geschichte geworden und trug die dänische Geschichte vor. Es war ein schöner, milder, bescheidener und höchst liebenswürdiger junger Mann. Nicht leicht hat ein Lehrer so schnell meine Zuneigung gewonnen. Die dänische Geschichte hatte mich besonders als Knabe in Roeskilde beschäftigt, ich hatte die ausführliche, obgleich äußerst trockene Schrift von Christiani und Gebhardi gelesen, sie wurde aber durch die Umgebung belebt. Jetzt gewann diese Neigung ganz ihre frühere Gewalt. Durch ihn lernte ich zuerst die Quellen der dänischen und norwegischen Geschichte

kennen. Snorro Sturleſen, Saxo Grammaticus, Arild Hvitfeld, wie auch die berühmteſten neueren Geſchichtsforſcher Schoenning, Gram, Langebeck u. ſ. w. Sein Vortrag hatte durchaus etwas Lebendiges und Angenehmes. Obgleich eine ganz andere Richtung meines Studiums die Beſchäftigung mit der vaterländiſchen Geſchichte oft in Hintergrund ſtellte, ſo verdankte ich es doch ihm, daß ich fortdauernd ein lebhaftes Intereſſe für dieſes Studium behielt, daß ich es wiederholt, wenn auch nach Unterbrechung von Jahren, erneuerte, daß es noch in meinem Alter mir eine angenehme Erholung iſt. Ich gewann Snedorf unendlich lieb; die Vorleſung, die ich hörte, war, irre ich nicht, die erſte, die er hielt, es war leider auch die letzte. Er erhielt ein Reiſeſtipendium. Die Briefe von ſeiner Reiſe, die in einer Zeitſchrift gedruckt erſchienen, wurden mit aller Theilnahme eines liebenden Gemüths geleſen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erſtaunen er Reinholds Vorleſungen in Jena beiwohnte, die alle Grundſätze einer dürftigen Metaphyſik umzuſtürzen drohten. Er ging von Deutſchland nach England, hier ſtürzte er von der Outſide eines Coach's herunter und ſtarb. Der Name Snedorf

war mir ſchon von meiner Kindheit an bekannt. Einer der berühmteſten däniſchen Proſaiſten führte dieſen Namen. Er war Profeſſor in Soro und ich hatte Manches von ihm ſchon als Knabe geleſen. Ich erinnere mich nicht mit Beſtimmtheit, ob es der Vater meines freundlichen Lehrers war oder nicht, doch glaube ich es.

So brachte ich nun den erſten Winter meiner akademiſchen Studien in großer Anſtrengung zu. Manches erfuhr ich von dem Leben auf der Univerſität, Manches von frühen Ereigniſſen, die jetzt nicht mehr ſtattfanden, aber theilweiſe in ihrer Rohheit etwas Charakteriſtiſches hatten. Ein Zuſammenleben der Studirenden fand eigentlich gar nicht ſtatt; vorübergehende Berührungen durch die Vorleſungen führten ſelten zu einer genauen Bekanntſchaft, ein gemeinſchaftliches Intereſſe zeigte ſich nirgends; nur der Ausfall der öffentlichen Prüfung bot einen allgemeinen Vereinigungspunkt dar; aber auf keiner Univerſität war wohl ein junger Menſch, wenn er ſich in einer Prüfung auszeichnete und ſein Name in den Zeitungen öffentlich bekannt gemacht wurde, auf eine lebendigere Weiſe ein Gegenſtand allgemeiner Vereh-

rung, als hier; und doch lehrte die Erfahrung, daß dieſe hoffnungsvolle Jugend nur ſelten ſpäter etwas Bedeutendes leiſtete. Einen unter dieſen muß ich dennoch ſeines tragiſchen Schickſals wegen hier erwähnen. Er iſt leider auch hier in Berlin nur zu bekannt geworden.

N. hatte ſeinen Univerſitäts-Curſus eben mit der letzten Amtsprüfung als Juriſt beſchloſſen, als ich Student ward. Alle ſeine Prüfungen hatte er glänzend beſtanden. Es war ſeine Abſicht, ſich zum Advokaten auszubilden, und dieſe Laufbahn iſt auf jede Weiſe in Dänemark für den Wohlunterrichteten und Gewandten eine glänzende. Unter allen Studirenden, die ich kannte, ſchien mir ſein Loos das beneidenswertheſte. Die angehenden Sachwalter fangen ihre Laufbahn gewöhnlich bei dem Kopenhagener Hof- und Stadtgericht an. Auch hier erwarb er ſich als Sachführer den größten Ruf. Keiner hatte dieſe vorläufige Stellung ſchneller durchſchritten als er. Er ward Advokat bei dem höchſten Gericht, ein Amt, welches ſchnell zum Wohlſtande, ja zum Reichthume führt, anſehnlich und unabhängig wie Keines.

Ich verlor N. aus dem Geſicht. Ich weiß nicht, in wiefern er ſpäter die großen Hoffnungen recht-

fertigte, mit welchen er anfänglich auftrat. Doch muß er als Advokat bei dem höchsten Gericht ein bedeutendes Vertrauen sich erworben haben. Ein Engländer hatte in Kopenhagen einen Prozeß und wählte ihn zum Advokaten; er war in Begleitung einer Geliebten von großer Schönheit dahin gereist und hielt sich eine Zeit lang dort auf. Nach einiger Zeit war er genöthigt, nach England zurückzukehren, vertraute seinem Advokaten eine große Summe und die Beschützung seiner Geliebten an. Gleich nach seiner Abreise verließ N. seine eigene Frau und Kinder und verschwand plötzlich mit jener Frau und mit der ihm anvertrauten Summe. Es vergingen einige Jahre, da erschien er als ein Baron N. in Berlin, und hier ward er als ein Verbrecher schauderhafter Art bekannt. Man beschuldigte ihn, einen Mann vergiftet zu haben, und der Verdacht, daß er ähnliche Verbrechen schon früher begangen hatte, erhob sich zugleich; er trat, bis dieser Verdacht sich aussprach, als ein gebildeter Mann hervor, der sich für mehrere wissenschaftliche Beschäftigungen lebhaft interessirte; aber der Eifer, mit welchem er Klaproth's Vorlesungen besuchte und überhaupt sich mit der Chemie beschäftigte, machte

es nicht unwahrscheinlich, daß er zu den furchtbaren Menschen gehörte, die, nachdem sie ein Mal sich zu jener schauderhaften That der Vergiftung verleiten lassen, in dem Bewußtsein, durch geheime Mittel über das Leben der Menschen gebieten zu können, einen entsetzlichen Reiz finden. Einer der ansehnlichsten Beamten des preußischen Staats, dem in seiner frühern Stellung als Assessor bei dem Kammergerichte die Leitung der Untersuchung gegen ihn mit anvertraut war, erzählte mir einst von diesem Verbrecher, der mich durch meine frühere jugendliche Erinnerung auf eine höchst schmerzhafte, ja innerlich schauervolle Weise interessirte, Folgendes: Er saß schon während der Untersuchung lange in einem finstern Gefängniß in der Hausvogtei. Es war Frühling, man gönnte es dem lange eingesperrten Gefangenen, an einem schönen Tage in dem Hofe des Gefängnisses frische Luft zu schöpfen. Dort stand ein Birnbaum mit Blüten bedeckt, der Anblick überraschte und erschütterte den Gefangenen, er stürzte auf den Baum zu, umarmte den Stamm und badete sich in Thränen. Das tiefe Gefühl für die Natur, das mit der höheren Bildung verknüpft zu sein pflegt, war also in diesem Verbrecher

nicht erloſchen. Wie konnte es ſich erhalten neben ſo ſchauderhafter Geſinnung? Mir iſt es ein furchtbar dunkles Räthſel der menſchlichen Natur. Iſt das tiefe Naturgefühl doch ſonſt mit dem Edleren und Beſſeren in dem Menſchen verbündet, bewahrt es doch ſonſt den Keim der tiefſten heiligſten Liebe auch da, wo er zu erlöſchen droht. — Es mochte eine ähnliche Anſicht ſein, eine Hoffnung, daß in dieſem bewegten Moment ſeines Daſeins eine tiefe Reue ihn ergriffen habe, die den Richter bewog, unmittelbar ein Verhör darauf folgen zu laſſen. Er ward von dem Baum weggeführt und ſeinen Inquiſitoren gegenüber geſtellt. In dieſem Augenblick war er wie verwandelt. Die Hoffnung, als man die Veränderung ſah, ein Selbſtgeſtändniß aus ihm herauszulocken, verſchwand wieder. Er hatte einſam in ſeinem Gefängniß eine zuſammenhangende Geſchichte erſonnen, die alle, auch die kleinſten Ereigniſſe während der unglücklichen Tage ſeines Verbrechens mit der größten Ausführlichkeit und Genauigkeit umfaßte, eine jede frühere Ausſage in den Verhören war ihm völlig gegenwärtig, er verwickelte ſich ſelten in irgend einen Widerſpruch; bei einer jeden verfänglichen Frage berief

er sich mit großer Sicherheit auf eine frühere Aussage, und auch jetzt war, als er eben innerlich erschüttert seinen Richtern gegenüber stand, diese tiefe Bewegung des Gemüths plötzlich verschwunden und die ganze kalte Besonnenheit zurückgekehrt.

Das Bild dieses gräßlichen Menschen, der furchtbare Widerspruch seines ganzen Daseins hat mich oft in dunklen Stunden auf eine quälende Weise wie ein Gespenst verfolgt, und dann drängte sich mir die demüthigende Bemerkung auf, wie beschränkt und unvollkommen der beste, reinste, eifrigste Wille nicht bloß einzelner vorzüglicher Menschen, sondern des ganzen gebildeten menschlichen Geschlechtes ist, da, wo es die wichtigsten Fragen gilt. Die cultivirtesten Völker haben, um Verbrecher für überführt zu erklären, entgegengesetzte Wege gewählt. Einige fordern zum Richten des Verbrechers, wie wir, das eigene Geständniß, andere halten dieses nicht allein für überflüssig, wo die Indicien eine hinlängliche Gewißheit geben, sondern auch die Forderung selbst für eine unnatürliche. Daß ein höheres sittliches Motiv die ersteren leite, kann nicht geleugnet werden. Selbst in religiöser Rücksicht muß man die Forderung des Selbst-

geſtändniſſes billigen; wo es gelingt, aus der tiefen Reue dieſes hervorzurufen, vermag es nicht ſelten uns, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, mit dem Verbrecher zu verſöhnen. Er erſcheint uns als ein frei gewordener Sclave; mit dem offenen Geſtändniſſe des Verbrechens wird er ſein eigener Richter, ſpricht ſich ſelber das Urtheil, und wir mögen in ihm etwas Höheres entdecken, was ſich über die Unthat erhebt, ſich von dieſer befreit und, durch die freiwillige Unterwerfung unter die Todesſtrafe, gereinigt erſcheint. Wo das eigene Geſtändniß nicht gefordert wird, da wird der Menſch aus einem niederen Geſichtspunkt betrachtet, es wird jene höhere Richtung deſſelben abgeleugnet, er bleibt ein Knecht ſeiner That, und bis zu dem letzten entſcheidenden Moment ſeines Todes iſt es nur die äußere zwingende Gewalt des Geſetzes, die ihn trifft. — Und dennoch wie viele Vortheile hat der gebildete Verbrecher, ja ſelbſt ein jeder mit entſchiedener und dadurch ſtarker und klarer bösartiger Geſinnung, vor dem ungebildeten und rohen oft beſſern voraus, da wo das Selbſtgeſtändniß gefordert wird. Jener iſt oft der grauenhaftere, innerlich bösartigere, denn die vielfach ausgebildete Energie ſeines Geiſtes

theilt der Unthat ein klareres Bewußtsein mit; einmal entschlossen, das Selbstgeständniß nicht abzulehnen, weiß er tausend Wege, die größte äußere Wahrscheinlichkeit, wenn sie gegen ihn spricht, durch eine ganz entgegengesetzte schwankend zu machen. An geistig combinirende Anstrengung gewöhnt, bildet er eine alle Ereignisse umfassende Hypothese mit immer größerer Klarheit aus, sie schwebt ihm in jedem Augenblick in ihrem ganzen Umfange vor, und der unglückliche Scharfsinn, mit dem tiefen Instinkt der Selbsterhaltung verbunden, erhält eine Schärfe, deren Maaß derjenige kaum begreift, der nicht in einer ähnlichen unglücklichen Lage war. Ich gebe unbedenklich der bei uns herrschenden Sitte den Vorzug, obgleich sie eben den grauenhaftesten Verbrecher zuweilen unterstützt und den gegen ihn aufgehobenen Arm der Gerechtigkeit lähmt.

Gegen N. konnte die Todesstrafe nicht ausgesprochen werden; wegen der Untersuchung verweisen wir auf Hitzigs lehrreiche Darstellung. Er saß seine Zeit ab in Stettin. Ich habe seitdem nichts von ihm erfahren.

Auf der Universität wurden wir junge Studirende auch durch Erzählungen mancherlei Art aus früheren Zeiten angezogen. Es fiel mir auf, daß eben die Naturwissenschaften, die mich am meisten interessirten, auf der Universität so mangelhaft repräsentirt waren. Um Anatomie und Chemie zu lernen, mußte der Studirende seine Zuflucht zur chirurgischen Akademie nehmen, den Unterricht in der Zoologie und Mineralogie besorgte damals, wie wir wissen, eine Privatgesellschaft. Selbst die Direction des botanischen Gartens und die Vorträge über Botanik waren einem Professor der Veterinärschule anvertraut. Da erfuhr ich denn, wie frühzeitig dieser Verfall der Naturwissenschaften auf der Universität stattgefunden hatte. Man erzählte, wie ein ganz unwissender Mensch, ein gewisser Ascanius, die Professur der Zoologie erhalten hatte. Dieser Mensch hat einen ganz eigenen Weg gewählt, um sein Ziel zu erreichen. Friedrich V., sagte man, hegte für eine Dame, die im Schlosse wohnte, eine geheime Neigung. Er bemühte sich, das

Geheimniß zu bewahren, obgleich es allen Hofbeamten bekannt war. Wenn er sich des Abends spät zu seiner Geliebten durch einen Gang des Schlosses begab, hielten alle Bewohner desselben sich entfernt, es war gefährlich, ihm zu begegnen. Darauf gründete nun Herr Ascanius seine Hoffnung. Er hatte unter den Hofbeamten Freunde und erfuhr leicht, wann er den König in dem Gange treffen konnte. Es gelang ihm. Der König, der sich unbemerkt glaubte, schlich sich leise durch den Gang und entdeckte den armseligen Zoologen; er ging erbittert auf ihn zu, fragte, was er hier wolle, und gab ihm ein paar mächtige Ohrfeigen. Dies war es, was er wünschte. Friedrich V. war von durchaus milder Gesinnung und höchst gutmüthig. Ascanius stellte sich verzweifelt, er wußte durch Freunde, die den König umgaben, seine Begegnung mit diesem als völlig unschuldig und durchaus zufällig darzustellen. Die Ungnade seines Königs warf ihn aufs Krankenlager, man fürchtete, versicherten seine Freunde, eine verzweifelte That. Der gute König ward höchst unruhig; er versicherte, nichts gegen ihn zu haben, ja fragte, wie er ihn trösten und ermuntern könnte. Da schlug man die

Ertheilung der erledigten Professur in der Zoologie vor. Er habe sich, versicherte man, mit dieser Wissenschaft beschäftigt. Der König freute sich, eine übereilte That, die er bereute, wieder gut machen zu können, und jener erhielt die Professur; aber seine Unfähigkeit war zu augenscheinlich. Nach wenigen Jahren ward er mit Pension nach Bergen in Norwegen, seinem Geburtsort, geschickt. Sein Nachfolger Brünnich, der auch die Mineralogie vortrug, war nicht viel besser; er ward zum Berghauptmann bei dem reichen Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen befördert, dessen Ruin mit seiner Verwaltung anfing, bis es sich in unsern Tagen erst durch die unerwartete Entdeckung reicher Silbergänge auf eine so überraschende Weise gehoben hat. Seit seinem Abgange von der Universität bis zu meiner Zeit war die Professur der Naturgeschichte gar nicht besetzt.

Eben so erfuhr ich, wie man den deutschen Botaniker Oeder empfing. Man war erbittert über die Berufung eines Fremden, und man hatte nicht Unrecht, sich zu beklagen. Ein junger Botaniker Rottböll zeichnete sich durch seine botanischen Kenntnisse aus, und hat sich später einen bedeutenden Ruf erworben.

In dem kleinen Lande war für einen jungen Mann, der sich einer so speziellen Wissenschaft mit Eifer widmete, nur die eine Aussicht, die ihm durch Oeder's Anstellung genommen wurde. Man wollte sich rächen. Oeder hatte die Verpflichtung, öffentlich zu disputiren; Rottböll trat gegen ihn auf. Man wußte Viel zu erzählen von des Deutschen Ungeschick in der lateinischen Sprache und wie er sich selbst in seiner Wissenschaft compromittirte. Rottböll habe, sagte man, seinen ausländischen Gegner durchaus vernichtet. Oeder starb, nachdem er die ersten Bände der **Flora Danica** besorgt hatte; seine Verdienste wurden jetzt willig anerkannt, Rottböll ward sein Nachfolger, abe rauch er war gestorben, als ich die Universität bezog.

Die Reminiscenzen von der früheren Geschichte bezogen sich aber nicht allein auf die Lehrer. Ein paar solcher Geschichten, die das Treiben auf der Universität vorzugsweise charakterisiren, glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

Ich habe zwar oben gesagt, daß ein Zusammenleben auf den Universitäten, wie in Deutschland, in Kopenhagen nicht stattfand, aber dennoch gab es engere Verbindungen, die sich regten, wenn sie glaubten, daß ein gemeinschaftliches Interesse verletzt wäre. Die Mitglieder der früher erwähnten reich ausgestatteten Collegien waren auf eine solche Weise verbunden. Ein entfernter Verwandter Cr. zeichnete sich auf der Universität durch seine Unwissenheit und fast an Blödsinn grenzende geistige Beschränktheit aus. Wahrscheinlich durch den Einfluß meines Onkels Bang, der sich für verpflichtet hielt, für alle Glieder seiner ausgedehnten Familie Sorge zu tragen, erhielt dieser arme Mensch eine Stelle in dem ansehnlichsten dieser Collegien, und man rächte sich an dem einfältigen Menschen auf eine auffallende, ja fast grausame Weise, die freilich seine fast unglaubliche Unwissenheit und grenzenlose Geistesschwäche nur zu entschieden bewies.

Eine Uebersetzung von Werther's Leiden ward angekündigt. Es war während der Vormundschaft der verwitweten Königin, und sie ward verboten. Nun ward viel über diese Schrift und über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Verbots hin und

her gesprochen. Bei dieser Gelegenheit hörte nun der arme einfältige Mensch, daß ein Sohn von Jerusalem, dem bekannten Schriftsteller, die Veranlassung zu diesem Gedicht gegeben hatte. Man versicherte, daß er Professor in Kopenhagen gewesen wäre, wo die Witwe noch lebe. Auch stellte man die unglückliche Geschichte des Selbstmordes ihm dar, als hätte sie so eben stattgefunden. Als Er., obgleich er theologischer Candidat war, alles glaubte, ging man noch weiter. Der Professor Jerusalem wäre, versicherte man, aus Gram über den Selbstmord des Sohnes gestorben. Es wäre anständig, ein lateinisches Trauergedicht zu verfertigen und der Witwe zu übergeben. Man verfertigte daher in seinem Namen ein solches Gedicht voll von Sprachschnitzern, ließ es drucken und setzte seinen Namen darunter. Mein Liebling unter den Professoren, Snedorf, damals Candidat, stellte, da er eine zarte Gestalt besaß, die Witwe vor. Er empfing die Repräsentanten der Mitglieder des Collegiums als Witwe, in Trauer gekleidet, blaß und in Thränen gebadet. Er. mußte das lateinische Gedicht überliefern und als Wortführer die tiefe Theilnahme der Studirenden aussprechen. Snedorf soll bei dieser Gelegenheit seine Rolle

musterhaft ausgeführt haben; aber man ging noch weiter. Das Gedicht ward unter Professoren und Studenten vertheilt. Es war gebräuchlich, daß die armen Studenten, die das größte Collegium (die Regenz) bewohnten, Gestorbene aus den höheren Klassen zu Grabe trugen. Dieses demüthigende Vorrecht bildete einen Theil ihrer Einnahme. Man stellte dem Er. vor, daß es billig wäre, daß ein so berühmter Mann wie der Professor Jerusalem nicht durch arme Studenten, sondern durch Candidaten, durch die Mitglieder des ansehnlichen Collegiums zu Grabe getragen würde. Dazu wäre aber die Erlaubniß des Probstes der Regenz nothwendig. Die Deputation begab sich also nach seiner Wohnung in der Regenz. Als sie vor seiner Thüre standen, stießen seine Begleiter den armen Er. herein, schlossen hinter ihm zu und er stand allein dem Professor gegenüber. Zwar war er etwas aus der Fassung gebracht, als er sich von seinen Begleitern verlassen sah, aber dennoch trug er zum Erstaunen des Professors die Bitte vor, und erfuhr nun durch diesen, auf welche Weise man ihn zum Gegenstand eines schimpflichen Spiels gemacht hatte. — Diese Geschichte verbreitete sich über die ganze Stadt.

Solche und einige ähnliche Geſchichten wurden erzählt und erregten unter uns Jüngeren eine um ſo größere Theilnahme, je ſeltener ſie waren. Am meiſten aber intereſſirte uns ein lebhafter, ja oft gefährlicher Kampf, der freilich jetzt aufgehört, aber noch wenige Jahre früher ſtattgefunden hatte. Das norwegiſche Volk hatte anhaltend gewünſcht, in ſeinem eigenen Lande eine Univerſität zu beſitzen. Die große Beſchwerde für arme Eltern, ihre Söhne nach dem fernen Kopenhagen ſchicken zu müſſen, ward allgemein tief gefühlt. Die Abhängigkeit von der däniſchen Hauptſtadt, in welche ſie dadurch geriethen, erbitterte ſie. Die Politik der däniſchen Regierung erforderte aber eine möglichſt große Verſchmelzung beider Völker. Viele ſtudirende Norweger wurden in däniſchen Familien bekannt, heiratheten die Töchter und wurden in den Provinzen angeſtellt. Es war um ſo leichter, däniſche Beamte nach Norwegen zu ſenden. Auch durfte man hoffen, durch den Aufenthalt in Kopenhagen die ſtarren Norweger für die Abſichten der etwas einſeitigen und von den Verhältniſſen nicht immer wohl unterrichteten däniſchen Regierung gefügiger zu machen. Hatte doch früher Chriſtian VI.

ſogar die Abſicht, allmälig einen echt norwegiſchen einheimiſchen Adel zu begründen. Alle adlige Grundbeſitzer in dieſem Lande waren bis dahin eingewanderte Dänen. Es fanden ſich aber im Lande ſelbſt die Elemente eines echt nationalen Adels vor. Bauernfamilien, zum Theil wohlhabend, in Gulbrandsdalen, Walders und andern fruchtbaren Thälern des Landes, ſtammen von den alten Jarlen ab und wiſſen es. Sie heiratheten, damals wenigſtens, noch unter einander und waren ſich ihrer mächtigen Abkunft wohl bewußt. Die Söhne ſolcher Bauern wurden nach Kopenhagen berufen, in die Landcadetten-Akademie verſetzt, um da ausgebildet zu werden. Man wollte ſie für die Armee als Offiziere gewinnen, ja wohl ſelbſt für den Hof als Pagen. Aber es waren große vierſchrötige Menſchen, ſtark, halsſtarrig, muthig, unter harten Verhältniſſen in großer Freiheit erzogen, und ſie mit der Subordination vertraut zu machen, war unmöglich. Damals wurden nach alter Sitte noch auf der Landcadetten-Akademie körperliche Strafen angewandt, und da geſchah es denn einige Male, daß die rauhen Schüler ſich gegen ihre militäriſchen Lehrer zur Wehre ſetzten. Man hatte nun zu wählen, ob

man ſie todtſchießen oder wieder zurückſchicken wollte. Der König erkannte ſeinen Irrthum, wählte, menſchlich geſinnt, den milderen Weg, und der Verſuch war durchaus mißlungen.

Die Norweger fühlten mit innerem Widerſtreben fortdauernd ihre Abhängigkeit von Dänemark. Als man ihnen eine Kopfſteuer auflegen wollte, artete jenes in einigen Gegenden in einen wirklichen Aufſtand gegen die königlichen Beamten aus, der zwar unterdrückt wurde, aber dieſelbe fortdauernde Oppoſition war allgemein und äußerte ſich auf mancherlei Weiſe. Auf der Univerſität zeigte ſie ſich durch eine Trennung und Parteiung zwiſchen däniſchen und norwegiſchen Studenten.

In roheren Zeiten ward dadurch ein Kampf veranlaßt, der gleich zwiſchen den ankommenden Studirenden ſtattfand. Es waren keine Duelle, wie auf deutſchen Univerſitäten zwiſchen Landsmannſchaften und ſonſtigen Verbindungen, es waren gewaltige nordiſche Fauſtkämpfe; die körperliche Kraft ward als etwas Ehrenhaftes betrachtet, ſie ſollte den Kampf leiten und Sieg oder Niederlage hervorrufen. Ohne allen Zweifel waren die Norweger urſprünglich die Heraus-

forderer. Die Inſelbewohner wagten ſelten den Kampf, die ſtämmigen tüchtigen Jütländer ſtellten ſich aber den Norwegern gegenüber. Dieſer echt nordiſche Fauſtkampf fand auf der ziemlich hohen Treppe ſtatt, die von dem Hofe des Univerſitätsgebäudes zum Prüfungsſaale führt. Die Treppe war offen nach beiden Seiten und die Stufen führten zu dem Vorſprung vor der Thür. Dieſe Treppe ſiegreich zu erobern und dadurch bis zum nächſten Kampf eine Herrſchaft zu behaupten, war die Abſicht. Eine jede Partei beſtieg von ihrer Seite die Stufen und ſie trafen ſich vor der Thür. Die in entgegengeſetzter Richtung ſtreitenden Maſſen drängten ſich gegen einander, hin und her wogte der Kampf oft unentſchieden; die Vorkämpfer, die ſich unmittelbar auf der gemeinſchaftlichen Höhe trafen, waren jederzeit die Vorzüglichſten. Gelang es der einen Partei, die vorderen Gegner bis auf die Stufen zurückzudrängen, ſo war der Sieg entſchieden; denn von oben herab wirkte nun die Kraft unwiderſtehlich. Aber ſo ruhig und gefahrlos endete der Kampf nie. Die Vorkämpfer rangen heftig mit einander, erhitzten, erbitterten ſich immer mehr, ſie ſuchten ſich über das Geländer zu ſtürzen; es geſchah wohl, daß beide zu-

gleich herabstürzten. Es fanden Verrenkungen, Quetschungen, gefährliche, ja wie erzählt wird, einige Mal tödtliche Verwundungen statt. In älteren Zeiten sollen diese Kämpfe roh, grausam und barbarisch gewesen sein, die mildere Sitte machte sie gefahrloser, aber selbst nachdem sie (wohl auch durch strengere Maßregeln der Polizei) verdrängt waren, lebten sie noch in der Erinnerung fort. Ich, der ich mich gern einen Norweger nannte, habe wohl die meisten Erzählungen der Art von Norwegern gehört, und so mag es geschehen sein, daß in meiner Erinnerung diese fast immer als Sieger erscheinen, was kaum der Fall war, denn die Jütländer bilden einen tüchtigen Menschenschlag. Obgleich ich nun stolz war auf meine Geburt in Norwegen, so kam ich doch erst viel später in eine engere Verbindung mit meinen Landsleuten.

Landleben, Krankheit.

Ich berühre nur kurz einen Zeitraum von anderthalb Jahren. Als das erste angestrengte halbe Jahr verflossen war, überließ ich mich ganz meiner Neigung.

Ich hatte zwar noch die philologiſche Hälfte der Prüfung zu überſtehen, aber dieſe beſchäftigte mich wenig. Mit heißer Begierde nahm ich die Studien wieder auf, die ich in der letzten Schulzeit getrieben hatte. Ich beſuchte die Vorträge über Anatomie, Chemie, Naturgeſchichte; zur Erholung diente mir das Studium der vaterländiſchen Geſchichte. Nur kurze Zeit kränkte es mich, in der zweiten Hälfte der Prüfung durch die Schwäche im Griechiſchen die öffentliche Auszeichnung zu verlieren, welche ich durch alle übrigen Theile der Prüfung mir erworben hatte.

Der Nothwendigkeit, mich auch gegen Bang über meine zukünftigen Studien entſchieden zu erklären, entging ich noch, aber leider auf eine für mich ſehr unangenehme Weiſe. Meinem Vater ward der Aufenthalt in Kopenhagen immer drückender und unangenehmer. Er glaubte, in Holſtein, ſeinem eigentlichen Vaterlande, glücklicher leben zu können, und erhielt die nachgeſuchte Anſtellung bei einem Regiment in Rendsburg. Meine Brüder waren verſorgt. Der älteſte, zum Lehrer in der Artilleriecadetten-Akademie beſtimmt, ſchon ſeit zwei Jahren Offizier, bedurfte keiner väterlichen Unterſtützung, der zweite ward, gleich

nachdem er seine erste Prüfung überstanden hatte, und ohne in seinem Fach die geringste Kenntniß zu besitzen, in seinem sechzehnten Jahre Compagniechirurgus. Eine solche Anstellung ward selbst als eine Schule betrachtet, in welcher er sich praktisch ausbilden sollte. Ich aber mußte Kopenhagen verlassen, um in Odsherred bei nahen Verwandten als Hauslehrer zweier kleiner Mädchen und eines siebenjährigen Knaben zu fungiren. Ich war achtzehn Jahr alt, und selbst in meinen späteren Jahren war ich für eine solche Beschäftigung vollkommen unfähig. Ich ward aus der Mitte meiner Studien herausgerissen, eben als sie anfangen sollten. Eine innere Unruhe quälte mich, ich konnte mich jetzt längere Zeit in Gegenden aufhalten, die früher der Gegenstand meiner Sehnsucht gewesen waren und mir mit idyllischem Reiz vorschwebten, aber ich fühlte diese Freude nur vorübergehend. Gern übergehe ich eine Zeit, in welcher mich das Bewußtsein quälte, daß sie eben so sehr für die Kinder, wie für mich verloren war. Der Verwandte war ein wissenschaftlich gebildeter und selbst als Schriftsteller bekannter Oekonom. Er besaß einige botanische Werke, und als der Sommer heran-

kam, war das Botaniſiren meine liebſte Beſchäftigung.

Einſt, als ich auf einer botaniſchen Excurſion erhitzt und ermüdet war, kehrte ich in einem Bauernhofe ein, um mir ein Glas Branntwein geben zu laſſen (eine damals in allen Ständen herrſchende Sitte). Kaum hatte ich das Glas geleert, als die Frau, die mir es gereicht hatte, herausſtürzte und händeringend verſicherte, ſie habe ſich in der Flaſche geirrt und mir Branntwein auf Arſenik gegoſſen gegeben. Man denke ſich das Gefühl eines jungen lebensluſtigen Mannes. Mir zitterten die Kniee. Milch ſchrie ich, Oel, ſtürzte beide Flüſſigkeiten abwechſelnd hinein, und die Folgen dieſer gewaltſamen Kur waren ſo entſetzlich, daß ich wie halbtodt auf einen Wagen gepackt und nach Hauſe gebracht wurde. Zwiſchen Angſt und Hoffnung brachte ich mehrere Tage zu. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß mich der Gedanke an den eigenen Tod erſchütterte. Aber das ganze Ereigniß war ſo unvorbereitet gekommen. Ich lag wie in einer Betäubung, und Bewegungen des Geiſtes, welche die Bedeutung früherer beſſerer Zeiten hervorriefen, erinnere ich mich nicht

erlebt zu haben. Aber wie groß meine Todesqual geweſen iſt, fühlte ich am ſtärkſten, als der Arzt, der aus der nächſten Stadt gerufen, ein paar Tage in der Wohnung des Verwandten blieb, und als ich mich einigermaßen erholt hatte, mir die gewiſſe Verſicherung gab, daß gar keine Spur der Arſenikvergiftung ſich zeige. War nun vielleicht äußerſt wenig oder gar kein Arſenik in der Flüſſigkeit aufgelöſt, oder hatte die gewaltſame Kur, ſo ſchnell angewandt, die Folgen vernichtet, ſo viel iſt gewiß, ich habe ſeitdem nie eine Empfindung gehabt, die mich zu dem Schluſſe berechtigte, als hätte das Gift im geringſten auf mich gewirkt. Meine Freude, als ich wieder zum Leben zurückkehrte, war grenzenlos, und bald war das ganze Ereigniß völlig vergeſſen.

Ein Zweites ſchien bedenklicher. An einem ſehr heißen Tage ſchlief ich auf dem offenen Felde ein; der Hut war mir abgefallen und die glühende Sonne brannte auf den entblößten Kopf. Wie lange ich gelegen habe, weiß ich nicht. Ein vorüberfahrender Bauer fand mich völlig bewußtlos. Ich erholte mich zwar, nachdem ich nach Hauſe gebracht war, aber ein, erſt in längeren, dann in immer kürzeren Pauſen

wiederkehrender Schwindel ſetzte mich in keine geringe Angſt. Mein Verwandter, der ohne allen Zweifel entdeckt hatte, wie wenig ich zum Hauslehrer taugte, mochte wohl die Krankheit bedauern, ergriff aber doch wahrſcheinlich die Gelegenheit, die Stelle mit einem Fähigern zu beſetzen, nicht ungern. Ich ward wieder nach Kopenhagen gebracht, um in dem Spital, welches unter Bangs Direktion ſtand, geheilt zu werden. Dieſe Krankenanſtalt, (die Charité der Kopenhagner) iſt für alle Klaſſen, ſelbſt für die höheren Stände eingerichtet. Ein eigener langer Saal war zur Aufnahme für Studirende und junge Männer aus den beſſeren Klaſſen beſtimmt. Ich war nicht lange da. Schon die Reiſe nach der Hauptſtadt ſchien wohlthätig gewirkt zu haben. Die Zufälle zeigten ſich faſt gar nicht mehr, und ich brachte die Zeit im Spital, einige kleine Anfälle von Schwindel abgerechnet, in der That als ein Geſunder zu.

Eine Erfahrung, die ich hier machte, iſt mir geblieben. Ein armer Student lag mir gerade gegenüber; es war ein Hektiker in den letzten Stadien ſeiner Krankheit; er war furchtbar abgemagert, und ſelbſt

das leiſeſte Sprechen koſtete ihm große Anſtrengung. Dennoch ſchien er keine Schmerzen zu fühlen und die Gefahr ſeines Zuſtandes ſchien er nicht zu ahnen; er war völlig überzeugt, daß er in wenigen Wochen die Krankenſtube verlaſſen werde, und nichts quälte ihn, als die Sorge für die Zukunſt. Man fordert, ſagte er, von einem Hauslehrer vorzüglich Franzöſiſch, in dieſer Sprache muß ich mich mit aller Anſtrengung vervollkommnen. Freunde, die ihn beſuchten und ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand ſehr wohl erkannten, glaubten ſich nach ſeiner Laune richten zu müſſen. Sie brachten ihm ein franzöſiſches Wörterbuch, Grammatik und Schriften in dieſer Sprache. Von Morgen bis Abend war der arme Menſch mit dieſen Studien beſchäftigt, er dachte an nichts Anderes. Ich hörte, wie er mit ungeſchickter Zunge franzöſiſche Worte murmelte. Selbſt in der Nacht klangen mir ſolche Worte aus ſeinem Bette entgegen, ob wachend oder im Schlafe, weiß ich nicht. Es war ihm unangenehm, wenn man ein Geſpräch mit ihm anfing, am unangenehmſten, wenn man ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. „Man dürfe," ſagte er dann, „ſeine Studien nicht unterbrechen." Ohne allen Zweifel

war es die Krankheit selbst, welche diesen krampfhaften Eifer erzeugte. Mir war sein Zustand schauderhaft. Alte Erinnerungen aus meiner Jugend wurden wieder wach; der seltsame Widerspruch zwischen der nahen, ernsten Zukunft und der Beschäftigung, die seine ganze Seele in Anspruch nahm, war mir entsetzlich. Ich war gesund, lebensfroh, und vor mir lag ein reiches hoffnungsvolles Dasein; meine äußerlich beschränkte Lage quälte mich durchaus nicht, dennoch konnte ich den ernsthaften unruhigen Gedanken nicht abwehren, daß auch mein Wissensdurst unvermeidlich, als Schlußpunkt, zum Tode führen müßte. Der alte Kampf zwischen Religiosität und Wissenschaft, den ich durchgekämpft zu haben glaubte, wachte wieder auf, aber der Tod eines Andern, der zwar eine schmerzhafte Theilnahme erregte, aber die Ruhe des Nachdenkens nicht störte, ward mir wichtiger als die eigene, mir drohende Todesgefahr.

Eines Tages war der Kranke besonders eifrig beschäftigt. Seine mühsame Arbeit ward immer ununterbrochener, als hätte er Eile; leise wiederholte er grammatikalische Formeln, suchte mit Hast, ja mit einer Art Angst, bald dieses, bald jenes vergessene

Wort in dem Lexikon auf. Gegen Mittag schien er erschöpft, aber ließ die Beschäftigung nicht ruhen. Ich konnte kein Auge von dem Kranken abwenden. Einen von den mediciniſchen Candidaten, der durch den Saal ging, machte ich auf ſeinen Zuſtand aufmerkſam und fragte: ob man ihm keinen Prediger ſchicken ſolle? Der Candidat betrachtete den Kranken, fühlte den Puls, und fragte ihn, wie er ſich befinde. „Sehr wohl," antwortete dieſer mit ſchwacher Stimme, „ich bin nur etwas vom Studium ermüdet, ich will etwas ſchlafen und dann aufſtehen." „Er hat noch," ſagte mir der Candidat, als er ihn verlaſſen hatte, „einige Tage zu leben, der Anblick eines Predigers würde ihn ſogleich tödten." Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Ich war, glaube ich, der Einzige, der dem Kranken einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, eine innere Angſt trieb mich nach dem Krankenlager; ich ſetzte mich an ſein Bett, ſo daß er mich nicht ſehen konnte, und beobachtete ihn fortdauernd. Er ſchien zu ſchlummern, aber unruhig, die Hände griffen nach den Büchern, er hatte nicht Kraft genug, die Blätter umzuſchlagen, der Kopf fiel auf das Kiſſen zurück, ich hörte ein kurzes Röcheln, und dann ſeinen letzten Athemzug.

Dieſer Tod, wie er hier ſtattfand, hatte für mich etwas furchtbar Ergreifendes. Eben daß er ſo ruhig, ſo leiſe, ſo ſchmerzlos heranſchlich, einem Vampyr ähnlich, den Sterbenden völlig bewußtlos traf, und auf immer hinraffte, war mir ſo ſchauderhaft. Der heftigſte Todeskampf ſchien mir, neben dieſem Hineinſchlummern in ein anderes höheres Daſein, eine Wohlthat, und von dieſem Moment an entſtand der Wunſch in mir, der ſich oft zum heißen Gebet ſteigerte, den Tod zu erkennen, wenn er naht, ihn ins Auge zu faſſen, und mit vollem Bewußtſein zu ſterben. Dieſer Gedanke, daß ſelbſt das bedeutendſte Leben ſeinen wahren Inhalt, ſeine volle Bedeutung erſt dann erhält, wenn man es freiwillig aufzugeben vermag, ließ mich jedesmal, wenn es durch eine äußere günſtige Fügung wach ward, die unmittelbare reale Wirklichkeit eines über der Erſcheinung liegenden Lebens erkennen, er erzeugte die Neigung, Sterbende in den letzten Augenblicken zu beſuchen, den Gedanken an den Tod, wenn er mir entgegen trat, ruhig und mit vollem Bewußtſein feſtzuhalten, und dieſes Anſchließen des frohen Lebens an den Tod, war der Faden, der den Reſt der Religioſität meiner Kind-

heit, wenn er zu verſchwinden drohte, feſthielt und rettete.

Entſchluß.

Ich verließ das Hoſpital völlig wieder hergeſtellt, und habe keine Folgen des Sonnenſtichs ſpäter gefühlt. Ich war nun völlig verlaſſen und einſam. Auch mein älteſter Bruder war, ehe er die Lehrer-Stelle antrat, auf einige Zeit nach Rendsburg verſetzt. Den jüngern Bruder, den Arzt, ſah ich ſelten. Er wohnte in der Caſerne, ſeine Neigungen, ſeine Wünſche waren mir fremd, ſeine Studien und ſein Umgang trennten uns noch mehr. Ich war für den erſten Moment ganz auf die Hülfe des Onkels hingewieſen, aber hier trat nun der immer gefürchtete, jetzt unvermeidliche Moment der entſchiedenen Erklärung von meiner Seite hervor. Profeſſor Bang hatte mit voller Ueberzeugung vorausgeſetzt, daß ich Theologie ſtudiren würde. Ich hatte aber entſchieden beſchloſſen, mich nur den Naturwiſſenſchaften zu widmen. Mein Onkel war in der That zu rechtfertigen. Was man, von meiner frühſten Kindheit an, von

mir wußte, konnte die Ueberzeugung begründen, daß ich ſowohl durch Neigung als durch Talent zum Prediger geboren wäre. Die Leichtigkeit, mit der ich die Sprache behandelte, ſowohl ſchriftlich als mündlich, hatte frühzeitig die Aufmerkſamkeit der Eltern und Verwandten auf ſich gezogen. Schon in Norwegen, als wir von Trondheim aus einen verwandten Prediger beſuchten, in meinem ſechſten Jahre etwa, ſchrieb mein Vater eine kurze Predigt nieder; ich mußte ſie auswendig lernen; es ward ein Schemmel auf die Kanzel der Kirche geſetzt, und der Knabe ſagte die Predigt her. Die Eltern, die Verwandten und die Dienſtboten waren gegenwärtig, und der Zauberer Merlin, als er ſich in der Wiege aufrichtete und eine Rede hielt, konnte keine größere Aufmerkſamkeit erregen, als ich, indem ich die auswendig gelernte Predigt herſagte. So galt es für völlig ausgemacht, daß ich als Prediger Glück und Anſehen erwerben würde; auch würde in dieſem Falle unter den Brüdern meiner Mutter der Profeſſor Bang nicht der einzige geweſen ſein, der mich unterſtützte. Es war aber meine Neigung zur Naturwiſſenſchaft nicht allein, die mich ſchlechterdings davon abhielt.

Die damals herrschende Dogmatik war mir durchaus zuwider. Sie enthielt eine unverträgliche rohe Mischung von starrer Orthodoxie und plattem Rationalismus, die sich wechselseitig zerstörten. Jene ließ man stehen, ohne an sie zu glauben, diesen nahm man an, ohne ihn zu begründen. Ich war von jeher unfähig, einen äußerlich aufgetragenen wissenschaftlichen Gegenstand zu behandeln, innerlich in fortdauernder Gährung, drängten sich mir Aufgaben auf, die gelöst werden mußten. Von diesen ergriffen, war ich der größten Entsagung fähig. Die mühsamste Untersuchung, die trockenste Beschäftigung, hatte sie nur irgend eine Beziehung zu einer solchen Aufgabe, erhielt dann einen Reiz, der meinen Freunden oft unbegreiflich erschien. Sie trauten dem fortdauernd beweglichen, von jedem Gegenstande leicht aufgeregten enthusiastischen Jünglinge die Beharrlichkeit nicht zu. Oft äußerte ich mich heftig gegen die Preisschriften, sie könnten, behauptete ich in meinem einseitigen Eifer, nie einen bedeutenden Werth haben. Ich kannte keinen andern Preis, als die durch die Lösung eigener Aufgaben errungene Selbstbefriedigung. Der religiöse Glaube war nicht etwa verschwunden, er ruhte als

ein verborgener Schatz meiner Kindheit im Hintergrunde des Bewußtseins. Aber er durfte nicht hervorgehoben, nicht ein Gegenstand der Reflection werden. Jede geistige Beschäftigung bewegte sich frei und ungehemmt nach allen Richtungen, ohne die religiöse Grundlage zu berühren, und so blieb diese ungefährdet. Auch störte mich in dem Moment mannigfaltig aufgeregter Leidenschaften die Manier des mehr gut gesitteten, als sittlich guten, äußeren Betragens, welches von den Geistlichen gefordert wurde. Es lag überhaupt, bei aller Milde, ja Weichheit meiner Gesinnung, etwas Wildes, Ungebändigtes in meinem Benehmen, und neben der größten Fügsamkeit ein unüberwindlicher Trotz und unbeugsame Halsstarrigkeit. Als ich dem Onkel erklärte, daß ich mich nur der Naturwissenschaft widmen wollte, war er außer sich. „Du besitzest nichts," sagte er, „und willst den reichen, vornehmen Herrn spielen. Du mußt erst wissen, wie du Wohnung, Nahrung und Kleidung erhältst. Wie sie in der Welt fortkommen kann, weiß die arme Jugend gar nicht, das muß sie von alten, erfahrenen Leuten erst lernen." Diese sogenannte Erfahrung hörte ich nun oft nennen. Sie ward mir

von allen Verwandten und älteren Freunden aufgedrungen und war mir unter allen Dingen in der Welt das Unbegreiflichste. Die realste Wirklichkeit eines unüberwindlichen wissenschaftlichen Triebes bildete mein innerstes Dasein, und jetzt wurde mir diese Wirklichkeit selbst, durch welche alles Andere im Leben für mich Bestand erhielt, abgeleugnet. Ich sollte ursprünglich nichts sein, und erst durch die sogenannte Erfahrung in der Zukunft etwas werden. Dies wollte mir keineswegs einleuchten, ich vermochte es nicht, mich zu diesem abstracten Idealismus der Erfahrenen zu erheben. Es war, das sehe ich ein, ein Kampf um mein innerstes Dasein, den ich durchzukämpfen hatte.

Daß mein Onkel auf keine Weise auch nur einen Begriff hatte von einem solchen Rechte einer ursprünglichen Persönlichkeit, daß er durchaus nicht geneigt war, es anzuerkennen, das sah ich wohl ein. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihn durch Fleiß, Eifer und durch die Hoffnung, die ausgezeichnete Männer von mir hegten, allmälich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß mein Unternehmen nicht so thöricht wäre, als es ihm schiene. Doch diese Hoffnung

konnte nur in einer fernen Zukunft erfüllt werden, und bis dahin mußte ich leben. Meine Studien aber setzten eben ein sorgenloses Leben voraus, und ich bedurfte in der That, so jung ich war, nicht die Erfahrung meines guten Verwandten, um einzusehen, daß ich mich in einem Kreise bewegte, aus dem ich mich nicht herausfinden konnte. Auch wäre mein Schicksal ohne Zweifel sehr hart gewesen, ich würde es getheilt haben mit so vielen Jünglingen, die zu einem ähnlichen Kampfe aufgefordert, zu Grunde gehen, wenn nicht Bang, wie sehr er sich auch durch mich gekränkt fühlen mußte, wie entschieden er mich auch seine Unzufriedenheit merken ließ, sich dennoch entschlossen hätte, das Versprechen, welches er der sterbenden Schwester gegeben, zu erfüllen.

Von jetzt an gehörte ich zu seiner Familie; ich aß in seinem Hause, und selbst außerdem wurde ich vielfältig von ihm unterstützt. Seine Stiefsöhne wurden meine Freunde, und ich gehörte einem Kreise junger Männer zu, die, auch wenn sie äußerlich günstiger gestellt waren und nicht, wie ich, so ganz ins Blaue hineinstudirten, doch alle geistig bewegt, einem Höheren und Ungewöhnlicheren nachstrebten. Ich selbst

behalf mich äußerlich, wie ich konnte. Ich manudocirte die Studirenden, gab den Pharmaceuten Unterricht in den ersten Elementen der Chemie, gab Stunden, arbeitete für einige Journale, schriftstellerte sogar, machte kleine Schulden, weil mein Verhältniß zu Bang nicht unbekannt war. Oft war ich meiner Ansicht nach reich, am häufigsten hatte ich nichts, denn eine jede Summe, die ich erhielt, wurde in Büchern, in Naturalien angelegt, öfters wohl auch den geselligen Freuden geopfert; ich lebte bei dem Allen völlig sorglos und wahrhaft glücklich. Die kleinen Verlegenheiten, in die ich nicht selten gerieth, quälten mich nur vorübergehend. So verfloß die Zeit vom Herbste 1792 bis zum Frühlinge 1794 von meinem neunzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre, eine Zeit, an die ich immer, so kurz sie war, mit großer Freude zurückdenke. Sie war sehr reich, und wenn ich auch in meiner Umgebung keine bedeutende Rolle spielte, so nahm ich doch an Allem, was um mich her geschah, lebhaften Antheil. Was ich erlebte, hängt mit dem damaligen politischen Treiben in Kopenhagen eng zusammen, und es war in der That eine nicht uninteressante Zeit; und zu meinen Freun-

den gehörten Männer, die theils damals nicht ohne Bedeutung waren, theils ſpäter ſich auszeichneten. Wenn ich in der nachfolgenden Darſtellung ſelber mehr zurücktrete, ſo wird doch, was ich in dieſer Zeit erlebte, wie ich glaube, nicht ohne Intereſſe ſein.

Ich war unter meinen damaligen Freunden einer der jüngſten; die meiſten ſind geſtorben, und als Zeuge des damals Erlebten weiß ich nur zwei zu nennen unter denen, die mir am nächſten ſtanden, das ſind: Mynſter, der jetzige Biſchof von Siaelland, Profeſſor Bang's jüngſter Stiefſohn, und der Profeſſor der Botanik, Horneman. Mynſter war in dem literariſchen Kreiſe, in welchem ich lebte, noch jünger wie ich, unter allen der Jüngſte.

Literariſches Treiben.

Ich hatte eigentlich aufgehört, im ſtrengſten Sinne Student zu ſein; ich hatte kein ſogenanntes Brotfach. Zwar gab ich mir, um meine Verwandten zufrieden zu ſtellen, das Anſehen, als wollte ich Medizin ſtudiren. Ich beſuchte, was ja auch recht eigentlich zu meiner Abſicht gehörte, die anatomiſchen Vorleſungen,

ja ſogar einige praktiſche Vorträge, und wohnte ein Paar Mal chirurgiſchen Operationen bei. Aber im Ganzen betrachtete ich mich als einen Privatgelehrten. Zwar wollte ich mich einer Prüfung unterwerfen, dieſe aber hatte mit der Univerſität nichts zu thun. Die Privatgeſellſchaft zur Beförderung des Studiums der Naturgeſchichte hatte die Abſicht, jungen Naturforſchern, nachdem ſie vorher nach der in Dänemark herrſchenden Sitte, öffentlich geprüft waren, Stipendien für naturgeſchichtliche Reiſen im In- und Auslande zu ertheilen. Indem ich mich nun für dieſe Prüfung vorbereitete, folgte ich ganz meiner Neigung, und meine Studien waren nur durch dieſe beſtimmt.

Die Darſtellung des damaligen literariſchen Treibens in Kopenhagen, wird, glaube ich, am zweckmäßigſten eingeleitet, indem ich zuerſt von dem Leben der jüngeren Literaten, ihrem Verhältniß zu den älteren und unter ſich ſpreche. Ein jeder hatte zwar ſein beſonderes Studium, wie es äußere Verhältniſſe oder innere Neigung veranlaßt hatten. Hier aber iſt die Rede von dem, wodurch ſie alle unter einander verbunden

waren, und dieſes war, wie allenthalben, Politik, Poeſie und Theater (von Philoſophie war nur in einem ſehr engen Kreiſe die Rede). Mit der Darſtellung des poiitiſchen Treibens werde ich ſchließen.

In Dänemark erfreuten ſich Poeſie und Theater einer großen Theilnahme. In beiden Richtungen ergreift ſich der Däne in ſeiner Eigenthümlichkeit und fühlt es. Die innige Verbindung der ganzen däniſchen Literatur mit dem Leben in der Hauptſtadt erzeugt einen ſchnellen Beifall, ein eben ſo ſchnelles Mißfallen, plötzliche und entſcheidende Zuſtimmungen, oder Oppoſitionen. Nicht bloß größere Werke, auch kleinere Gedichte, ja ein Witz, eine geiſtreiche Aeußerung kann die ganze literariſche Welt in Bewegung ſetzen, und ſelbſt wenn dieſe lebhafte Bewegung verſchwunden iſt, haften ſolche Gedichte, ſolche Aeußerungen in der dankbaren Erinnerung und bilden, den Sprichwörtern ähnlich, gnomiſche Maſſen, die als bleibende Elemente der Bildung anzuſehen ſind. Obgleich jetzt faſt ein halbes Jahrhundert ſeit der Zeit die ich durchlebte, verſchwunden iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich eine Menge feſt gewordener Erinnerungen echt materieller Art nicht allein mit den we-

nigen Gleichzeitigen, die noch leben, ſondern auch mit der jüngern Generation theile. Haben doch noch in der neueſten Zeit einige glücklich gereimte Zeilen in einem Trauergedicht auf den verſtorbenen König eine ſo allgemeine Bewegung im ganzen Lande hervorgerufen, wie ſie in andern Ländern kaum ſtattfinden würde. Sie erinnern faſt an jene alte nordiſche Sage von dem Skiald, der durch einige Zeilen zum Lobe des allgemein geliebten mythiſchen Dänenkönigs Frode ſelbſt König und ſein Nachfolger ward.

Eine ſolche mächtige Geſtalt, die aus der nicht fernen Vergangenheit uns entgegentrat, eine in allen Richtungen echt nationale, war Holberg. Er hatte während er lebte, nicht bloß einen nationalen, ſondern auch einen europäiſchen Ruf; aber die Ausländer können ſich von ſeinem volksthümlichen Einfluſſe kaum einen Begriff machen. Nur ſeine Schauſpiele haben, wenigſtens in Deutſchland, ſich in der Erinnerung erhalten, und auch dieſe wären wahrſcheinlich ganz vergeſſen, wenn Tieck nicht das Intereſſe für ſie erweckt, wenn Oehlenſchlägers Ueberſetzung ſie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß ſeine dramatiſchen Werke in Dänemark vor-

züglich den größten Einfluß gehabt haben. In unserem Kreise waren diese uns so genau bekannt, daß es Sitte war, bei vielen Gelegenheiten Stellen aus Holberg's Schauspielen zu citiren, wie in England Shakspeare oder in Deutschland in gewissen Kreisen Göthe citirt wird. Wir konnten zuweilen Gespräche halten, in welchen Rede und Antwort eine Art Mosaik aus den Holbergschen Stücken ausmachten. Doch waren es keineswegs die Schauspiele allein, die so thätig in unser Leben hineintraten. Holberg hatte auf eine eigenthümliche Weise das ganze Leben seiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die sich zu entwickeln anfingen, aber kaum laut zu werden wagten, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgesprochen, und die einzige Vorsicht, die er anwandte, lag in seiner reichen und unerschöpflichen Laune. Das Ernsthafteste ward phantastisch scherzhaft dargestellt und oft verbarg er hinter echt komischen Auftritten, die ganz unschuldig und unbefangen erschienen, die bitterste Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er sagt, Ironie sei oder Ernst; dieses gilt besonders von der satirischen Schrift: „Niels Kliims unterirdische Reise." Sie ward lateinisch geschrieben; er wagte nicht, sie in

der Mutterſprache herauszugeben, auch beſtimmte er ſie mehr für das ganze kultivirte Europa, als für ſein Vaterland, denn ſie behandelte keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältniſſe und drückende Mißbräuche. Zu den Aeußerungen, die es zweifelhaft laſſen, ob ſie ironiſch oder ernſthaft gemeint ſind, gehört auch die, über die Emancipation der Frauen. Dieſe iſt nun nicht etwa, wie in unſeren Tagen, in eine Aufhebung der Heiligkeit der Ehe geſetzt, wohl aber glaubt er, daß die Frauen eben ſo fähig und nicht ſelten fähiger ſind, bürgerliche Aemter zu bekleiden, wie die Männer. Ueber dieſes Thema war Holberg unerſchöpflich. Zwar ward es in Niels Kliims Reiſe am ausführlichſten behandelt; denn er verſetzte uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigſten Aemter bekleiden. Aber in allen ſeinen dichteriſch ſatiriſchen Werken wiederholt er es. Er, der, obgleich er im hohen Alter als Junggeſell ſtarb, den Umgang mit Frauen liebte, mochte wohl gefunden haben, daß dieſe alle Verhältniſſe der Welt wie einfacher, ſo auch richtiger auffaßten, beurtheilten und behandelten. Und der Gegenſatz zwiſchen den, in erſtarrten, zur geiſtloſen Gewohnheit gewordenen Formen der Amtsthätigkeit, wie

in der Gelehrſamkeit verknöcherten Beamten und Pedanten und den damals unbefangeneren Frauen war gewiß dem geiſtreichen Manne zu der Zeit auffallend genug; kaum würde er in unſeren Tagen daſſelbe Urtheil fällen, wenn ein ungünſtiges Schickſal ihn in die Mitte unſerer äſthetiſch philoſophiſch, ja ſelbſt politiſch und nicht ſelten religiös doctrinären Frauen verſetzte.

Aber eben die allgemeinere, über die Nationalität herausgehende Tendenz der unterirdiſchen Reiſe machte ſie uns weniger intereſſant. Das ſatiriſche Gedicht dahingegen „Peder Paars", welches eine, mit allerlei Abenteuern verknüpfte, Reiſe von Kallumsborg nach Aarhuus beſingt, behandelte mit unerſchöpflicher Laune durchaus nationale Verhältniſſe, meiſt der niedern Klaſſe; und obgleich der immer wiederholte Kampf gegen den damals herrſchenden Aberglauben, den er höchſt gründlich ſtudirt hatte, und bis in das kleinſte Detail kannte und dadurch verewigte, einen großen Theil ſeines Intereſſe verloren hatte, ſo behielt doch dieſe Schrift für uns einen fortdauernden Reiz, und viele Stellen derſelben wurden (mit Glück und Geiſt in das Geſpräch verflochten) mit großem Bei-

fall aufgenommen. In der That war dieſe Gewohnheit, bei allen Gelegenheiten die Aeußerungen eines fremden Schriftſtellers paſſend und kräftig in das Geſpräch zu verflechten, eine Uebung des Scharfſinns, die nicht zu tadeln geweſen wäre, wenn nicht die, obſchon geiſtreiche, Beſchränktheit Holbergs bei Vielen eine große Einſeitigkeit hervorgerufen hätte. Nicht durch den Einfluß von Holberg allein, auch durch die Art des Lebens überhaupt, durch eine Menge bald bedeutender bald unbedeutender Begebenheiten, durch literariſche Streitigkeiten und durch die Art, wie ſie geführt wurden und dergleichen, bildete ſich zuletzt eine Manier der Sprache, die, aus Reminiscenzen und Streitigkeiten mancherlei Art zuſammengeſetzt, einem jeden Fremden unzugänglich war. Mich ergötzte zwar dieſes Spiel oft, im Ganzen aber war es mir doch zuwider. Es lenkte ſchon damals meine Aufmerkſamkeit auf die Neigung der Menſchen, ſelbſt in den engſten Familienverbindungen ſich in ſich abzuſchließen, und wie unter ſich zu heirathen, ſo auch eine eigene Sprache zu führen. Es giebt nichts, was, zum Extrem ausgebildet, die Menſchen mehr beſchränkt und eine widerwärtigere Mißbildung erzeugt, als dieſe enge, ge-

ringe und manierirte Verkrüppelung. Einmal darauf aufmerksam gemacht, erkannte ich sie leicht wieder in den Cotterien der sogenannten Geistreichen, ja oft in der herrschenden und bewunderten Literatur des Tages. Sie ist aller echt freien Bildung entgegen, und führt unvermeidlich zur Barbarei. Sie verunstaltete die philosophische Geschichte des Mittelalters, sie droht in der Philosophie unserer Zeit eine ähnliche Barbarei herbeizuführen, und wer nur in die Sprache der Schule eingeschnürt, die tiefsten Gedanken zu äußern vermag, der ist schon dadurch von aller großartigen lebendigen Entwickelung ausgeschlossen.

Mein Widerwille gegen diese Verzerrung einseitiger Verbrüderungen verband sich mit dem schon in meiner Kindheit entstandenen Hasse gegen das Basen- und Vetter-Wesen, und indem ich diese Neigung des menschlichen Geschlechts immitten der lebendigen Geschichte verfolgte, indem es mir klar ward, mit welcher großen Gewalt sie in allen Verhältnissen, in den größten wie in den kleinsten, monströse Bildungen zu erzeugen vermag, wagte ich es, einen so mächtigen, zerstreuenden Dämon des Geschlechts bis dahin zu verfolgen, wo er unwiderstehlich und durch die versunkenen Rassen Stämme,

wie unter den Thieren Gattungen, abſondert, daß ſie in eine immer engere Sprache eingeſchnürt, ſich nicht bloß völlig fremd werden, ſondern auch wechſelſeitig zu vernichten ſtreben. — Dieſe Richtung meiner Freunde, ſo ſehr ich ſie auch verehrte, bewirkte ſchon ein ſtilles, mir ſelbſt kaum bewußtes Widerſtreben. Es ward zwar beſtändig überwunden und zurückgedrängt, ich war ſtolz darauf, in einen Kreis bedeutender junger Männer aufgenommen zu ſein, aber dennoch mochte das Widerſtreben gegenſeitig ſein, und ich glaubte wahrzunehmen, daß der engere und vertrautere Kreis mir unzugänglich bliebe. Dazu trug nun wohl auch die gährende Unruhe, in welcher ich beſtändig war, die ſprudelnde Beweglichkeit, die dem kühlen und ruhigen Volke ſeltſam erſchien, nicht wenig bei. Mich ſtörte dahingegen die Langſamkeit, die Weichheit, die nicht ſelten ſelbſt der Sprache eine polſterartige Nachgiebigkeit ertheilte, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich ich unter ſolchen Tönen erwachſen war. Oft ward ich ungeduldig, wenn lange und langſam über ein einfaches Thema geſprochen wurde, und ich erinnere mich noch, wie ich vor Freude faſt aufſchrie, als ich zum erſtenmal Egmont's berühmten Monolog

las. Oft entstand, wenn ich auf der Straße ging, in mir die Luſt, die Menſchen von hinten anzuſtoßen, damit ſie nur raſcher vorwärts ſchritten.

Man würde ſich zwar irren, wenn man glaubte, daß dieſe ſcheinbar weiche Nachgiebigkeit, die beſonders von den Norwegern den Dänen vorgeworfen wurde, mit einem Mangel an Energie gepaart wäre. Der Däne iſt vielmehr geiſtig in allen Richtungen empfänglich, wie der Deutſche. Die Gegenſtände ſeines Denkens faßt er mit großer Klarheit auf; eine Ueberzeugung hält er mit entſchiedener Beharrlichkeit feſt, und wenn dieſe in einſeitige Halsſtarrigkeit nicht ſelten ausartet, die dann freilich alle Empfänglichkeit zerſtört, ſo geſchieht es nur da, wo eine beſchränkende Nationalität ihn irre leitet. Ich habe, was mich, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich von einer Umgebung trennte, die mir ſonſt ſo lieb und theuer war und ſo wichtig ward, ſchon hier erwähnt. Es lag in dieſer, mir ſelbſt noch tief verborgenen Entfremdung nichts, was meine Freude, meine Zuneigung, meine Liebe ſtörte. Ich gab mich dem geiſtigen Genuſſe, den mir der Tag bot, gern und willig hin, und vertrauungsvoll wie ich war, merkte ich es

lange nicht, daß die Heftigkeit und Unbesonnenheit mancher Aeußeruugen, die Neigung, die ich nicht überwinden konnte, mich hyperbolisch auszudrücken, besonders aber eine gewisse Zudringlichkeit, mit welcher ich einem Jeden meine Ueberzeugung aufzudringen suchte, mich den Freunden beschwerlich machten.

Dieses tief in mir ruhende Element der Entfremdung diente aber dazu, eine innere Selbständigkeit zu nähren, und mit der unbefangensten Offenherzigkeit verband sich ein geheimes Treiben, eine einsame Betrachtungsweise, die, als ein Rest meiner Kindheit, mit dem Heiligsten verbunden, nie verschwand. Ich glaube, daß diese Betrachtung mein Verhältniß zu meiner Umgebung, wie ich sie ferner darstellen werde, klarer machen wird, ohne daß ich es besonders zu erwähnen brauche, indem ich das literarische Treiben unseres Kreises ferner entwickele.

Obgleich die erwähnten Schriften von Holberg von uns sehr hochgeschätzt wurden, so hatten doch seine Schauspiele, wie gesagt, den größten Einfluß. Das Theater, zu welchem Holberg zuerst den Grund legte,

war ein wahrhaftes Nationaltheater im echteſten Sinne, friſch und geſund aus der Mitte der lebendigſten Volksthümlichkeit entſprungen, und trug das Gepräge der unbefangenſten Natürlichkeit, die, eben weil der Stoff nicht ein erſonnener, künſtlich erzeugter war, vielmehr ein gegebener, die ungehemmte Thätigkeit auf die kunſtreiche Darſtellung verwenden konnte. Allerdings giebt es Holberg'ſche Stücke, die launenhaft erſcheinen, das ganze Stück ſieht einem hingeworfenen Einfall ähnlich. Die meiſten aber, wie die Hexerei und der blinde Lärm, Viel-Geſchrei (ſo nenne ich Holberg's Stundeslöſe, ein Titel, der im Deutſchen unüberſetzbar iſt) zeichnen ſich durch die kunſtreiche Steigerung der Verwickelungen, mehrere andere durch eine ſehr klare künſtleriſche Behandlung aus, die in unſeren Tagen ſo wenig weiter ausgebildet iſt, daß, überblickt man die meiſten franzöſiſchen und deutſchen Schauſpiele, die jetzt unſere Bühne überſchwemmen, man faſt geneigt wird, ſie als eine verlorene Kunſt zu betrachten. Holberg hatte, als er ſeine nationale Schaubühne gründete, mit vielem und heftigem Widerſtande zu kämpfen. Die Haupt- und Staatsactionen (die inſipiden Niederſchläge einer vergangenen

Poeſie) herrſchten, wie in den Romanen der früheren Zeit, ſo auch in den Schauſpielen vor. Eine geiſtloſe Zuſammenhäufung von Hexen- und Zaubergeſchichten bildeten Schauſpiele, die nicht allein den Geſchmack, ſondern auch den geſunden Sinn des Publikums zu untergraben drohten. Sie kamen von Deutſchland. Aus Holberg's Schauſpielen ſelbſt erfährt man, wie ſeine gelungenen komiſchen Karikaturen oft als perſönliche Angriffe gedeutet wurden. Man glaubte den Geizigen, den Titelſüchtigen, den Prahlenden, den pedantiſchen Gelehrten, den Jean de France, den Geſchwätzigen, den politiſchen Kannegießer, in dieſem oder jenem Einwohner der Stadt wieder zu erkennen. Das war nun eine Schwierigkeit, mit welcher der Schauſpieldichter in der Hauptſtadt eines kleinen Landes, unter friedlichen Verhältniſſen, in welchen die klatſchſüchtige Beobachtung der Nachbaren ſich ausgebildet hatte, unvermeidlich zu kämpfen hatte. Moliere, der in einer größeren Umgebung lebte, kannte dieſe Schwierigkeit nicht; ja eben dieſe gefährliche Verwandtſchaft des Tagesgeklatſches mit der Dichtung begründete die echte Nationalität ſeiner Schauſpiele. Wer mit dieſen bekannt iſt, weiß, mit welcher Mühe

und Gewissenhaftigkeit Holberg jene, die freie Dichtung tödtende Beschränktheit zu bekämpfen und die Zuschauer auf einen höheren Standpunkt zu versetzen sich bestrebte.

Was die Holberg'schen Stücke besonders auszeichnete, war eine tüchtige bürgerliche Sittlichkeit, die zu fest begründet war, um in ängstliche Prüderie auszuarten; die Zeit duldete Anspielungen auf die Geschlechtsverhältnisse, wie zu Shakspeare's Zeiten, und es ist wohl eine Frage, ob die derben Späße der damaligen Zeit, die weniger sorgfältige Umhüllung, nicht eine größere und und unbefangenere Unschuld anzeigten. Daß sie zuerst von der französischen Bühne verdrängt wurden, und, irre ich nicht, besonders unter Ludwig XV., kann doch kaum als ein Beweis des damals in Paris herrschenden sittlichen Gefühls betrachtet werden.

Da nun hinter allem oft scheinbar frivolen Spiele der Phantasie ein sittlicher Ernst ruht, so betrachtete sich auch der Schauspieler als einen Mann, der ein wichtiges Geschäft trieb, dem es nicht erlaubt war, mit seinem Spiele selbst ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Die Zeit, in welcher ich damals lebte, lag

von jener früheren Holberg'schen ohngefähr eben so weit entfernt, wie die klassische Zeit der deutschen Bühne, als Eckhof, Schröder, Fleck sie in Deutschland verherrlichten, von unserer Zeit. Die Namen Clementin, Hortulan, Londemann wurden noch fortdauernd verehrt. Der Letztere besonders, der eben die kühnsten komischen, die Heinrichsrollen, mit bewunderungswürdiger Virtuosität spielte, ward als ein ernster, streng sittlicher, melancholischer Mann geschildert, der von der moralischen Nützlichkeit seiner Darstellungen innig überzeugt war, und dem es daran lag, auch Anderen seine Ueberzeugung beizubringen.

Von dieser Zeit an bildete sich eine Schule, deren Spiel sich durch Tradition, wenigstens für die Art, wie die Holberg'schen Stücke gespielt wurden, bis zu meiner Zeit fortpflanzte.

In der That zeichnete sich das Theater auch damals aus. Die Namen Schwarz, Rossing und seine Frau, Preisler und seine Frau, Gielstrup, die Astrup u. s. w. bezeichnen noch immer eine klassische Zeit der Bühne.

Es ist eine sehr ernste Frage, wie sich die Schauspieler zur Entwickelung des Volks verhalten? und

ob ſie überhaupt als weſentliche Elemente der Volksbildung betrachtet werden ſollen oder nicht. Streng geſinnte, beſonders religiöſe Männer betrachten ſie durchaus als ſchädlich, und nicht eine, ſondern mehrere Sekten, wenn ſie auch ſonſt in ihren Anſichten ſehr verſchieden ſind, ziehen ſich von den dramatiſchen Vorſtellungen, wie von dämoniſchen Lockungen, zurück. Die meiſten um ihr Heil beſorgten Menſchen fliehen ſie, und das Volk in chriſtlichen Ländern fordert, daß der Prediger dem Genuß des Schauſpiels entſage. Von jeher betrachtete man den Stand der Schauſpieler und beſonders der Schauſpielerinnen mit einer Art Vorurtheil, und man darf eine ſo allgemein ſich ausbildende Meinung wohl nicht leichtſinnig abweiſen. Es iſt ein Gegenſtand, der hier nicht ausführlich behandelt werden kann, nur dieſes darf behauptet werden: daß das Schauſpiel für gewiſſe Stufen der Entwickelung nützlich, ja nothwendig ſein kann. Das gewöhnliche Leben war in allen Richtungen geordnet, in den Familien, im Staate, ja ſelbſt in den Wiſſenſchaften ging Alles ſeinen ruhigen Gang: aber die aufgeregte Jugend fordert das Kühne, Seltſame, ja Gefährliche; ſie will von Verwickelun-

gen ergriffen sein, die das Innerste des Gemüths aufregen. Die verborgenen Kräfte der Seele, in welcher die Zukunft der Geschichte schlummert, wollen auch in der Gegenwart thätig sein, und in den äußeren Verhältnissen gebunden, fliehen sie nach der Bühne. Wo diese ein lebhaftes Interesse erregt, da beweist sie, daß die Poesie noch in der Jugend lebt, und gewiß wird da, wo alle Neigung für das Theater verschwunden ist, auch ein jedes höhere Streben in der Wissenschaft wie im Leben aus der Seele des Jünglings entwichen sein. Die völlige Gleichgültigkeit gegen diesen Genuß kann nur aus Stumpfheit oder aus Uebersättigung entspringen.

Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß diese Neigung mit großer Gefahr verbunden ist, sie wird leicht heftig und leidenschaftlich. Auch verlebte ich einen Winter, in welchem die Bühne mich ganz in Anspruch nahm und mehr als billig beschäftigte. Ich besuchte fast alle Abende das Schauspiel, und wenn ich nicht da war, so spielte ich selbst. Noch vor dieser, wenn auch einseitig, doch nicht unnütz zugebrachten Zeit gerieth ich in eine Verirrung, die freilich nicht lange dauerte.

In Kopenhagen bildete sich eine Menge dramatischer Gesellschaften, die mehr oder weniger die Aufmerksamkeit der Einwohner beschäftigten. Die erste, an welcher ich Theil nahm (**Selskabet ved Vester port**); war von einer geringeren Art; die Mitglieder waren junge Bürgerfrauen und Töchter, Ladendiener, Studenten und Candidaten, die keineswegs den Kreis ausmachten, den ich oben bezeichnet habe, und dem ich noch nicht ganz zugehörte. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in eine Verbindung mit Menschen kam, die mir in Bildung und Ansichten des Lebens völlig fremd waren; ohne allen Zweifel war es die ungeduldige Neigung, selbst als Schauspieler aufzutreten, die mich antrieb. Ein junger Mann kann keine heftige Neigung für das Theater haben, ohne selbst sich als Schauspieler zu denken, und ich traute mir in dieser Beziehung nicht wenig zu. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft war ich noch immer einer der ausgezeichnetsten, und ich spielte alle Rollen, alte Männer wie Jünglinge, edle Helden wie Schurken, lustige Diener wie Spießbürger. Die Zuschauer waren leicht befriedigt, und eine Zeit lang ging Alles vortrefflich. Die Zuschauer, die Mitspieler waren mit

mir zufrieden, und besonders war ich es selbst. Ein jeder weiß, wie es in solchen Gesellschaften zugeht. Es giebt wohl wenige junge Männer, die sich nicht, wenigstens ein paar Mal, zwischen den Coulissen herumgetrieben haben, in unsern Tagen sogar die Kinder. Die Verwirrungen, die dort stattfinden, die Streitigkeiten, die da unvermeidlich sind, die kleinlichen Leidenschaften, die ihr Spiel treiben, die plötzlichen Neigungen zwischen Männern und Frauen, die da entstehen und schnell verschwinden, sind zu bekannt und tragen wohl allenthalben das nämliche Gepräge.

Die Zeit der ersten Betäubung verschwand bald. Im Anfange und so lange ich nur mir selbst spielte, achtete ich auf die Gesellschaft und das Spiel gar nicht. Ich übertrieb die ernsten und karikirte die komischen Rollen; wie die Uebrigen sich mit ihren Rollen abfanden, bemerkte ich kaum. Als dieser Rausch aber verschwunden war, fing ich nun an die Menschen, in deren Gesellschaft ich gerathen war, genauer zu betrachten, und erschrak nicht wenig, als ich die völlige Rohheit und den gänzlichen Mangel an aller Bildung wahrnahm. Die Prima Donna der Gesellschaft war eine Bäckerfrau, die für schön galt und

durch Romane der geringsten Sorte ausgebildet war. Der Candidat, der Alles anordnete und sich die besten Rollen zutheilte, war ein verdorbener Student. Alle Stücke wurden auf die plumpste Weise gehandhabt. So sinnlos war das Spiel, daß es mir noch unbegreiflich ist, daß ich nicht bei der ersten Probe davor zurückschauderte. Bei einer jeden Aufführung fanden die unbegreiflichsten Mißverständnisse statt; man konnte eine reiche Sammlung der lächerlichsten Mißgriffe zu Stande bringen, und wäre ich ohne irgend eine Theilnahme an der Gesellschaft gewesen, das tolle Spiel würde mich ergötzt haben. So aber ward ich von der tiefsten Scham ergriffen. Ich darf nicht sagen, daß ich hier Etwas erlebte, was das sittliche Gefühl verletzte, der herrschende Dämon schien die plattste, naivste, unschuldigste Dummheit zu sein; ich wagte meinen Freunden nicht zu sagen, daß ich in einer solchen Gesellschaft lebte. Die finanziellen Verhältnisse erzeugten eine Spannung, die ich benutzte, um mich schnell zurückzuziehen.

Doch es ist Zeit, daß ich von dem Manne rede, der auf die bessere Jugend den größten Einfluß übte. Es war Rahbek, ein in vieler Rücksicht eigenthümlicher Mann. Schon sein Aeußeres fiel auf; er war von mittlerer Größe und ging etwas gebückt, den Kopf vorwärts gebogen. Seine gewöhnliche Tracht war schwarz, damals nicht so häufig wie jetzt, seine Haare waren brennend roth, und auch sein Gesicht hatte fortdauernd einen, doch keineswegs auffallend rothen Teint. Der Dichter Pram verglich ihn mit einer angezündeten Fackel. Er war sehr kurzsichtig; während er sprach, pflegte er beide Hände dem Gesicht nahe zu bringen und mit dem rechten Daumen die innere Fläche der linken Hand zu reiben. Er schien dann in die Hand hineinzusprechen. Der Ton seiner Stimme war sehr hoch und grenzte an die Fistel. Er sprach, wie die meisten Dänen, langsam und bedächtig, und sein etwas breites Gesicht zeichnete sich nicht durch hervorstechende Züge aus, wohl aber deutete es auf höhere Bildung, Verstand und große Herzensgüte.

Er war der Sohn eines nicht ganz unvermögenden Beamten und Hausbesitzers in Kopenhagen, war

auf einer der beſten gelehrten Schulen in der Provinz (Herlufsholm) gebildet und hatte ſich daſelbſt ausgezeichnet. Auch auf der Univerſität überſtand er die höchſte Schulprüfung (das große Philologicum) mit Ehren. Eine große Neigung zum Theater zog ihn von der gewöhnlichen Laufbahn ab; er reiſte mehrere Jahre in Deutſchland, lebte in ſehr vertrauten Verhältniſſen mit Schröder in Hamburg und mit Iffland in Mannheim. Als er zurückkam, ward er Profeſſor der Aeſthetik.

Rahbek war, kann man ſagen, was man in der gemeinen deutſchen Burſchenſprache ein fideles Haus, wohl auch ein altes bemooſtes Haupt nennt; nur muß man alles Geringe und Widerwärtige ſich wegdenken. Man muß an der Stelle der armſeligen Verbindungsſtreitigkeiten ſich den edelſten vielſeitigſten Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, mit ſeltenen Kenntniſſen verbunden, vorſtellen. Durch ein ausgebreitetes Studium waren ihm alle Dichter der alten und neuen Sprachen bekannt, aber er liebte dabei vorzugsweiſe die literariſche Thätigkeit, die ſich lebendig mit der Gegenwart beſchäftigte, ſo wie ſeine Lebensart überhaupt ihn der Jugend anſchloß. Es lebte wohl kaum

in irgend einem Lande ein Mensch, der so viele Duzbrüder hatte wie er; er gefiel sich in dieser unermeßlich ausgebreiteten Brüderschaft, und konnte seine Brüder in einigen Familien bis zur vierten Generation aufzählen; er duzte sich mit dem Großvater, dem Vater, dem Sohn und dem Enkel zugleich. Wenn man alles Enge und Beschränkende wegdenkt, so konnte man ihn wohl den Senior einer jugendlichen Verbindung nennen, die heiter, zuweilen übermüthig und rücksichtslos, aber zugleich mit dem Höchsten und Edelsten, mit eigenen Aufgaben beschäftigt, fleißig und mühsam arbeitend war. Neben der erstarrten Universität und den alten meist verkümmerten Professoren bildete er das aufregende und belebende Princip. Seine Vorträge waren nur angenehm, aber noch in einem viel höheren Grade sein Umgang belebend. Er war nicht bloß der fern stehende Lehrer, er war auch der vertraute Freund, dem man ohne Scheu auch seine Thorheiten wie seine Zweifel mittheilen konnte. Er half, wo Hülfe nöthig war, er rettete, wo die Noth drängte, und seine Belehrungen erschienen nie in der steifen Form der Doktrin, die oft abschreckt und Widerstand erzeugt; es war vielmehr der freundschaftliche

Rath, der ohne alle ſtarre abſtrakte Form, hülfreich und natürlich aus dem nächſten ſubjektivſten Bedürfniß hervorging, die Bedrängniß aufhob, die Verwickelung löſte und ſo, warnend für die Zukunft, von dem ſcheinbar beſchränkten Standpunkte aus, deſto eindringlicher ward und eine höhere und allgemeinere Bedeutung erhielt.

Ich lernte ihn erſt im Frühling 1793 kennen, und verlebte das letzte Jahr in ſeinem vertrauten Umgange. Ich kann dieſe Bekanntſchaft als die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Freunde, die meiner ganzen geiſtigen Bildung eine Richtung gaben, deren Einfluß, wie ich wohl erkenne, ſich über mein ganzes Leben erſtreckt, mit Recht betrachten. Ich verdanke den Brüdern Münſter dieſe Bekanntſchaft, wie ſo Vieles. Rahbek war damals fünf und dreißig bis ſechs und dreißig Jahr alt, ich zwanzig. Der Mann, den ich durch das Gerücht kannte, deſſen Vorträge mich anzogen, deſſen mächtiger Einfluß auf die Literatur ſeines Landes meine Verehrung forderte, hatte wohl Manches von mir ſchon gehört. Er trat mir auf ſeine unbefangene Weiſe, als wäre ich ein alter Bekannter, entgegen und redete mich ſchon im Laufe

des Gesprächs mit dem vertraulichen Du an. Ich war äußerst bewegt, mir schien es, als hätte ich nun durch diese Bekanntschaft plötzlich eine höhere Stufe des Lebens erreicht, und bei meiner Neigung, mich gern und willig den Männern hinzugeben, die mich in meiner inneren reichen Verwirrung zu fördern versprachen, gewann er mich ganz und auf immer.

Rahbek hatte ein Mittel, welches, eingreifender als jedes andere, Leben und geistige Beschäftigung mit einander verband, und das war nun eben das Theater. Eine dramatische Gesellschaft unter dem Namen „**Borups Selskab**“ — ich erinnere mich nicht, ob durch ihn gestiftet, oder nur neu belebt — vereinigte einen Kreis von jungen Männern und bildete den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Die Frauen waren von diesem Kreis ausgeschlossen. Die Frauenzimmerrollen wurden von Jünglingen gespielt, und dadurch waren schon manche unangenehme Verwickelungen, die in anderen dramatischen Gesellschaften Streitigkeiten, unnütze Ausgaben, gefährliche Leidenschaften, wohl auch nicht selten Skandal erzeugten, glücklich vermieden. In dieser Gesellschaft war Rahbek Herr und Meister. Er bestimmte die Stücke,

er vertheilte die Rollen, und obgleich Alles das Anſehn der Berathung hatte, ſo fand zu meiner Zeit wenigſtens kaum jemals eine Oppoſition gegen ſeinen Willen ſtatt. Die Beſchäftigung mit den Stücken, die aufgeführt werden ſollten, war nun ein wahres Studium.

Es wurde nur ſelten geſpielt; wenn ich mich recht erinnere, nur alle Monate ein Mal und in den Sommermonaten gar nicht. Deſto größere Sorge konnte auf jede Vorſtellung verwandt werden, und wer ſpielte, konnte in den letzten Tagen vor der Aufführung eines Stückes kaum etwas Anderes treiben. Die Stücke wurden geleſen, die Entſtehung des Stückes, die Abſicht des Verfaſſers, die Art, wie eine jede Rolle genommen werden mußte, wurde ausführlich beſprochen. Die Einwohner von Kopenhagen ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie den Vorſtellungen beiwohnen konnten; man drängte ſich faſt mehr zu dieſen, als zu denen des öffentlichen Theaters, und viele von den verdienteſten Schauſpielern, wenn ſie nicht ſelbſt beſchäftigt waren, wohnten ihnen bei. Ich ſpielte nur zwei oder drei Mal, und man hatte Mancherlei gegen mein Spiel einzuwenden. Die eigene Zuverſicht, mit der ich in

der früher erwähnten Gesellschaft auftrat, war verschwunden, das mannigfaltige Gerede über die Art, wie meine Rolle genommen werden müßte, machte mich irre. Es ging mir hier, wie bei der Rede. Ich vermag nur dann zu reden, wenn ein Gegenstand mich ganz erfüllt, wenn er in seiner Totalität mit allen seinen Theilen mir lebendig vorschwebt. Eine Rede, die äußere Rücksichten anerkennen muß, deren Inhalt aus den Verhältnissen der Gegenwart entstehen soll, gelingt mir nie. Die von Göthe so hoch geschätzte Fähigkeit, eine jede dargebotene Gelegenheit ergreifen zu können, um sie zum Gegenstand einer gelungenen Rede oder eines Gedichts zu machen, besitze ich gar nicht. Das Bild, welches ich mir etwa von einer Rolle gemacht hatte und innerhalb welchem ich mich wenigstens frei und bequem bewegen konnte, ward durch die fremde Reflection zerstört, und mit dem mir aufgedrungenen ward ich nie fertig.

Desto mehr zeichneten sich Andere aus. Es waren unter uns Schauspieler, die einen wirklichen Ruf erhielten. Rahbek selbst spielte gern, ja mit Leidenschaft, wußte wohl auch die für ihn passenden Rollen zu wählen, aber die schneidende Eigenthümlichkeit

ſeiner Sprache war ihm doch fortdauernd im Wege. Auch das öffentliche Theater erhielt aus unſerer Mitte ein Mitglied, den Sohn eines anſehnlichen Beamten, einen geiſtreichen jungen Mann. In unſerer Geſellſchaft galt er für ein großes Talent; der engere Raum, in dem wir uns bewegten, die Dürftigkeit der Umgebung, durch welche die Zuſchauer nicht zerſtreut werden konnten, auch ihre zutrauliche Nähe, lenkte die Aufmerkſamkeit auf die zarteren Einzelnheiten des Spiels, auf die Mimik. Selbſt Rahbek ſcheint es überſehen zu haben, daß der Beifall, der unter ſolchen Umſtänden erworben wird, keineswegs auf einen ähnlichen auf einem öffentlichen Theater ſchließen läßt. Ja die Gewohnheit, für einen engeren Kreis ein ſorgfältig durchgedachtes Miniaturbild der Rolle zu entwerfen, kann wohl die Fähigkeit, ein aus der Ferne anſprechendes Bild, welches in großen Zügen hingeworfen werden muß, zu Stande zu bringen, ganz vernichten. H. war ein geiſtig intereſſanter junger Mann, ſeine Neigung zum Theater war Leidenſchaft geworden, beſonders zeichnete er ſich durch ein unglaubliches mimiſches Talent aus. Einige ſeiner wunderlichſten Meiſterſtücke der Art genoſſen ſeine

Freunde. Er löſchte Abends das Licht aus; wir ſaßen im Dunkeln, und nun hörten wir die Stimme eines hereintretenden uns wohlbekannten Univerſitäts-lehrers eine Flaſche Wein fordern; ein Zweiter folgte darauf, ein Dritter, Vierter, ja nach und nach wohl bis ſieben oder acht Perſonen. Es waren alle uns wohlbekannte reſpektable Männer, und die Sprache eines jeden ward bis zur höchſten Täuſchung nach-geahmt. Sie fingen erſt ein langſames, etwas lang-weiliges Geſpräch unter einander an, dieſes ward im-mer wärmer, Rede und Antwort wechſelten ſchneller, ſie geriethen in einen Streit, der immer heftiger ward, endlich verloren ſie alle Haltung, ſchimpften ſich wechſelſeitig aus, Keiner ließ den Andern zu Worte kommen, ſie ſchrien ſich an, ſie fielen ſich in die Haare, es war vollkommen, als wenn mehrere wü-thende Menſchen in der Stube wären, und dennoch unterſchieden wir ganz deutlich, ſelbſt während der größten Verwirrung, die Stimmen der Männer, die wir ſonſt nur in ruhiger und würdiger Haltung zu hören gewohnt waren. — Ein ſehr verſtändiger junger Mann, der ſein Fach mit Ernſt behandelte, der ſolche ſeltene Fähigkeiten beſaß, mußte als Schau-

ſpieler die größten Hoffnungen erregen. Auch das Publikum erwartete viel und wir lauerten auf den Tag ſeines öffentlichen Auftretens mit großer Ungeduld; freilich trat er auch mit Beifall auf, aber wir mußten uns ſelbſt ſagen, daß er den Eindruck nicht hervorrief, den wir alle erwarteten. Er ſchien ein anderer zu ſein, ſein Spiel verlor ſich in den großen Räumen.

Daß er Schauſpieler geworden war, fiel in Kopenhagen vielleicht weniger auf, als anderswo; die Schauſpieler waren nicht, wie oft in Deutſchland, abenteuerliche Menſchen aus fernen Gegenden, von deren früheren Schickſalen man nichts wußte, oder auch das Seltſamſte erfuhr; ſie waren meiſt unter unſeren Augen erwachſen und man verband mit der Beſchäftigung eines Schauſpielers, ſchon ſeit Holberg's Zeiten, etwas Sitten-Beförderndes und Rühmliches. Das Vorurtheil, welches, damals wenigſtens, anderwärts die Schauſpieler aus der Geſellſchaft ausſchloß, war hier geringer, und Madame Roſſin galt für eine der reſpektabelſten Frauen der Stadt. H. erkannte nur zu bald, daß er ſeine ganze Zukunft zerſtört hatte. Das Publikum war nicht mit ihm zufrieden, und

er glaubte hinlänglichen Grund zu haben, um nicht mit dem Publikum zufrieden zu sein. Sie hatten, glaube ich, beide Unrecht.

Indessen wurde unsere Belustigung, die wir wohl auch ein Studium nannten, und die uns so glücklich machte, nicht in allen Kreisen gleich beurtheilt. Die Alten glaubten, daß wir von allen gründlichen Studien abgelenkt würden; ein Glaube, der freilich bald verschwinden mußte. Denn eben die jungen Männer, die sich später in ihren erwählten Fächern am meisten auszeichneten, die tüchtigsten Beamten, wie die gründlichsten Gelehrten, sind Mitglieder dieser Gesellschaft gewesen. Hier lernte ich zuerst Thorwaldsen kennen, dessen bewunderungswürdiges Talent auch damals schon in Dänemark anerkannt wurde. Er erschien höchst einnehmend, seine schlanke Gestalt, seine ausgezeichneten regelmäßigen Gesichtszüge und sein stilles Wesen mußten einen Jeden anziehen. Er sprach gern über sein Fach, und durch ihn erhielt ich zuerst einen anschaulichen Begriff von der Kunst. Die Kunstwelt lag mir überhaupt immer noch fern. Von der Malerei wie von der Bildhauerkunst hörte ich wenig, und mein Auge verstand es nicht, die schöne

Geſtalt rein als ſolche aufzufaſſen und geiſtig zu würdigen. Obgleich die däniſche Regierung verhältnißmäßig freigebiger als irgend eine andere in Europa Künſtler ermunterte und unterſtützte, obgleich die Dänen früher durch Zoëga, Karſtens, wie ſpäter durch Thorwaldſen, in Rom ſich auszeichneten, ſo war dennoch das Verſtändniß der Kunſt im Lande ſelbſt innerhalb eines ſehr engen Kreiſes eingeſchloſſen. Kunſtintereſſe galt für eine Art vornehme und ſeltene Liebhaberei, und mir ſchwebte ſie als etwas durchaus Seltſames und Wunderbares, aber zugleich als etwas Verborgenes vor. Was die Griechen in der Plaſtik, was die Italiener in der Malerei geleiſtet, hatte ich wohl im Allgemeinen erfahren, und Raphael, Coreggio, Michael Angelo waren mir zwar wie Phidias und Praxiteles hiſtoriſch wohl bekannt, aber die Kunſtwelt erhob ſich für die ſtille Sehnſucht im fernen Süden, wie die Gebirge, die ich näher kennen zu lernen wünſchte, im Norden. Daß in meiner Nähe Gegenſtände der Kunſt oder der Gebirgsnatur lagen, die der Aufmerkſamkeit und des Studiums werth waren, erfuhr ich erſt, nachdem ich meinem Vaterlande halb entfremdet war. Thorwaldſen war der erſte

Künſtler, den ich überhaupt in der Welt kennen lernte, ſeine Geſtalt hatte ſchon etwas Plaſtiſches, die Natur ſchien mit der formenden göttlichen Gewalt auch ſelbſt die ſchöne Form gegeben zu haben. Ich ſah mehrere ſeiner Modelle, er ſprach einige Mal mit mir über ſeine Entwürfe; kaum wird der große Künſtler ſich dieſer Geſpräche erinnern. Die Augen, die ſo lange verſchloſſen geblieben waren, konnte er nicht öffnen. Ich war einem Erblindeten ähnlich, der noch keine Gegenſtände zu unterſcheiden vermag, den das Licht ſchmerzlich trifft; eine wunderbare Sehnſucht ergriff mich: aber das Schickſal wollte, daß die kaum eröffneten Augen ſich bald wieder ſchloſſen; nur wie ein Traum traten jene Augenblicke der plötzlichen Erhellung mir vorübergehend entgegen und erhielten die ſchlummernde Sehnſucht.

Eben ſo war mir die Muſik nahe und fern; bis zu Thränen konnten mich einfache Melodieen erſchüttern und rühren. Ueberhaupt liegt dieſe Kunſt innerhalb beſtimmter Grenzen dem natürlichen Menſchen zu nahe, ſie drängt ſich in ſein innerſtes Weſen hinein; ſelbſt wo das verborgene Räthſel ihrer inneren geſetzmäßigen Ordnung, die ſich wie ein Weltall

im Gemüthe dem Aeußern gegenüber bildet, dem noch verſchloſſenen Sinne verborgen bleibt. Muſik war damals in Dänemark eben ſo wenig für die Mädchen, wie für die Knaben ein weſentliches Bildungs-Element. Man fand, ſelbſt in den beſten Familien, nur ſelten ein Inſtrument, oder Hände, die es zu behandeln wußten. Ohren, die für mehr als für die Töne eines einfachen Kirchen- oder Volksliedes aufgeſchloſſen waren, traf man ſelten. Wir hörten wohl zuweilen Oratorien, aber ich wußte Keinen in meinem näheren Umgange, der ſie zu faſſen oder zu begreifen vermochte. Der auch in Deutſchland bekannte Kapellmeiſter Schulz (ein Deutſcher) war allgemein geliebt und geſchätzt, aber auch ſeine Muſik ward, unter uns wenigſtens, nur verſtanden, inſofern ſie ſich dem einfachen Liede anſchloß. Die Oper war uns daher unverſtändlich, ja langweilig. In dem Jahre, in welchem ich das Theater ſo fleißig beſuchte, wurden die Königin von Golconda und Mozart's Zauberflöte aufgeführt. Sie wurden als Meiſterſtücke angekündigt, aber nur auf ſehr Wenige mochten ſie durch die Vorzüge der Compoſition irgend einen Eindruck machen. Eine Oper, deren Muſik anderswo

ſehr gelobt wurde — ſie hieß, glaube ich, die Jakobinermütze — ward förmlich ausgepfiffen; das Mißfallen hatte freilich auch einen politiſchen Grund. Uns gefielen nur die ſogenannten Singſtücke, obgleich wir doch ſehr geneigt waren, das Singen in dialogiſcher Form für höchſt unnatürlich zu erklären. Zwei ſolche Stücke, von dem däniſchen Dichter Thaarup verfertigt und von Schulz componirt, hatten ein nationales Intereſſe und machten einen großen und bleibenden Eindruck. Das eine von dieſen hieß das Ernteſeſt (Höſtgildet), das zweite Peters Hochzeit (Peders Bryllup). Es waren einfache idylliſche Scenen, vermengt mit ländlichen Liedern und einigen Duetten und Chören, die ſehr natürlich herbeigeführt waren; einzelne Geſänge wurden wahre Volkslieder, und haben ſich wohl noch als ſolche erhalten.

So war mir in allen Richtungen die Kunſtwelt völlig fremd geblieben, und ſelbſt die Poeſie trat mir in ſehr engen Schranken entgegen, die ich freilich keineswegs anzuerkennen geneigt war. Schon von Holberg muß man behaupten, daß ſeine Berührung mit der Poeſie ſich eigentlich auf den Haß gegen ſie gründete. Dieſer war wahrhaft poetiſch und konnte

es ſein. Er bekämpfte die Ausſchweifungen und das Manierirte der Poeſie mit wahrhaft dichteriſcher Laune: aber der Auffaſſung des Lebens lag doch eine unüberwindlich beſchränkte proſaiſche Anſicht zu Grunde; die Liebe ſtellte ſich nüchtern dar, und wo das Poſitive des Lebens hervortrat, äußerte es ſich mit der trockenſten, ja geiſtloſeſten Verſtändlichkeit. Und etwas von dieſer ſpießbürgerlichen Anſicht entdeckte man unter uns ſelbſt da, wo das Bedürfniß nach einer poetiſchen Auffaſſung des Lebens ſich über die Schranken der Alltäglichkeit zu erheben ſuchte. Größere Tragödien wurden nie gegeben. Die Möglichkeit, Nathan den Weiſen auf die Bühne zu bringen, ward als ein faſt phantaſtiſches Ideal betrachtet, etwa wie die Möglichkeit, Goethe's Fauſt zu geben, eine lange Zeit hindurch in Deutſchland. Goethe, Shakſpeare, ja ſelbſt Schiller waren der Bühne völlig fremd. Alle dramatiſchen Vorſtellungen beſchränkten ſich auf Holbergſche, Kotzebue'ſche, Iffländſche, franzöſiſche und engliſche Stücke. Unter den nationalen machte ein Schauſpiel von Heiberg, der Virtuos, vorzüglich Aufſehen. Dieſes Stück behandelte ein Lieblingsthema des Volks und erhielt ſich lange. Die Hauptperſon iſt nämlich ein

deutſcher Windbeutel, der durch ſeine Gasconaden, tolle Projecte und Betrügereien eine Familie in Verwirrung bringt. Ein Däne machte in demſelben Jahre einen Verſuch im höheren Drama. Die Tragödie Dyweke, die Geliebte Chriſtian's II., erregte ein großes Aufſehen unter uns, ja einen wahren Enthuſiasmus, welcher dadurch geſteigert wurde, daß eine ſchöne junge Schauſpielerin, die ich ſpäter noch erwähnen werde, die Hauptrolle ſpielte, und noch mehr, als der Verfaſſer (Samſö) bald darauf in ſeinem beſten Alter ſtarb und eine, durch ihre Bildung ausgezeichnete Braut hinterließ. Dieſe Tragödie, die tiefere Momente berührte als gewöhnlich, die junge anmuthige Schauſpielerin, die mehr als bloße Bewunderung erregte, der plötzliche Tod des Verfaſſers, deſſen Bekanntſchaft ich kurz vorher gemacht hatte, die trauernde Braut, die ich zwar nicht kannte, aber deren Anmuth und Geiſtesbildung mir gerühmt wurden, verſetzten mich in eine Stimmung, die einige Zeit fortdauerte und mich in die phantaſtiſch träumende Einſamkeit zurückwarf, die mir in meiner Kindheit ſo vielen und oft ſchmerzhaften Genuß verſchaffte. Ich trennte mich eine Zeit lang von meinen Freunden und fing an,

eine Erzählung zu entwerfen, deren Anfang, Mitte und Ende faſt zugleich ausgearbeitet wurde, und die ſo fragmentariſch liegen blieb. Mancherlei wurde auf eine ähnliche Weiſe angefangen, aber nicht zu Ende gebracht; und was niedergeſchrieben war, blieb mein eigenes Geheimniß; denn ich ſah wohl ein, daß das, was auf ſolche Weiſe aus der Feder floß, ein ganz Anderes war, als dasjenige, was mir als das Höchſte und Vorzüglichſte von der Umgebung gerühmt wurde. Es war diejenige Welt, in welche mich Goethe hineingezogen hatte. Damals erſchütterte mich, neben Fauſt, der immer tiefer, wenn gleich noch immer dunkel, mein innerſtes Daſein aufſchloß, beſonders Egmont. Ich erinnere mich, daß ich von dieſem Schauſpiele, welches mir immer als die ſchönſte Blüte von Goethe's dichteriſchem Leben erſcheint, tief ergriffen, es wagte, mich gegen den älteſten Mynſter zu äußern. Er wies meine warme Darſtellung kalt und mit der Bemerkung ab, daß Egmont nichts wäre, als ein unbeſonnener Fähndrich, deſſen unverſtändige Jugendſtreiche, die ſelbſt durch den Tod nicht verſöhnt werden könnten, mehr Widerwillen als Theilnahme erregen müßten. Ich war in meinem tiefſten Innern

verletzt, ich fühlte es, daß ich einer Welt zugehörte, die derjenigen, in welcher ich lebte, fremd war, und von jetzt an blieb dieſe meinen Freunden ein fortdauerndes Geheimniß, und mußte es wohl auch bleiben, denn ich war, wenn auch tief bewegt, doch über die Geſtaltung dieſer Welt, völlig im Unklaren. Die Gefühle, die mich durchdrangen, das höhere und bedeutendere Leben, wie es mir vorſchwebte, konnte keine ſichere Form erlangen. Was mich erfüllte, berührte alle Momente des Lebens und des Denkens, aber es fand keinen Stützpunkt irgend einer Art von außen, und ich ſelbſt war ſo unſicher, was ich dachte oder niederſchrieb, erſchien mir ſo verworren, unklar und quälte mich mehr, als es mir Genuß verſchaffte. Da gab ich mir wohl alle Mühe, das allenthalben Fremde, und wo die leiſeſte Deutung darauf hinzielte, ſtreng Getadelte nicht allein zu verbergen, ſondern auch als einen ängſtigenden Traum zu unterdrücken. Aber das tiefe Myſterium weiblicher Liebe, wenn gleich durch die Macht der Verhältniſſe in ungeſetzlicher Form, wie ſie durch Gretchen in Fauſt und durch Klärchen in Egmont mir vorſchwebte, verfolgte, beunruhigte mich fortdauernd. Die Liebeleien in den Schauſpielen kamen

mir von jetzt an so nüchtern, der Kummer und die Noth der Liebenden so armselig vor, daß ich in der heftigen Einseitigkeit allen Sinn für dieses Leben verlor, welches doch, als ein leichtes Spiel mit Sorge und Unglück, in mehreren Schauspielen durch Anmuth und künstlerische Behandlung, einen eigenthümlichen Werth besitzt. Wenn ich im Schauspielhause saß, wenn ich in der Mitte meiner Freunde lebte, konnte ich mit ganzer Seele an ihren Scherzen, an ihren Kritiken, an ihrem Genuß Theil nehmen. Was mich in der Einsamkeit quälte, entwich dann und erblaßte, ich konnte im Stillen meine innere Ueberschwenglichkeit als eine Thorheit belächeln, ich konnte, wo tiefere Aeußerungen ähnlicher Art bei anderen Schriftstellern laut wurden, mit meinen Freunden sie bewitzeln, und der Leichtsinn meiner Jugend half mir einen Kampf bestehen, der einem bedächtigen, ernsteren, weniger beweglichen Gemüthe hätte gefährlich werden können.

Und so versetzte ich mich nun wieder in die geistige Wirklichkeit, in welcher ich lebte, die mein eigenstes Leben verhüllte. Seltsam darf ich es wohl nennen, daß mein ganzes Leben ein umgekehrtes war,

wenn man es mit dem gewöhnlichen vergleicht. Junge Männer in unſeren Tagen ſpornen ſich an, um, gegen die eigenthümliche Welt ankämpfend, ſich in die geiſtige Ueberſchwenglichkeit hineinzuſtürzen. Ich aber ſuchte die Neigung zur Speculation — denn dieſe war es doch, die ſich, noch namenlos, zu regen ſuchte — zur Poeſie, wie die religiöſen Erinnerungen zurückzudrängen, um mich durch die Proſa des Lebens zu berauſchen; und in der That im Ganzen gelang es mir. Voß, Hölty, die Stolberge mit ihren Verbündeten ſchienen doch Manches darzubieten, was auf meine Träume hindeutete, und ich ſuchte mich zu überreden, daß dieſe nur ſo gezügelt und eingezwängt, ſich in einer legitimen Poeſie hervorwagen dürften. Beſonders aber ward von den Freunden Matthiſſon bewundert, der mir nun freilich unter Allen am entfernteſten ſtand. Die Richtung, in die wir gemeinſchaftlich hineingerathen waren, würde noch geiſtig beſchränkender geweſen ſein, wenn nicht ein mächtiger Geiſt der Geſchichte, der uns durch Gelehrſamkeit, Poeſie, Religion und gewiſſermaßen auch durch Speculation beherrſchte, von uns geleſen, bewundert und als der geiſtig vornehme, Alles in ſich vereinigende

Mittelpunkt unſeres Strebens verehrt und hochgehalten wäre. Es war Leſſing. Wenn wir auch ohne Rahbek dieſen Schriftſteller kennen lernten und von ihm angezogen wurden, ſo trug doch ſein Einfluß viel dazu bei, uns für dieſen reichen Geiſt zu gewinnen; auch mich befriedigte er in einem viel höheren Grade, als irgend ein anderer. Goethe freilich verſprach mir größere Schätze, aber ſie waren an unbekanntem Orte tief vergraben. Der Geiſt fehlte, der mir die Stelle anzeigen ſollte, wo der Schatz lag, und wenn ich ihn auch als mir eigenthümlich betrachten mußte und das unruhige Suchen nicht aufzugeben vermochte, wenn ich auch die tiefe Höhle, in welcher er verſchloſſen lag, in vorübergehenden Augenblicken zu kennen wähnte, ſo fehlte mir doch die Zauberformel, die ihn aufſchließen und an das Tageslicht bringen konnte. Leſſing dahingegen umfaßte alle Richtungen der Geſchichte und behandelte ſie alle mit ſicherer Kühnheit und mit verſtändiger, durchſichtiger Leichtigkeit. Ich war nie glücklicher, als wenn ich irgend einen Aufſatz von Leſſing durchgeleſen hatte, er mochte behandeln, was er wollte. Es war nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich

dieſer, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in ſich abgeſchloſſene Form der Darſtellung. Ich las Alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit wahrem Heißhunger. Die Streitigkeiten mit Götze Ernſt und Falk, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ja ſelbſt viele kurze Aufſätze in Miscellen, die ſein Bruder herausgegeben hatte, entzückten mich, wenn ich ſie eben durchgeleſen hatte, wenn ſie mich auch nachher nicht auf eine bleibende Weiſe befriedigten. Die Wolfenbüttelſchen Fragmente hatten keineswegs die Gewalt, meinen in der Kindheit begründeten Glauben zu erſchüttern, ſie wirkten vielmehr umgekehrt, ſie riefen einen entſchiedenen, ja heftigen Widerſtand hervor. Glaubte ich doch ſelbſt bei Leſſing die fortdauernde Verehrung des religiöſen Elementes zu finden; war ihm doch das ſich zudrängende Volk der Aufgeklärten, die ſich ſeine Brüder zu nennen wagten, keineswegs angenehm. Wohl erkannte ich, daß ſeine kleine Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts in ihrer Conſequenz zu einer Anſicht führte, gegen die ich auf jede Weiſe zu opponiren genöthigt war: daß auch das Chriſtenthum in ſeiner geſchichtlichen Form als bloße Entwickelungsſtufe dem fort-

ſchreitenden Gedanken geopfert werden müßte. Aber die Religion war ihm doch die Offenbarung eines göttlichen Willens, und die Betrachtung vermochte dieſe in ihrer Tiefe niemals zu ergründen. Mußte er doch ſeinen eigenen Verſuch nur als einen halb mißlungenen, ſeine kleine Schrift als eine unvollſtändige betrachten. So blieb mir die Religion noch immer ein heiliges unergründliches Myſterium, obgleich ich das Bedürfniß, mich einer Gemeinde anzuſchließen, oder an einem Gottesdienſt, an dem Sakrament Theil zu nehmen, gar nicht empfand. Ich erkannte den geheiligten und tiefſten Mittelpunkt meines Daſeins an, aber ich duldete ihn nur, denn der Genuß des Tages, Wiſſenſchaft und Leben nahmen mich ganz in Anſpruch. Und dennoch konnten auch dieſe mich nicht befriedigen und wieſen unabläſſig nach einem Höheren hin, welches die Gedankenwelt, in der ich lebte, mehr zu verbergen als zu enthüllen ſchien.

Doch ich kehre zurück zur Darſtellung unſeres damaligen Lebens. Es äußerte ſich in dieſem jene hoffnungsvolle Zuverſicht, deren eigentlicher Grund

und Boden, wie er ſich auch äußern mochte, doch ein Glaube an das Daſein war, der noch nicht durch zerſtörende Zweifel durchwühlt und in allen Lebensmomenten verzehrt war. Selbſt das Theater und die Luſt zu dieſem bewies eine Sehnſucht nach einem Höheren, welches das gewöhnliche Leben verhüllte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Ein über alle Kritik liegender Glaube an ſeine Wirklichkeit herrſchte vor. Zwar nahmen wir an den Verirrungen der Bühne Theil, wir gewöhnten uns, an einem Geringeren, ja ſelbſt Unwürdigen Freude zu finden. Wir ergötzten uns, wo wir nicht durften, an Darſtellungen, die wir in ihrer Plattheit hätten erkennen und abweiſen ſollen; aber dennoch lag in der Aufregung ſelbſt ein Moment, welcher uns über die engen Schranken, in welchen wir uns bewegten, hinauszuführen vermochte. Freilich iſt die tägliche Befriedigung, die man in einem Geringeren findet, höchſt gefährlich, ſie ſtumpft den Sinn immer mehr ab; aber wenn wir durch irgend ein Ereigniß gewaltſam aus der lockenden Umgebung herausgeführt werden, ſo entdecken wir in dieſer ſelbſt, die nun als ein Ganzes gegenſtändlich vor uns liegt, ihre Schranken; und was uns früher

Befriedigung gewährte, ja ein geiſtig Förderndes zu ſein ſchien, tritt uns als ein Hemmendes entgegen. Eine höhere Fügung, die ich dankbar anerkenne, benutzte die eigene Thorheit, um mich in eine ſolche, mir heilſame Stellung zu verſetzen.

Doch in Kopenhagen betäubte ich mich immer mehr und mehr in der Luſt, die mich umgab. Es war noch ein Lebensmuth in Allem, ein friſches, natürliches Streben, nichts bloß aus einer ermatteten Reflection Entſtandenes, erſt Getödtetes und dann künſtlich Gemachtes, nichts ſich in ſeiner Hohlheit Spreizendes und mit hüpfender Geiſtreichigkeit Uebertünchtes, wie es ſich mir in meinem höheren Alter aufdrängte und meinen Widerwillen, ja meinen Zorn erregte.

Die däniſche Jugend liebte damals die geſelligen Freuden, nicht die erſchlaffenden Diné's, die ſpäter Mode wurden, vielmehr die luſtigen abendlichen Trinkgelage, die freilich oft bis in die Nacht hinein dauerten. Man glaube nicht, daß dieſe etwa ſo beſonders unmäßig waren, vor Allem nicht da, wo Rahbek dieſe geſellige Luſt leitete. Der Wein, den wir genoſſen, ward mehr beſungen als getrunken. Die Zeit,

in welcher ich lebte, und die nahe Vergangenheit, die gefeiert wurde, bildeten in Dänemark besonders die Epoche der Trinklieder aus. Sie faßten freilich eine cynische Ansicht des Lebens auf. Ihr Hauptthema war muthige Sorglosigkeit, die alle Bedrängnisse des Lebens als ein heiteres Spiel mit Humor auffaßte, belächelte und mit Leichtigkeit abwies. Wenn ich diese Lieder — und Rahbek selbst hat mehrere verfertigt — wie sie durch eine Menge Dichter entstanden waren und noch für unsern lustigen Kreis zu meiner Zeit gedichtet wurden, überschaue, so muß ich vorzüglich den Reichthum, der in dem scheinbar einfachen Thema sich aufthat, die immer von neuem ergötzende Mannigfaltigkeit der Bilder und Darstellungen bewundern, so wie die natürliche Leichtigkeit der dichterischen Sprache. Man sah aus dieser, daß wir mit ganzer Seele dabei waren, und ich gestehe, daß es mir schwer wird, diese fröhlichen Momente meiner früheren Jugend mit dem Gefühl einer besondern Reue zu betrachten.

Wir hatten uns einige Tage hindurch mit einem Eifer, den ich wohl belächeln kann, mit einem Stück, oft mit einem mittelmäßigen, beschäftigt. Es war uns

während dieſer Zeit wichtig und bedeutend. Wenn nun die Rollenvertheilung ſtattgefunden hatte, ſuchte ein jeder ſich in die ſeinige lebendig zu verſetzen. Es war uns ein ſehr ernſthaftes Geſchäft. Wir trieben von dieſem Augenblick an leicht nicht etwas Anderes, und betrachteten den Tag der Aufführung wohl nicht ganz ohne Sorge, aber doch als einen Tag des zukünftigen Triumphs. Nun kamen die luſtigen und auch manchmal quälenden Stunden der Proben, die Unordnung ſteigerte ſich, Rahbek tadelte, wies zurecht, belehrte. Vergebens drang er darauf, daß wenigſtens die Generalprobe mit der Genauigkeit einer wirklichen Ausführung dargeſtellt wurde. Mancherlei äußere Bedürfniſſe fehlten noch und mußten eilig herbeigeſchafft werden. Die Frauenanzüge der jungen Männer waren ſelten vollſtändig bei der Hand; die letzte Probe ſchloß gewöhnlich mit Sorgen mancherlei Art, aber ſie dienten nur dazu, die Aufmerkſamkeit eines Jeden für die Stunde der Aufführung in Spannung zu erhalten. Dieſe kam heran, wir erfuhren leicht durch Mitglieder der Geſellſchaft, die nicht mitſpielten, die Zufriedenheit der Zuſchauer. Gewöhnlich glaubte ein Jeder, daß er Grund habe, mit ſich zufrieden zu

ſein, und ſo ſtrenge Rahbek auch in den Proben war, ſo milde beurtheilte er doch gewöhnlich begangene Fehler bei der Aufführung. Nach dieſer zeigte er ſich faſt immer mit Allem zufrieden. Es war ihm ſelbſt darum zu thun, die Fröhlichkeit des nun folgenden Gelages nicht zu ſtören; und irgend ein luſtiger Irrthum, der dem Ganzen nicht ſchadete, ward ſo aufgefaßt, daß er nicht kränkte, vielmehr die Luſt nur ſteigerte.

Die Zuſchauer hatten ſich entfernt, ein Jeder warf ſeine Theaterkleider ab. Ein langer Tiſch ward auf der Bühne zwiſchen den Couliſſen des letzten Akts gedeckt, und das frohe, aber frugale Mahl nahm nun ſeinen Anfang. So lange es auch dauerte, leerte doch kaum Einer ſeine Bouteille; die Geſpräche waren mancherlei Art; von dem gegebenen Stücke wurde gar nicht geſprochen, wenn nicht irgend etwas bei der Aufführung zu einem heiteren Scherz Anlaß gab. Oft nahmen die Geſpräche eine ernſthafte Wendung, aber dieſe bot ſich dann auf eine natürliche Weiſe dar. Der aufgeregten innerlich fröhlichen Stimmung ſagte der Ernſt beſonders zu. In dieſen Stunden kamen dann die Werke und die Schickſale däniſcher

Dichter zur Sprache. Mir waren zwar die vorzüglichsten Werke der däniſchen Poeſie ſchon von früher Jugend an bekannt. Die beiden Heroen der nahe liegenden Vergangenheit ſtellten die beiden ſich widerſtrebenden Momente meines eigenen Daſeins dar, Ewald den trüben Ernſt und Weſſel den leichtſinnigen Uebermuth. Beide waren höchſt eigenthümliche, ja merkwürdige Männer. Die Poeſie hatte zerſtörend auf ihre äußere bürgerliche Stellung gewirkt. Ewald beſonders hatte ein verworrenes abenteuerliches Leben geführt, Weſſel lebte ohne irgend eine Anſtellung in ſorgloſer Geſelligkeit, beide lebten dürftig, wie beide auch in ihrem beſten Alter ſtarben. Ewald war ein wahrer Dichter, viel tiefer als die Schule, aus der er hervorgegangen. Es war die damals noch herrſchende engliſche, die durch Milton, Pope und Andere, wohl auch durch deutſche Dichter repräſentirt wurde. In ſeinen Stücken, wie „Baldur" und „die Fiſcher" kommen Gedichte vor, welche die allertiefſte dichteriſche Anſchauung ausſprechen. In dem letztern Stück ein Lied, welches ſich wohl vergleichen läßt mit Goethe's Fiſcher; dieſelben dichteriſch myſtiſchen Anſchauungen von den Lockungen des Waſſers ſprechen

ſich auf eine ergreifende Weiſe aus, und das Gedicht iſt, irre ich nicht, älter als das von Goethe. Dieſer war ihm während ſeines Lebens kaum bekannt geworden. Ewald, dem von der Natur begünſtigten Dichter, eröffnete ſich zuerſt die anmuthige Tiefe der vaterländiſchen Sprache, die geiſtige Beweglichkeit, die ſich an den verborgenſten Gedanken des in ſeinem Innerſten erſchütterten Gemüths anſchmiegt, und die Töne der Luſt wie des Schmerzes aus dem Innerſten der erſchütterten Seele hervordringen läßt. Seine Harfe ſchlug zuerſt und früher, als Goethe in Deutſchland hervortrat, die bebenden Saiten an, deren Muſik ſich durch Oehlenſchläger ausbildete. Mit Recht wird er von ſeinem Volke verehrt. Ich muß ihn in dankbarer Erinnerung feſthalten, denn fortdauernd mahnte er mich an den verborgenen Schatz, den ich in mir trug, der mir immer entſchlüpfte, wenn ich ihn ergreifen wollte. Zwei ſeiner Lieder ſind national geworden, und mit Recht. Das eine beſingt Dänemarks Ehre, Ruhm und Stärke, ſeine Seemacht. „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt," ſo hebt es an — es war Dänemarks größter König, Chriſtian IV. Schon im höheren Alter leitete er ſelbſt eine See-

ſchlacht mit den Schweden; in der Hitze der Schlacht traf ihn ein Splitter, verwundete ſein Auge und ſtürzte den alten Helden nieder. Schon brach die Verwirrung auf dem Schiffe los, der Muth ſank, man glaubte den König todt. Da richtete er ſich ſtark und kühn auf, ein Tuch verbarg das blutende Auge, und er rief: „Muth, ihr däniſchen Männer, der König lebt!“ Und ſo blieb er Stunden lang ſtehen, leitete die Schlacht und errang den Sieg. Das blutige Schnupftuch wird noch aufbewahrt, ein jeder Däne verehrt es wie eine heilige Reliquie, keiner ſieht es, ohne tief bewegt an die verſchwundene Größe Dänemarks zu denken und an den großen König, der eingeengt durch eine ihm abgedrungene Handfeſte und durch die Gewalt eines übermüthigen Adels, allein durch die Macht ſeiner ſtarken Perſönlichkeit ſein Land beglückte. An dieſe Erinnerung knüpft ſich das Lied und ſie lebt in einem jeden Dänen fort durch dieſes. Das zweite beſingt das kecke Leben der Seefahrer überhaupt. Es fließt leicht und nirgends geſtört in einem ungehemmten lebendigen Strome der immer ſtärker hervorrauſchenden Begeiſterung fort. Das Bewunderungswürdige an dieſen Liedern iſt die

vollendete dichterische Präcision des Ausdrucks. Man findet kein überflüssiges Wort, keine Spur von Zwang, ein jedes Wort steht an seiner Stelle, es ist eine wahrhaft klassische Vollendung, wie in Goethe's gelungensten Gedichten. Zwar war Ewald nicht mannigfaltig und reich wie Goethe, aber die wenigen tiefen Saiten, die er anschlug, bebten in meinem Innersten wieder und gehörten derjenigen, mir noch dunkeln Welt zu, nach welcher mich Goethe hinzog. Und dennoch sollte auch dieser Dichter durch die Art, wie meine Umgebung ihn auffaßte, einen Grund zum innern Widerstande hervorrufen. Ein Stück, genannt: „das dramatische Journal," hatte in den siebziger Jahren einen heftigen Streit zwischen den Offizieren und der studirenden Jugend erregt; es kam zu Thätlichkeiten im Parterre und es entspann sich ein heftiger literärischer Kampf. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die zurückgedrängte alte Macht des Parterres mit der abgestorbenen Lust an dem Schauspiel genau zusammenhängt. Die freie öffentliche Meinung durfte sich freilich fast nur hier äußern, aber hier auch lebendig und ungehemmt. Manche Rohheit mag mit der Beschränkung des Parterres ver-

ſchwunden ſein, aber mit dieſer auch das lebhafte Intereſſe. Wir haben es in unſern Sperrſitzen jetzt bequemer, das iſt nicht zu läugnen, aber auch der lebendig wogende Geiſt iſt in dieſe eingeſperrt und kann ſich nicht äußern. Wenn ein Mann, heftig aufgeregt, in deine Stube hineintritt, ſo nöthige ihn zum Sitzen, er wird dann kühler, ſagt Kant in ſeiner Anthropologie.

Jene Streitigkeit nun veranlaßte Ewald, gegen die Offiziere Partei zu nehmen. Er ſchrieb ein Stück, „die brutalen Klatſcher," welches noch zu meiner Zeit als ein Meiſterſtück des Witzes bewundert wurde, beſonders gefiel ſich Rahbek in einer ausführlichen Darlegung der Vortrefflichkeit dieſes Schauſpiels, und ſeine Autorität hatte ein großes Gewicht. An dieſer Bewunderung konnte ich nun durchaus nicht Theil nehmen. Daß ein geringer bedeutungsloſer Kampf, der von keiner Seite ein dichteriſches Intereſſe haben konnte, von einem Dichter, wie Ewald war, durch ein Schauſpiel von mehreren Akten hindurchgeſchleppt wurde, ſchien mir vielmehr bedauernswerth und ſeiner keineswegs würdig.

Weſſel bildete als komiſcher Dichter den Gegen-

ſatz zu Ewald, er war in der engliſchen Schule vorzugsweiſe gebildet wie dieſer, er lebte in eben ſo dürftigen Verhältniſſen, aber ſorglos von einem Tag zum andern, und wenn dieſe beiden Dichter auch nicht ſich wechſelſeitig angriffen, ſo bildeten ſie doch zwei einander gegenüber ſtehende Parteien. Weſſel war ein geborner Norweger und der Stolz der norwegiſchen Geſellſchaft, von welcher ſpäter die Rede ſein wird. Sein Humor erinnerte an den des Buttler im Hudibras, und ſein komiſches verſificirtes Drama „die Liebe ohne Strümpfe" (**Kaerlighed uden strömper**), in welchem das hohle Pathos franzöſiſcher Tragödieen belächelt wird, iſt voll Witz und Laune. Weſſel wurde als der erſte komiſche Dichter ſeit Holberg betrachtet; auch ſeine Einfälle wurden in unſern Geſprächen häufig wiederholt, und obgleich mir dieſe, wie ich geſtehe, wenig zuſagten und dieſe Art der Parodieen mir keinen ſonderlichen dichteriſchen Werth zu haben ſchienen, ſo ließ ich mir dennoch ſeinen leichten Witz gern gefallen, in dem genannten Drama, wie in ſeinen komiſchen Erzählungen. Auch Baggeſen ſchloß ſich an ſeine Manier in den Erzählungen an, als er zuerſt hervortrat. Das lockere Le-

ben dieſes Dichters lieferte eine Menge Anekdoten, die ihn faſt eben ſo berühmt machten als ſeine Gedichte, und Jedermann im ganzen Lande bekannt waren. Sie bilden mit ſeinen Gedichten, kann man ſagen, ein Ganzes, um ſo mehr, da er eben ſo wenig wie Ewald ein fruchtbarer Schriftſteller war. Das Drama war ſein größtes Werk, ſeine Erzählungen ſind nicht ohne Reiz, aber leicht hingeworfen, und er war durch ſeine Trägheit wie durch ſeine Laune bekannt. Wenn er durch irgend eine Arbeit eine Summe erhielt, ſo ward dieſe in wenigen Tagen leichtſinnig verſchleudert; ſeine Freunde ſuchten dann wohl ſich eines Theiles ſeines Geldes zu bemächtigen, um ſeine gewöhnlich ſehr vernachläßigte Garderobe wieder herzuſtellen. War die Summe verzehrt, ſo wurden die beſten Kleidungsſtücke verſetzt. Als er einſt genöthigt war, auf eine ſolche Weiſe ein Paar neue Stiefeln zu verſetzen und zu den alten vertretenen ſeine Zuflucht zu nehmen, fand er in dem einen einen Widerſtand, und entdeckte zu ſeiner Freude ein Packet von Banknoten. Er war, erzählte man, wenn er eine in ſeinen Augen bedeutende Summe beſaß, gegen ſeine Freunde zurückhaltend, ja hochmüthig.

Im Theater ſtehend zeigte er ſich einſt ſo gegen die Freunde, die neben ihm ſtanden; auf einmal ward er höchſt freundlich und geſprächig. „Was iſt dir begegnet," ſagte einer von dieſen, „du biſt ja wie wie verwandelt?" „Man hat mir," antwortete der Dichter, „ſo eben das Geld aus der Taſche geſtohlen." — Auf der Straße fiel ihn ein Hund an; er griff nach einem großen Stein, warf dieſen nach dem Hund und traf ihn ſo, daß er ſtarb. Der Eigenthümer, ein großer vierſchrötiger Schlächter, beſchloß, ſich zu rächen. Er hatte ſich die Perſon bezeichnen laſſen, und als er ihn auf der Straße traf, ſtellte er ſich ihm trotzig entgegen. „Heißen Sie Weſſel?" fragte er; der Dichter bejahte es, und der Schlächter gab ihm einen heftigen Schlag. Weſſel ſah wohl ein, daß er ſich gegen dieſe vierſchrötige Figur nicht wehren konnte, fragte ihn trotzig: „Iſt es Ernſt oder Spaß?" „Das iſt mein voller Ernſt," verſicherte der Schlächter mit einer drohenden Miene. „Nun," erwiederte der Dichter, „das habe ich auch vorausgeſetzt, denn als Spaß wäre es zu grob." Der Schlächter wurde durch dieſe Antwort ganz verwirrt, und die Umſtehenden, die den allgemein be-

kannten Dichter erkannten, gaben lachend zu, daß er den Schlächter beſiegt hatte.

Unter ſeinen geſammten Gedichten findet man eine Grabſchrift, die er in einer luſtigen Stunde auf ſich ſelbſt verfertigte, ſie iſt charakteriſtiſch und lautet:

Er aß und trank, war niemals froh,
Schief trat er ſeine Stiefeln nieder.
Ihm war die Arbeit — eben ſo
Zuletzt das Leben ſelbſt zuwider.

(Han aad og drak var aldrig gaud.
Gik sine Stövlehäee skiäve'
Han ingenting bestille gad,
Tilsidst gad han ey heller leve.)

Es kömmt hier ein Wort vor, welches ſich durchaus nicht überſetzen läßt. **Han gad ingenting bestille** heißt wörtlich: er möchte Nichts thun; aber in dem däniſchen Wort iſt die Trägheit auf eine Weiſe ausgedrückt, die ſich nicht wiedergeben läßt. Wenn der Däne in einem ſchleppenden, weichen, langſamen Ton ſagt: „**Jeg gider ikke**“ ſo liegt in dieſen Worten und in der Art, wie ſie ausgeſprochen werden, ein ſo tiefer Ausdruck von Faulheit und Indolenz, daß das Deutſche „ich mag nicht,“ wenn auch noch ſo träge ausgeſprochen, dagegen völlig bedeutungslos,

oberflächlich und unschuldig genannt werden muß; und wenn man die Grabschrift liest, so glaubt man den Dichter zu erblicken, wie er nach seiner eigenen Schilderung das Leben aus träger Langeweile aufgiebt und gähnend stirbt.

Wenn bei unsern ernsthafteren Gesprächen die Rede von Wessel war, so fand ich auch hier Gelegenheit zu einer Opposition, die ich freilich nicht laut zu äußern wagte. In meinen jüngeren Jahren suchte ich in Schriften, die mir von achtungswerthen Männern gerühmt wurden und die mir nicht zusagten, oft mit großer, ja peinlicher Anstrengung den Grund in mir selber, und manche unangenehme Tage habe ich auf solche Weise durchlebt. Wessel hat ein Lehrgedicht geschrieben, auch in damals herrschender englischer Art. Man denkt dabei an die Zeit, in welcher Pope und Addison die trivialsten Moralitäten in Reimen vortrugen. Nicht bloß in den freundlich belehrenden Gesprächen, auch in den Vorträgen hörte ich mit Erstaunen, wie Rahbek dieses Lehrgedicht über alle Gedichte Wessel's zu erheben suchte. Er wäre, behauptete er, nicht bloß der übermüthige Witzling, hier in diesem ernsten Gedichte zeige er sich zuerst als

wahrhafter Dichter. Er ſuchte durch mehrere Vorträge hindurch, das Gedicht zergliedernd, ſeine Vorzüge zu zeigen. Mir war es wohl bekannt, und ich erſtaunte; ich konnte die tiefſinnigſte Speculation nicht mit größerer Aufmerkſamkeit verfolgen als dieſe Vorträge, ich wollte den geiſtigen Schatz, der ſich mir hartnäckig verbarg, mit Gewalt entdecken, und es verging lange Zeit, ehe ich mich entſchließen konnte, mein eigenes, beim erſten Leſen ſich aufdringendes Urtheil, daß dieſes Gedicht nichts enthielt, als gereimte, völlig triviale Lehren, die mir eben ſo ſehr zuwider waren, wie in meinen Knabenjahren die Ermahnungen der Eltern und der Lehrer, gelten zu laſſen. Aber wenn ich nun auch darüber mit mir einig war, ſo entſtand eine andere Unruhe. Rahbek und meine Freunde, die ihm Beifall gaben und die einen imponirenden Einfluß auf mich ausübten, wurden mir ein Räthſel. Ich konnte durchaus nicht begreifen, wie dieſe innere Verſchiedenheit entſtanden wäre, und wie Männern, die ich achtete, das, was mir inhaltsleer und gering war, ſo bedeutend erſcheinen konnte. Es war nicht bei dieſer Gelegenheit allein, in allen Richtungen meiner Studien traf mich nur zu häufig

eine ähnliche Qual. Es war mir nicht wie der jetzigen Jugend vergönnt, was mir nicht zusagte, sogleich und ohne viel Nachdenken zu verwerfen, und ich muß diese Anstrengung, dem Werthlosen einen Werth beizulegen, als ein wirkliches Unglück meiner Jugend betrachten.

Wenn nun in unserm frohen Kreise ernste Gegenstände und Unterhaltungen, die oft belehrend waren, uns während der ersten Hälfte unserer Mahlzeit beschäftigten, so wurde gegen den Schluß der Inhalt der Gespräche, wie lebhafter, so auch lustiger und rücksichtsloser.

Rahbek deutete die veränderte Stimmung der Gespräche gewöhnlich durch das Absingen folgender Strophen aus dem Wesselschen Drama an:

Den Weisesten zu allen Zeiten
Sah man ja oft auf Stöcken reiten,
Doch niemals von der Weisheit fort.
Wir hieraus dieses lernen können,
Man darf sich klug, wie er war, nennen,
Und Narr doch sein, am rechten Ort.

Rahbek hatte eigentlich gar keine Stimme. Das Lied klang wie ein Nachtwächterlied, und seine Rede unterschied sich von seinem Gesange fast nur dadurch, daß der Fistelton, in dem er gewöhnlich sprach, höher, schneidender und schärfer ward. Dieser Gesang war nichts weniger als angenehm; die Bemerkung, daß man zuweilen ein Thor sein dürfe, ohne die Ansprüche auf Klugheit aufzugeben, einige Mal wiederholt, kam mir etwas albern vor. Diese Art der Thorheit, sollte sie eine Bedeutung haben, müßte, glaubte ich, aus heiler Haut hervortreten und ohne alle Bemerkung. Diese Reflection selber schien mir eine Thorheit, die jenseits der Grenzen der erlaubten läge: und dennoch hat dieser schlechte Gesang und dieses triviale Lied mit einer großen Gewalt sich in meine Erinnerung hineingebohrt, und jene frohe Stimmung glücklich und heiter verlebter Jugendstunden wird mit ihm wach. Ich reflectirte während des Gesanges weder über diesen, noch über die Reflection, und das leichte Spiel mit allen Lebensverhältnissen, der Scherz und die Einfälle, die sich aneinander reihten, stärkten, ergänzten, immer bedeutungsvoller wechselseitig hervorriefen, daß oft der echte Witz mit seinem schweren

Inhalt in leichter anmuthiger Bewegung wie ein bedeutungsvoller Genius zum Vorschein kam, uns überraschte und entwich, gaben diesen Abenden und Nächten einen Werth, den sie mein ganzes Leben hindurch behalten haben. Es war das Thema zu einem Lustspiele des ganzen Daseins, welches mitten aus dem tiefsten Trauerspiel in den mannigfaltigsten Variationen mich bis in mein höchstes Alter begleitet hat; es war die innige Freude an dem heiteren Scherz, die schuldlose Ironie, die den Ernst des Lebens begleiten muß, wenn dieser nicht seine lebendige Bedeutung verlieren soll. Mir sind diese Stunden unschätzbar geblieben, denn eine anmuthige Gunst des Schicksals muß man es nennen, wenn die Grazien nicht ganz entweichen aus dem Kreise tanzender Faunen und Satyren.

Man hat wohl oft den Nordländern vorgeworfen, daß sie eine große Neigung zum Trinken haben, aber ich darf behaupten, daß die Abende, die wir auf solche Weise in rücksichtsloser Freude zubrachten, selbst wo sie auf der bedenklichen Grenze des Schicklichen hin und herschwebten und schwankten, doch niemals in die geistesleere Plumpheit und Rohheit hineinsanken,

die mich auf eine widerwärtige Weise zurückscheuchten, als ich dem ersten Biergelage deutscher Burschen in Jena beiwohnte.

Allerdings schlossen diese Abendgesellschaften tief in der Nacht hier und da mit einem leichten Rausch, die Gespräche wurden lauter, durchkreuzten sich in allen Richtungen: aber das widerwärtige, barbarische Gebrülle, der Ausdruck einer thierisch gewordenen Lust ließ sich niemals hören. Geschichten aus früheren Zeiten, lustige und seltsame Ereignisse, durch Betrunkenheit hervorgerufen, waren am Schlusse der Mahlzeit freilich beliebte Gegenstände des lebhaften Gesprächs. Es soll nicht geleugnet werden, daß frühere Dichter sich durch eine unglückliche Neigung zum Uebermaaß im Trinken mehr oder weniger auszuzeichnen pflegten. Ein paar Ereignisse, durch diese Neigung entstanden, mögen hier ihren Platz finden. — Ein Dichter, St..., welcher, wie Mehrere, sorglos in den Tag hineinlebte, fand eine Zuflucht bei dem reichen und mächtigen adeligen Besitzer einer reizenden Insel. Dieser hatte ihn zu seinem Bibliothekar gemacht, und er war der Gegenstand seiner oft sehr derben Scherze. Dem St., der nur zu gern trank,

ward einst so viel starker Wein gereicht, daß er alles Bewußtsein verlor; ein Schiff war zum Absegeln fertig, ein günstiger Nordwest schwellte die Segel, aller Wahrscheinlichkeit nach konnte es in wenigen Stunden seinen Bestimmungsort, Hadersleben im Schleswig'schen erreichen. Der arme St... ward bis auf das Hemd ausgezogen, und in die Koye des eben absegelnden Schiffes gelegt. Alles gelang, wie man es erwartet hatte. St... wurde der Verabredung gemäß nach einem Gasthofe gebracht, der Schiffer ließ sich eine Stube anweisen, brachte ihn ausgezogen, wie er war, in seinen Mantel gehüllt, nach dem angewiesenen Gemache, schärfte den Wirthsleuten ein, daß sie ihn ruhig sollten ausschlafen lassen, und ging mit dem Mantel weg. St... schlief noch mehrere Stunden ruhig fort, erwachte nüchtern und sah sich um. Er erstaunte nicht sehr, als er sich an einem unbekannten Orte befand, das mochte er oft erlebt haben, aber daß er sich auf der Insel, auf dem gräflichen Schlosse oder in dessen Nähe befinden mußte, setzte er natürlich voraus. Er blieb liegen, ruhig erwartend, daß Jemand hereintreten solle. Endlich öffnete sich die Thüre, und eine deutsche Dienstmagd trat herein. Un-

glücklicher Weiſe ſprach St... kaum Deutſch, und die platte Sprache war ihm völlig unverſtändlich. Als er die fremde Tracht der Magd erkannte und ſich auf plattdeutſch anreden hörte, erſchrak er heftig. Die Magd verſtand ihn eben ſo wenig, und nur mit großer Anſtrengung gelang es ihm, ihr begreiflich zu machen, daß ſie ihm ſeine Kleidungsſtücke reichen möchte. Die Magd ſuchte in der ganzen Stube und fand keine. Der boshafte Scherz war nur zu ſehr gelungen, und wie der Graf ſeinen Dichter und Bibliothekar aus der Lage, in die er ihn verſetzt, rettete, ward nicht erzählt.

Ein zweites Ereigniß, durch Betrunkenheit hervorgerufen, war in der That echt komiſch. Ein neues Lokal war, irre ich nicht, auf Friedrichshoſpital, eingerichtet. Die mediciniſchen Kandidaten veranſtalteten ein großes Einweihungsfeſt. Ein jeder hatte das Recht, Gäſte mitzunehmen, die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, und Viele kamen bei der Menge der Verſammelten kaum mit einander in Berührung. Als in der Nacht die Gäſte auseinander gingen, und nur wenige zurückblieben, fand man zwei Betrunkene, die Keiner kannte. Man wußte nicht, wo man ſie hinbringen ſollte. Ein

verheiratheter Mann, Herr Cramer, bot sich an, sie in seinem Hause aufzunehmen. Mit vieler Mühe erhielt man in der späten Nacht noch einen Wagen. Die Betrunkenen wurden hineingetragen. Herr C. begleitete sie, sie wurden in seine Gaststube gebracht, von dem Bedienten ausgezogen und in ein zweischläfriges Bette gelegt. Spät erwachte der Eine, sah sich um, wunderte sich, als er sich an einem ihm unbekannten Orte befand, betrachtete seinen Bettnachbar, der ihm ein durchaus Fremder war. Der Zweite erwachte ebenfalls und dieselbe Scene wiederholte sich mit ihm. „Guten Morgen", sagte der Erste und wandte sich an seinen Nachbar; dieser wiederholte den Gruß. „Darf ich fragen, neben wem ich die Ehre gehabt habe, die Nacht zuzubringen?" Herr R. nannte sich. Auf die gleiche Frage nannte sich nun auch Herr S. Es waren beides Literaten der geringeren Art, die von Uebersetzungen aus dem Deutschen sich kümmerlich nährten, also Rivale, die sich wechselseitig dem Namen nach recht gut kannten und nun auf diese seltsame Weise die erste persönliche Bekanntschaft machten. Die Höflichkeitsbezeigungen waren vorbei, und Beide riefen zugleich: „Sie wissen ohne allen

Zweifel, wo wir ſind.“ Keiner wußte es, und ihre Verwirrung ſtieg aufs Höchſte. Die Magd erſchien und fragte, ob die Herrn Kaffee beföhlen. „Vor allen Dingen ſage uns, wo wir ſind?“ „Ih mein Gott,“ rief das Mädchen, „Sie werden doch wiſſen, daß Sie bei Herrn Cramer ſind!“ „Herr Cramer?“ ſprach R., „Herr Cramer?“ wiederholte S., ſie hatten nie Etwas von einem ſolchen Manne gehört. — Der Wirth erſchien, löste das Räthſel, und drei Männer machten auf dieſe wunderliche Weiſe die erſte Bekanntſchaft.

Die Thätigkeit unſeres Vereins blieb aber nicht allein unter uns. Die Neigung, auch als Schriftſteller hervorzutreten, zeigte ſich mehr oder weniger; beſonders waren es freilich kurze Poeſien, wie ſchon erwähnt wurde, Trinklieder oder lyriſche Gedichte, oder elegiſche. Rahbek ſelbſt, beſonders als populärer Schriftſteller unermüdlich, war der anerkannte Beurtheiler, er entſchied, ob ein ſolcher Verſuch gedruckt werden durfte. Wenn wir die populäre Schriftſtellerei unſerer Tage betrachten, ſo ſehen wir zwar, wie ſie ſich in allen Richtungen regt, aber dennoch

iſt diejenige, durch welche man auf die mannigfaltigſte Weiſe die Kenntniſſe des Volks zu berichtigen, zu vermehren, zu erweitern ſucht, bei weitem die überwiegende. Die beſondern Schriften nicht allein, auch die Tageblätter ſuchen geſchichtliche wie naturwiſſenſchaftliche und vor allen techniſche Kenntniſſe durch einen populären Vortrag dem Volke zugänglicher zu machen. Dieſe ganze ſchriftſtelleriſche Tendenz rührt von dem Volke her, welches unter allen europäiſchen Völkern ſich durch den praktiſchen Sinn am meiſten auszeichnete. Die größten und ausgezeichnetſten Schriftſteller, die berühmteſten Naturforſcher in England ſind als populäre Schriftſteller in ihrem Fache hervorgetreten, ja die Naturwiſſenſchaft in ihrer ganzen Breite, alle Entdeckungen derſelben treten aus der Schule heraus, um dem Volke zugänglich zu werden. Von dieſem Lande aus hat ſich die wiſſenſchaftliche Popularität nach Frankreich, und beſonders nach Deutſchland verbreitet. In dem letzten Lande iſt aber die geſchichtliche Seite der Popularität als eine urſprüngliche zu betrachten. Allerdings hat Deutſchland nicht allein ausgezeichnete Naturforſcher in allen Zweigen dieſer Wiſſenſchaft, ſondern auch

unter den ausgebildeten Technikern zeigen sich entschiedene Talente. Aber dennoch kommen uns die größten Entdeckungen sowohl in den Naturwissenschaften überhaupt, wie in der Technik, vom Auslande zu. In England wie in Frankreich wird diese Richtung großartiger betrieben; sie nimmt eine wahrhaft nationale Bedeutung an; es wird aber lange dauern, ehe das deutsche Volk, ja selbst die deutsche gelehrte Jugend im Allgemeinen, einen Sinn für die Naturwissenschaft erhält. Der Deutsche hat eine übewiegende Neigung zur Abstraction; er horcht auf, er vernimmt, aber er vermag nur wenig wahrzunehmen. Er sieht über das Gegebene weg und räsonnirt darüber, er denkt, fast ohne zu leben. Der Schulstreit zwischen Humanisten und Realisten beweist dieses auf eine auffallende Weise. Die erstern haben Recht, denn die letztern wissen selten, was sie wollen. Ein tüchtiges Leben macht sich selber Platz, und wo es herrscht, muß alles Raisonniren schweigen. Man braucht nur unsere Universitäten zu kennen, um zu erfahren, wie vereinzelt die Naturwissenschaft als Bildungsmoment in Deutschland noch da steht. Während diese das ganze Leben umzugestalten verspricht, während die überraschendsten

Entdeckungen mit großer Schnelligkeit sich folgen, bleibt der deutsche Gelehrte in dieser Wissenschaft auf eine bedauernswerthe Weise unkundig: und doch erwartet sie gerade ihre tiefere geistige Ausbildung in Deutschland. Die abstrahirende Philosophie ist ein solcher Versuch im Großen über die Natur weg, ja über das ganze Dasein und das Leben weg zu denken und zu reden. Die populären naturwissenschaftlichen Werke der Engländer werden übersetzt und müssen wohl auch gekauft werden; ich habe aber noch nicht erfahren, daß sie von denen gelesen würden, für welche sie bestimmt sind.

Man sucht auf eine andere Weise, was mit ganzen Schriften kaum gelingen wird, sich Eingang zu verschaffen, man zerstückelt die Wissenschaft bis ins Unendliche und theilt die kleinen Brocken auf homöopathische Weise dem Volke in Pfennigmagazinen mit; aber auch hier sucht das Volk die historischen Anekdoten wie die Rosinen aus dem Brei hervor und läßt diesen ungenossen liegen. Die Geschichte wird aber den Deutschen nicht bloß in populären Schriften, sondern auch in Romanen und Dramen mit tragischer und sentimentaler Sauce zubereitet und darge-

reicht, und Gott weiß, in welcher Gestalt sie das Volk durchdringen wird, wenn die immer gewaltiger sich aufhäufenden Dokumente auf der einen Seite, die ästhetische Verzerrung auf der andern und das vermittelnde Raisonniren, welches sich zwischen beiden ausbildet und von beiden ausgeht, wenn das politische Geschrei, welches dazwischen tönt und alles unter einander verwirrt, wie bis jetzt in steigender Progression zunehmen sollten.

So viel aber ist entschieden, es verbirgt sich, wenn auch noch so chaotisch, eine intelligente Tendenz in dieser Richtung des Tages. Die Neigung, an dieser Theil zu nehmen, wenn auch nicht die Kraft, wächst fortdauernd, und obgleich ein religiöser Sinn wieder wach wird, und mit diesem ein sittlicher, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieser Sinn sich mächtig ausbreitet, wie jenes intelligente und verworrene Streben.

Wie unschuldig, ja naiv, war das ganze literarische Leben, vergleichen wir die Zeit meiner Jugend mit der jetzigen. Die ganze populäre Naturwissenschaft bestand in wenigen Abbildungen von Thieren und Pflanzen, mit welchen man die Kinder zu er-

götzen ſuchte. Das allgemeine Streben der populären Schriftſteller war aber, die Sittlichkeit zu befördern. Man ſchrieb gegen den Luxus, man wollte ein einfacheres, häuslicheres Leben einführen, Alles ſollte höchſt tugendhaft und löblich ſein, nicht ſo ſehr der Staat, die Familien aber ſollten ſich vorzüglich einſchränken, und man ſtemmte ſich, immer lauter mahnend, wenn auch vergeblich, gegen das fortrollende Rad zunehmender Bedürfniſſe und Beluſtigungen. Man hat in einem großen Lande, deſſen Literatur ſich über einige zwanzig Millionen Menſchen verbreitet, nicht leicht eine Idee von der Einfachheit und zuſammenwirkenden Kraft einer beſtimmten Richtung in der Literatur eines kleinen Staats, die ſich, wie damals wenigſtens, völlig einſeitig in der Hauptſtadt des Landes concentrirte. Zwar war der Freiheitstaumel auch hier erwacht und konnte ſich ſelbſt unbefangener äußern als in den meiſten Gegenden von Deutſchland, aber deſſen ungeachtet blieb jene moraliſche Tendenz der Schriftſteller ſehr mäßig, und das große Ziel der Freiheit, glaubte man doch noch immer, müſſe auf einfache Sittlichkeit ſich gründen und eine patriarchaliſche Geſtaltung annehmen. In Kopenhagen ſtand damals

das Volk dem Schriftsteller, dieser jenem näher. Allerdings bildet sich eine enge städtische Literatur in einer jeden bedeutenderen deutschen Stadt aus, aber sie bleibt geringe, ja sie tritt wohl selbst auf eine auffallende Weise gemein hervor; es ist eine Art fortdauerndes Straßengeklatsch, welches sich entschieden von der mächtigeren Literatur, die von der Richtung des Geistes in ganz Deutschland ausgeht, trennt und fast nichts mit dieser gemein hat. In Kopenhagen sollte diese Trennung auf solche Weise nicht stattfinden, und wenn auch das Volk dadurch bessere Tagesblätter erhielt, so entstand doch zugleich das Uebel daraus, daß die Literatur des Landes selber in das momentane Straßengeklatsch herunter gezogen wurde. Armselige persönliche Streitigkeiten erhielten eine geisttödtende literarische Bedeutung, selbst der bessere Schriftsteller wurde in einen Kreis hineingezogen, der jeden höheren, freieren, geistigen Sinn beschränken mußte. Wenn dieses auch durchaus nicht von Nahbek galt, so bebeschäftigten ihn doch literarische Kämpfe der Art mehr wie billig.

Die englische Literatur hatte, wie wir schon gesehen haben, einen größeren Einfluß auf die Ausbil-

dung der allgemeinen däniſchen, als ſelbſt die deutſche. In der Poeſie waren die Engländer faſt immer die Muſter. Youngs Nachtgedanken ſchwebten den elegiſchen, Thomſons Frühling den Dichtern, welche die Natur beſangen, faſt ausſchließlich vor. Im Allgemeinen theilten die Gelehrten den Haß der Engländer gegen die Philoſophie, und eine praktiſche Moral war hier, wie zwanzig bis dreißig Jahre früher in London, die vorherrſchende Tendenz der Schriftſteller. Offenbar ſchwebte dem Rahbek der Addiſon vor, als er ein Blatt, welches, irre ich nicht, ein paar mal wöchentlich, herauskam, gründete. Als ich ihm näher trat, hatte dieſes Blatt ſchon mehrere Jahrgänge erlebt, und als ich vom Auslande zurückkam, lebte es noch. Ich weiß nicht, wie lange es ſich erhalten hat. Es war aber von großem Einfluß, und wie viel auch Rahbek angefeindet wurde, behielt er doch immer unter dem Volke und in den höheren Kreiſen ein beſtimmtes Anſehen. Dieſe Zeitſchrift hatte nun eine äſthetiſch moraliſche Tendenz. Zwar kamen oft politiſche Aeußerungen vor, aber zu den eigentlich kühnen Schriftſtellern gehörte Rahbek keineswegs. Ueberhaupt war er in all ſeinem wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Treiben ein Eklek-

tiker, und wagte nicht leicht, es mit Jemand ganz zu verderben. Zwar hatte er für dieſe Zeitſchrift Gehülfen, doch ward er von dieſen ſo wenig unterſtützt, daß man ihn keineswegs als einen bloßen Herausgeber, vielmehr in der That als Verfaſſer betrachten mußte. In unſerm Kreiſe galt es für eine große Auszeichnung, wenn man irgend einen Beitrag zu ſeinem „Zuſchauer" liefern durfte, ja wenn man nur in dieſem Blatte erwähnt wurde. Das Letztere geſchah gewöhnlich mit mancherlei zierlichen Umſchreibungen und überhaupt erhielt Rahbek's Sprache durch das Bemühen, ſelbſt in den bedenklichſten Fällen einen jeden Anſtoß zu vermeiden, bei einer jeden Aeußerung die gar zu entſchiedene Meinung zu umgehen, und Alles gehörig zu beſchränken, etwas Auseinanderfließendes, eine breite Unbeſtimmtheit, die für mich wenigſtens höchſt abſtoßend war. Da die Gegenſtände dieſes Blattes mich wenig intereſſirten, habe ich kaum ein einziges zu Ende geleſen, und dennoch hat es ohne allen Zweifel, wenn auch nur mittelbar, einen ſtillen Einfluß ausgeübt. Wenn auch manche Oppoſition gegen ſein unbeſtimmtes und furchtſames Herumtappen ſich bei den Entſchiedeneren unter uns

regte, ſo erhielt ſich doch im Ganzen ſein überwiegendes Anſehen. Seine Art zu ſchreiben und zu ſprechen ſteckte uns an, ja ſelbſt ſeine auffallende Eigenthümlichkeit ward nicht ſelten nachgeahmt. Uns ſelbſt mochte das weniger auffallen, dem Nachahmenden am wenigſten; denn dieſe mimiſche Nachbildung einflußreicher Perſönlichkeiten iſt immer bewußtlos; aber in den fremden Kreiſen, die nicht ſo eng an Rahbek ſich anſchloſſen, ja wohl ſeinen Einfluß zu hemmen ſuchten, wollten Viele ſolche Copien erkennen, die dann nicht ſelten Gegenſtand des Geſpöttes wurden. Ich war nicht verblendet genug, um dieſes zu überſehen. Meine perſönliche Zuneigung zu ihm blieb unverändert; ich trat nicht ſelten als ſein eifriger und heftiger Vertheidiger hervor; aber die Ahnung einer gewiſſen Beſchränktheit, einer Armut der Gedanken, eines Ausſchließens des tiefen Geiſtigen, drängte ſich mir doch immer klarer auf. Um gegen Rahbek gerecht zu ſein, muß man die Verhältniſſe, aus welchen ſeine Bildung hervorging, wie die Zeit, in welcher er lebte, erwägen. Ein Mann, der in einem andern Kreiſe hemmend ſein würde, konnte in unſerem auf eine wohlthätige Weiſe anregend erſcheinen, und

er war es wirklich. Er bildete einen belebenden Mittelpunkt, wo dieſer ſonſt durchaus fehlte. Es gab neben ihm däniſche Schriftſteller, die viel bedeutender, tiefer, in ihren Anſichten entſchiedener waren, wie er. Wir erkannten ſie als ſolche, aber keiner übte einen Einfluß auf uns wie er. Auch war ſeine Beſchränktheit ſchon durch ihre Unbeſtimmtheit weniger gefährlich, denn die Jugend liebt eine kecke Einſeitigkeit mehr als das vielſeitigſte Schwanken. Rahbek ſelbſt diente dazu, die Schranken, innerhalb welcher er ſich bewegte, niederzureißen, denn er war ein allſeitiger Verehrer, und unerſchöpflich in vielſeitig umſchriebenen Lobeserhebungen. Unter denen, die von ihm geprieſen, mir beſonders wichtig wurden, nenne ich zwei ſchon alte Männer, die anſehnliche Stellen bekleideten, beide als Schriftſteller in einer ehrerbietigen Entfernung verehrt. Es waren Tygo Rothe und Tetens. Daß beide uns nach einer Region hinwieſen, die geiſtig vornehmer war, als diejenige, in der wir uns bewegten, war uns klar.

Rahbek hat ein ſehr hohes Alter erreicht. In zwei ganz verſchiedenen Entwickelungsmomenten meines Lebens traf ich ſpäter mit ihm zuſammen. Ich habe

aber nie vergeſſen, was ich ihm in meiner Jugend verdankte, ſelbſt nicht, als ich ſeinen Einfluß zu hemmen ſuchte. Er iſt vor ſieben oder acht Jahren erſt geſtorben, und ich habe mich herzlich gefreut, als mein Freund, Biſchof Mynſter, an ſeinem Grabe mit inniger Wärme an die Zeit erinnerte, in welcher er der bedeutendſten däniſchen Jugend ſo wichtig ward.

Dieſe allgemeinere Richtung des geiſtigen Strebens hing zu genau mit dem Leben zuſammen, beſonders mit dem Verhältniß der Jugend zu den Frauen, als daß ich dieſes mit Stillſchweigen übergehen könnte.

Die erſte genauere Bekanntſchaft, die ich machte, war leider für mich nicht glücklich, ſie war von kurzer Dauer, ſie blieb geheim, ich wünſchte ſie übergehen zu können. Wenn ich ihrer dennoch erwähne, ſo geſchieht es nicht, um eine Beichte abzulegen; vielmehr deswegen, weil ein ſolches Ereigniß nicht iſolirt daſteht, weil es auf alle Anſichten des Lebens einen tiefen Einfluß hat, weil es mit der heftigen Beweglichkeit

eine innere Unruhe verbindet, die zu tief wurzelt, um nicht allem Uebrigen, was man erlebt, ja denkt, ein bestimmtes Gepräge aufzudrücken. Dieses ausgenommen, und was der Leichtsinn der Jugend in einer, in dieser Rücksicht nicht streng gesinnten Umgebung augenblicklich hervorrief, behielt meine Ansicht der Frauen jenen idealen Anstrich, den sie früher erhalten hatte. Es ist schwer, über die weibliche Jugend aus eigener Bekanntschaft ein Urtheil zu fällen. Von den älteren Frauen wird ein leicht beweglicher und aufgeregter Jüngling gewöhnlich verzogen. Den zurückgedrängten Ueberresten jugendlicher früher Empfindungen trauen sie keine Gewalt mehr zu und glauben sich ihnen unbefangen überlassen zu können. Der Jüngling läßt sich ein solches Verhältniß gern gefallen, und die Empfindungen, die von Seiten der Frau einen mütterlichen Anstrich erhalten, bleiben von Seiten des Jünglings noch mehr in den Schranken der Kindlichkeit. Anders verhält es sich mit den zarteren Mädchen, diese imponirten mir. Ich will nicht behaupten, daß in Kopenhagen die weibliche Schönheit vorherrscht, doch kann diese Stadt sich in dieser Rücksicht wohl mit jeder andern Hauptstadt des nördlichen Deutschlands

messen. Die Blondinen sind am häufigsten, lebhafte Brünetten seltener. Eben die ruhigsten imponirten mir am meisten. Die Ruhe war mit einer stillen Anmuth, mit einer milden Weichheit verbunden, die unbeschreiblich anzog, obgleich sie anspruchlos hervortrat, und nie etwas Herausforderndes oder Aufmunterndes zeigte. Ich habe nie eine Stadt gekannt, in welcher die Koketterie bei der weiblichen Jugend weniger hervortrat, als in Kopenhagen, und dennoch erschien mir die Haltung der gebildeteren Mädchen, ihre Scheu den jungen Männern gegenüber, nie als Prüderie. Auf dem Lande ließen sich die Mädchen schon mehr gehen, sie suchten auf eine naive Weise dem Jünglinge allerlei Possen zu spielen, die ihn doch manchmal in Verlegenheit setzten, und in eine seltsame, ja bedenkliche Lage brachten. Unter den Mädchen, die meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zogen, und deren Gegenwart mir äußerst angenehm war, gehörten die Töchter eines bürgerlichen Ministers. Sie blieben mir durchaus fern, ich erinnere mich nicht, ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben. Aber ich war glücklich in ihrer Nähe und rief mir gern das anmuthige Bild in die Erinnerung zurück. Die eine heirathete

einen Prinzen. Eben so fern standen mir die Töchter eines theologischen Professors, die ihrer Schönheit wie ihrer Bildung wegen Aufsehen erregten. Sie wurden Beide an Freunde verheirathet; ich sah sie viele Jahre später als Frauen, als sehr liebenswürdige Mütter, und sie hatten die Anmuth der Jugend lange behalten. Eben so gehörte in die Reihe der Frauen, an die ich mit reinem Vergnügen zurück denke, die Braut eines Freundes, eine Blondine, die wohl schon 24 bis 25 Jahr alt sein mochte. Sie erschien öfters in dem Hause des Professor Bang, und wurde von den Söhnen desselben, wie von mir, mit der größten Achtung behandelt. Sie zeichnete sich durch Bildung nicht allein, sondern auch durch Geist aus. Die Jugendlichkeit war mit einem stillen Anstande, ich möchte es fast Würde nennen, verbunden. Die Mädchen erhielten in mir das Bild reiner Weiblichkeit; ich war glücklich in ihrer Gesellschaft, ja selbst wenn ich sie erblickte, und der Eindruck, den sie auf mich machten, war nicht allein völlig leidenschaftslos, sondern auch sittlich wohlthätig.

Doch sollte auch ich leidenschaftlicher aufgeregt werden, und es war nach Allem, was ich von un-

ſerer Neigung zum Dramatiſchen geſagt habe, wohl nicht unerwartet, daß eine Schauſpielerin mich zuerſt ſtärker anzog. Wir erfuhren, daß ein junges Mädchen, bis dahin völlig unbekannt, als Emilie in Leſſings Emilie Galotti auftreten würde. Schwerlich kann eine junge anmuthige Schauſpielerin ſich zum erſtenmal günſtiger zeigen, als wenn ſie als Emilie, geängſtigt und erſchrocken, hereintritt. Die natürliche Angſt verbindet ſich mit derjenigen, die das Stück fordert. Als wir erwartungsvoll daſtanden, als die Heldin des Stücks und unſerer perſönlichen Neigung, erſchrocken auf die Bühne ſtürzte, als die zitternde Stimme ſich hören ließ, als ſie furchtſam hinter ſich blickte, weil ſie ſich noch von dem Prinzen verfolgt wähnte, glaubte ich zum erſten Mal eine Darſtellung mit aller Gewalt der Wirklichkeit und Wahrheit zu ſehen. Ich vermochte das ganze Stück hindurch die Perſon nicht von der Schauſpielerin zu trennen, ſie, die einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, ſchien alles das Furchtbare zu erleben, und als ihr der Vater den Dolch in die Bruſt ſtieß, war ich in Gefahr, die Aufmerkſamkeit der Naheſtehenden zu erregen. Von jeher hat eine Darſtellung rührender Auftritte, ſelbſt

dann, wenn ich den Dichter tadeln muß und mit dem Schauspieler keineswegs zufrieden bin, eine große Gewalt über mich, ja sie kann mich immer bis zu Thränen rühren; aber diese Erschütterung war tiefer, es war ganz entschieden meine erste Liebe. Ich sah sie zum zweiten Mal als Kathinka im Mädchen von Marienburg. Dieses Stück, doch eigentlich geringer Art, führt uns auf eine recht unnatürliche Weise eine Unteroffiziers-Tochter einem Kaiser gegenüber, als ein Musterbild von Schönheit, Tugend, Klugheit, Heroismus, ja Weisheit und gewissermaßen Gelehrsamkeit vor. Ich würde über dieses moralisch doctrinäre Präparat in der Gestalt eines jungen Mädchens gelacht haben, jetzt schien mir Alles natürlich. Nur als sie am Schluß ein Gesetz der Karthager, überfließend von Gelehrsamkeit, citirte, und das fremde Wort nur mit Mühe auszusprechen vermochte, mußte ich freilich lächeln, aber selbst dieses weibliche Ungeschick steigerte ihre Liebenswürdigkeit.

Die junge Schauspielerin war die Abgöttin des Tages, Alte und Junge, Vornehme und Geringe, ja die Frauen wie die Männer waren von Bewunderung hingerissen. So lange ich das dänische Theater kannte,

war keine Debütantin mit ähnlichem Erfolge hervorgetreten. Der fest begründete Beifall der wirklich ausgezeichneten Künstlerin steigerte meine leidenschaftliche und flammende Bewunderung. Ihr Bild drängte sich in mein Inneres hinein, es verfolgte mich allenthalben, aber obgleich ich in einem nicht unbedeutenden Kreise lebte, obgleich dieser einen lebhaften Antheil an allen Ereignissen der Bühne nahm, so war ich doch in keine persönliche Berührung mit der Schauspielerin getreten. Ich litt zwar keinen Mangel, aber meine Verhältnisse waren doch beschränkt. Wie durfte ich hoffen, einem Mädchen nahe zu treten, die ich von der reichsten, vornehmsten, durch Stand wie Schönheit ausgezeichneten Jugend umringt glauben mußte? Ich war freilich so überzeugt von der Reinheit ihrer Gesinnung, daß dieser Kreis von Anbetern mich keineswegs beunruhigte. So lange ich in Kopenhagen blieb, nicht viel weniger als ein Jahr nach ihrem Auftreten, erhielt sich diese stille Neigung in gleicher Stärke. Ich bin während dieser ganzen Zeit ihr nie persönlich nahe getreten. Meine Wohnung war nicht weit von der ihrigen entfernt, ich war glücklich, wenn ich sie sah, ich ging, wie sich

von ſelbſt verſteht, oft an ihren Fenſtern vorbei, und ich darf wohl behaupten, daß dieſe Leidenſchaft in der idealen Reinheit, wie ſie mich beherrſchte, mir heilſam geweſen iſt. Zuletzt hatte ich die Hoffnung, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, völlig aufgegeben; ein jedes unruhige Verlangen war verſchwunden, aber die Hoffnung, ſie aus der Ferne zu ſehen, ſie in der Nähe zu wiſſen, beglückte mich, und als ich Kopenhagen verließ, fühlte ich einen Schmerz der Trennung, der mich ſelbſt überraſchte.

In dem Jahre 1807, in einer kritiſchen Lage, durch Preußens Unglück wie durch mein eigenes Schickſal beunruhigt, kam ich wieder nach Kopenhagen. Es waren ſeltſame Verhältniſſe eingetreten, die mich zum Gegenſtande des allgemeinen Geſprächs machen mußten. Der von mir ſehr geſchätzte H...., der durch ſeine Neigung zum Theater verleitet, Schauſpieler geworden war und von dem früher die Rede geweſen iſt, hatte die bewunderte junge Schauſpielerin geheirathet. Seit ich Kopenhagen verließ, waren dreizehn Jahr verſchwunden. Ich hatte mit H.... früher in einem vertraulichen und freundlichen Verhältniß gelebt, ſein jüngerer Bruder hatte ſich mit herzlicher Innigkeit

an mich angeſchloſſen und blieb bis zu ſeinem Tode einer meiner innigſten Freunde. Ich aber konnte nur wenige Tage in Kopenhagen bleiben; die Spannung, in der ich lebte, und die der Leſer begreifen wird, wenn er ſpäter die Ereigniſſe kennen lernt, die mich auf kurze Zeit nach Kopenhagen führten, erlaubte mir nicht, mit Ruhe frühere Verhältniſſe in die Erinnerung zurückzurufen, und doch muß ich es mir vorwerfen, daß ich es verſäumte, meinen Freund H.... zu beſuchen. Er ſuchte mich auf, und ich verſprach dem gekränkten Freunde, einen Abend in ſeiner Familie zuzubringen. Jetzt nun trat ich zum erſten Mal in die perſönliche Nähe des Gegenſtandes meiner erſten Liebe. Sie war Mutter mehrerer Kinder, die ſie umringten, ich war Ehegatte und Vater. Der friſche Lenz der Jugend war verſchwunden, aber noch war ſie ſehr liebenswürdig, ſo ſtill, beſcheiden, ja ſchüchtern, in der Mitte ihrer Kinder ſo mütterlich anmuthig. Eine Thräne trat in meine Augen, der ſchönſten ſüßeſten Erinnerung meines jugendlichen Lebens geweiht; eine Erinnerung, die ich, rein wie das ganze Verhältniß war, gern zurückrufe. Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen, ich mußte es, neben dem

Mann ſitzend, der Mutter, von ihren Kindern umringt, ſagen, was ich damals für ſie gefühlt hatte, und wie ſie mich als ein warnender und ſchützender Engel lange Zeit begleitet habe. Ich glaubte, daß dieſe Neigung mein eigenes ſtilles Geheimniß war, denn wenn auch Freunde ſie gemerkt hatten und mich gelegentlich neckten, ſo glaubte ich doch mit Gewißheit, daß ſie die Tiefe meiner Leidenſchaft nicht ahneten. Von dem Gegenſtande meiner Liebe glaubte ich nie bemerkt zu ſein. Mein Freund und ſeine Frau hörten mir mit Aufmerkſamkeit zu. Vollkommen unbefangen und, wie es ſchien, unwillkürlich, ſagte die Frau, nachdem ich meine Erzählung geſchloſſen hatte, die doch faſt wie eine verſpätete Liebeserklärung klang: „Ich erinnere mich, Sie wohnten damals nur wenige Häuſer von mir.“ „Mein Gott!“ rief ich aus, „Sie wußten alſo, wo ich wohnte? Ich war Ihnen nicht unbemerkt geblieben? Wie ganz anders würde ſich Alles geſtaltet haben, wenn ich auch nur eine Ahnung gehabt hätte von meinem Glück, welches ich mir damals nicht zu träumen wagte.“ Eine ſchnelle Röthe überflog das liebliche Geſicht, und mir ſchien es, als kehrte alle Anmuth der Jugend und

das ſtille Glück der verſchwundenen Tage zurück. Doch erſchien ſie bald wieder mit der ſtillen mütterlichen Ruhe, die ihr ſo wohl ſtand, und ſprach leicht ſcherzend: „Glauben Sie, daß junge Mädchen ihre Anbeter nicht entdecken? In dieſer Rückſicht ſind ſie alle ſcharfſichtig.“ —

Mein damaliger Aufenthalt in Kopenhagen hatte mich in Verhältniſſe hineingezogen, die mich tief erſchüttern mußten. Es war einer der bedenklichſten Momente meines oft unruhigen, bunten Lebens, aber dieſes liebliche Ereigniß trat auf eine ſo milde, beſchwichtigende Weiſe hervor, die aufgeregte Gegenwart ſchloß ſich ſo unmittelbar an die ſchönſten Momente der Vergangenheit an, daß ich innerlich mit mir ſelber und mit der Welt verſöhnt das Haus verließ. —

Wiſſenſchaftliches Treiben.

Ich habe ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie wohlthätig im Ganzen der Einfluß war, den Rahbek auf uns ausübte, wie wenig die Beſchäftigung, in die wir hineingezogen wurden, unſere Studien ſtörte.

Sie verhinderte nur die ſtarre, oft geiſttödtende vereinzelnde Einſeitigkeit; und indem ich unſer wiſſenſchaftliches Treiben in dieſer Zeit darzuſtellen ſuche, muß ich die Scene verändern. Wir verſetzen uns alſo in die Familie meines Onkels, des Profeſſor Bang. Ich habe ſeiner ſchon oft erwähnt, auch ſeine eigenthümliche Weiſe darzuſtellen geſucht. In ſeiner Familie trat dieſe beſonders hervor. Er zeigte ſich hier von Seiten ſeiner Perſönlichkeit als eine innerhalb ihrer Schranken in ſich abgeſchloſſene und von vielen Seiten unzugängliche Natur. Seine Frau war heiter, eine jüngere Schweſter eben ſo, die Schwiegermutter, die im Hauſe lebte, und eine ältere Schweſter, die eben keine Schönheit beſaß, waren, wie die meiſten, und ich wüßte nichts Beſonderes von ihnen zu ſagen.

Der alte Herr, mit ſeiner ſehr ausgedehnten Praxis den ganzen Tag hindurch beſchäftigt, erfuhr faſt gar nicht, was im Hauſe geſchah. Er war zufrieden, wenn wir uns zu Mittag zur rechten Zeit einfanden. Der Frau war Alles recht, was ſie etwa erfahren mußte, und obgleich ſie an einer ſehr beſchwerlichen Krankheit litt, war ſie doch jederzeit, wenn dieſe ihr

Ruhe ließ, guter Laune und zu manchem Scherze geneigt. Die anſehnlichen Räume, die von Profeſſor Bang bewohnt und nach der damaligen Art ſehr ſtattlich eingerichtet waren, nahmen ein hohes Parterre ein. Er ſah ab und zu bei ſich eine große Geſellſchaft, die ſich gewöhnlich Mittags verſammelte, und zwar ſo, daß die Frauen den Nachmittag hindurch bis ſpät Abends zuſammenblieben, während die Männer ſich entfernten, ihren Geſchäften nachgingen und Abends ſich wieder einfanden. In Kopenhagen herrſchte damals die allgemeine, faſt in ganz Europa verbreitete Sitte des Kartenſpiels im höchſten Grade vor. Es war eine Kunſt der Hausfrau, die ganze Geſellſchaft auf eine, den Gäſten angenehme Weiſe, an die Spieltiſche zu vertheilen; nicht einmal bei dem Eſſen wurde das Spiel unterbrochen. Kleine Tiſche, die eben deshalb in großer Anzahl vorräthig ſein mußten, wurden gedeckt und an die Spieltiſche geſetzt. Ein jeder der Spielenden erhielt einen. In der ganzen Geſellſchaft herrſchte dann eine feierliche Stille, ſelten hier oder da von einem leiſen Geſpräch unterbrochen; wenn nicht etwa Mädchen oder Jünglinge, was ſelten der Fall war, an einer großen Tafel in der Neben-

ſtube, um die Spielenden nicht zu ſtören, mit Lotterie und allerlei ſonſtigen Geſellſchaftsſpielen beſchäftigt waren. Meine Freunde ſaßen gewöhnlich wie die übrige Geſellſchaft an irgend einem Spieltiſch. Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen alle Kartenſpiele gehabt. Innerlich ſo unruhig, ſo mannigfaltig beſchäftigt, war es mir unmöglich, meine Aufmerkſamkeit auf den Fortgang der Spiele zu richten. Die Art, wie mir das Kartenſpiel beigebracht wurde, mag auch dazu beigetragen haben, dieſen Widerwillen zu ſteigern. Während ich mich auf dem Lande aufhielt, bemerkte die Großmutter und Mehrere als einen großen Fehler in meiner Erziehung, daß ich mit keinem der bekannten Spiele vertraut war. Ich erhielt nun, während um Rechenpfennige geſpielt wurde, förmlichen Unterricht im L'hombre, Whiſt und Boſton. Die langweiligſten Stunden des Schulunterrichts waren mir ergötzend, wenn ich an dieſe dachte. Fortdauernd wurde mein Mangel an Aufmerkſamkeit ſtrenge getadelt. Ich konnte dadurch das ganze Spiel verwirren und verderben. Die weiblichen Verwandten waren ſehr geneigt, mich für durchaus einfältig zu erklären und verloren zuletzt alle Geduld. Ich ward

von dem mich quälenden Unterrichte befreit, vergaß ſchnell Alles, was ich gelernt hatte, und der Mechanismus der herrſchenden Kartenſpiele iſt mir ſeitdem durchaus mein ganzes Leben hindurch fremd geblieben. Erſt viel ſpäter zogen mich die Hazardſpiele an und hätten mir leicht gefährlich werden können. In meiner eigenen Familie hat wohl ab und zu ein Kartenſpiel dazu gedient, ſich mit den Kindern durch jene leichteren Kinderſpiele eine langweilige Stunde zu vertreiben; für die bei mir verſammelten Gäſte aber waren ſie nie da. Es ward nie in meinem Hauſe geſpielt. In Dänemark gab aber dieſe Unfähigkeit mir eine eigene Stellung zur Geſellſchaft. Keiner wollte glauben, daß ich ſo unwiſſend wäre in einer Fertigkeit, die ſo allgemein verbreitet war und bei einem jeden jungen Mann vorausgeſetzt wurde, der damals an der ſogenannten guten Geſellſchaft Theil nahm. Wenn ich des Abends unter die verſammelten Gäſte trat, kam mir die Hausfrau mit einer Karte entgegen, kaum wartete ſie den Gruß ab. „Ich habe einen L'hombretiſch für Sie arrangirt mit Herrn A. und Madame B., es wird Ihnen angenehm ſein.“ „Ich bedaure,“ antwortete ich, „ich ſpiele nicht

L'hombre." „Es iſt fatal," erwiederte die Frau, „wie konnte ich das vermuthen, ich muß jetzt ein anderes Arrangement treffen. Sie ſuchte es einzurichten, placirte einen Andern an den L'hombretiſch und wies mir eine Whiſtpartie an. „Ich ſpiele nicht Whiſt," mußte ich ſagen, „und überhaupt verſtehe ich gar kein Kartenſpiel." „Mein Gott!" rief die erſchrockene Frau, „was wollen Sie den ganzen Abend hindurch anfangen?" „Ueberlaſſen Sie mich mir ſelbſt," antwortete ich, ſetzte mich in der Ferne auf einen Stuhl, vergaß in der ſtillen, beſchäftigten Geſellſchaft zuletzt, in tiefe Gedanken verſunken, wo ich war; kein lebendiges Geſpräch, keine laute Stimme ſtörte mich. Zuletzt wurde ich zu ſolchen Geſellſchaften gar nicht mehr eingeladen, oder wenn eine Einladung der Art mir zukam, ſchlug ich ſie ab, und mein Verhältniß zu den geſelligen Kreiſen trieb mich um ſo mehr zu den freieren, ſelbſt in den luſtigſten Verſammlungen doch immer geiſtig beſchäftigten Jünglingen. Ich bin öfters mit Menſchen in Geſellſchaft geweſen, ohne einen einzigen kennen zu lernen. Mehrere, beſonders Damen, fanden ſich wohl ſogar beleidigt, wenn ſie entdeckten, daß ſie mir durchaus unbekannt waren, obgleich ſie

mich öfters in dieser oder jener größeren Gesellschaft gesehen hatten; und ich war in diesen mir fremdartigen Versammlungen meist schüchtern und nichts weniger als unterhaltend; denn leider waren auch die geselligen Spiele der Jugend, Lotterie, Aufgaben Witz und Scharfsinn zu zeigen, indem man Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen willkürlich zusammengestellten Gegenständen entdeckt, Sprüchwörterspiele und dergleichen mir nicht weniger als die Kartenspiele zuwider. Ich besaß durchaus nicht die Fähigkeit, mich bei Unterhaltungen solcher Art mit Leichtigkeit zu benehmen und war mir meines Ungeschicks nur zu deutlich bewußt. Männer wie Frauen fanden mich unausstehlich, viele wohl sogar stupid, und selten kam eine Gelegenheit, die mich aufregte und in lebendige, mir natürliche Thätigkeit versetzte. Dann trat oft ein anderes und nicht geringeres Uebel hervor. Ich ergoß mich in Erzählungen, in leichte scherzende Gedankenspiele mit Allem, was erwähnt wurde, und wenn sich auch die Gesellschaft eine Zeit lang dadurch aufgeregt und unterhalten fand, ja wohl sogar für einige Augenblicke die Kartentische vergaß, so wurde ihr doch zuletzt die Gewalt, mit welcher ich, meist

mir selbst unbewußt, durch laute Rede die stille gewohnte Ordnung und die Unterhaltung, die fast pflichtmäßig erschien, unterbrach, lästig und störend. Es gab nicht leicht eine unangenehmere Empfindung für mich, als wenn ich doch nach einiger Zeit entdecken mußte, daß meine Lebhaftigkeit mich über die Grenzen der geselligen Ordnung hinaus gebracht hatte. Höchst selten geschah es, daß ein Zweiter oder vielleicht sogar ein Dritter zugleich hervortrat, daß auf diese Weise ein Wettstreit entstand, der auf längere Zeit die Gesellschaft unterhielt, und daß dadurch dieser Abend als ein besonders unterhaltender in der frohen Erinnerung blieb.

Ganz anders war das immer bewegliche, ja reiche Leben der jugendlichen Freunde, von diesen Kreisen der Alten getrennt. Die beiden Stiefsöhne bewohnten eine Stube, eine Treppe höher. Sie gehörte ursprünglich zu der Reihe der Krankenstuben, die für Kranke der höheren Klasse eingerichtet waren; sie war mit No. 8 bezeichnet, und es darf behauptet werden, daß diese Nummer selbst in der Literatur der damaligen Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Hinter dieser Stube lag eine größere, die von den beiden

Schwestern der Frau bewohnt wurde. Sie mußten, wenn sie aus- und eingingen, durch die Stube der Söhne; es war kein anderer Ausgang vorhanden. In die Stube der Frauen habe ich kaum zwei Mal einen Blick hineingeworfen. Die ältere schritt ernst und stillschweigend durch die fast immer mit mehreren jungen Männern erfüllte Stube hindurch. Die jüngere, beweglicher und aufgeweckter, unterhielt sich wohl oft mit uns. No. 8 ist unter dieser Benennung lange Zeit hindurch das permanente Zeichen einer Zeit geblieben, die für einen jeden, der an ihr Theil nahm, als eine heitere und geistig reiche anerkannt und in der Erinnerung festgehalten wurde. Die kliniſchen Anstalten in Kopenhagen hatten damals nicht in Dänemark allein einen großen Ruf. Wie in Wien van Swieten und Brambilla, so zogen Bang und Sardorf viele junge deutsche Aerzte nach Kopenhagen; auch die bei den Hospitälern thätigen Candidaten zeichneten sich meist durch gründliche praktische Studien aus. Wie Goethe in seinem Leben, durch das Interesse, welches die jungen deutschen Aerzte an ihrem Fache fanden, und wodurch sie sich von den übrigen Fachgelehrten der damaligen

Zeit vortheilhaft auszeichneten, lebhaft angezogen wurde, so riß auch mich die Unterhaltung der wohlunterrichteten jungen Leute hin. Ihre Gespräche schienen mir höchst lehrreich, und obgleich ich mich nie entschließen konnte, selbst Arzt zu werden, fing ich dennoch mancherlei medizinische Studien an, und der Vorwand, durch welchen ich eine Zeit lang Bang zu täuschen suchte, ward mir fast natürlich. In der That fanden sich unter den Aerzten, die sich auf No. 8 versammelten, nicht selten recht bedeutende junge Männer. Von der Pedanterie, die doch mehr oder weniger in den übrigen Fächern vorherrschte, war hier keine Spur. Ich erlebte es zum ersten Mal, wie später auf den größern Universitäten in Deutschland, wie sehr es einer reicheren und vielseitig geistigen Ausbildung zu statten kommt, wenn Jünglinge aus verschiedenen Ländern, aus sehr entfernten Gegenden, unter ganz anderen Verhältnissen erzogen, unter sehr abweichenden Lebensansichten gebildet, durch ein gemeinschaftlich wissenschaftliches Interesse verbunden werden; vor Allem dann, wenn die wissenschaftlichen Gegenstände selbst alle leere Abstraction verdrängen, wenn die strenge geistige Gesetzmäßigkeit

zugleich in lebendiger Wirklichkeit da ist und die forschende Seele ergreift.

Hier vernahm ich nun, neben den wissenschaftlichen Aeußerungen, Ereignisse aus einem ganz anderen, fremden Lande. Ich versetzte mich mit inniger Freude in die Verhältnisse eines entfernten Lebens und entfloh nicht ungern aus einem Lebenskreis, in welchem zwar Manches mich anzog, aber doch auch Vieles mich ängstigte und quälte. War doch das medizinische Studium, wenn es auch in seinem ganzen Umfange mir unbekannt blieb, dem meinigen nahe verwandt. Wenn gleich die praktische Heilkunde das hauptsächlichste Geschäft der jungen deutschen Aerzte in Kopenhagen ausmachte, so war doch der Sinn selbst, der sie nach einem ausgezeichneten klinischen Institut in ein fremdes Land hintrieb, die Folge eines vielseitigen Studiums. In Deutschland war damals der Sinn für eine höhere naturwissenschaftliche Richtung der Medizin wach geworden. Blumenbach fing eben an die Aufmerksamkeit auf die comparative Anatomie hinzulenken; Kielmeiers tiefer Geist versprach den physiologischen Untersuchungen einen bis jetzt nicht geahnten Umfang zu ertheilen, und physikalische und

chemiſche Lehren traten mit den Unterſuchungen der lebendigen Natur in eine hoffnungsvolle Verbindung. Dieſe geiſtig viel verſprechenden Keime, die noch nicht durch ihren großen Umfang abſchreckten, zogen die Jugend auf eine höchſt erfreuliche Weiſe an, und ich fand mich in die Mitte eines jugendlichen Strebens verſetzt, durch welches meine eigenthümliche Natur und meine urſprünglich früh genährte Neigung auf eine heitere Weiſe gefördert wurden. Aber wo ein geiſtiges Intereſſe lebhaft erregt wird, da ſteht es nicht iſolirt; die jungen fremden Aerzte waren mit der Literatur ihres eigenen Landes ſehr vertraut, oft erfuhren wir etwas Neues, was uns hinreißend beſchäftigte; bald war es eine neue phyſikaliſche oder anatomiſche Entdeckung, bald ein neues Gedicht. So brachte ich meine Zeit unter jungen Aerzten zu, aber dieſe waren nicht die Einzigen, die ſich hier verſammelten. Vahl's Schüler, die Zoologen und Botaniker fanden ſich ebenfalls ein. Was Schriften und Vorträge mir ſchenkten, erhielt durch die freundliche Unterhaltung, durch neuere Anſichten, die mit Lebhaftigkeit mitgetheilt und aufgenommen wurden, Berichtigung, Beſtätigung und Erweiterung. Es war ein

frisches, freudiges, ja lustiges wissenschaftliches Leben, es war innig verbunden mit jeder Lust des Tages. Wenn wir Geld hatten, was freilich nicht oft der Fall war, eilten wir aus der engen Stube hinaus, um an irgend einem öffentlichen Orte bei Frühstück und Wein den Unterhaltungen ein frischeres Leben mitzutheilen. Oft ward die Bibliothek revidirt, ob nicht ein Buch, hinlänglich benutzt, als überflüssig betrachtet werden konnte; es wurde zu einem Antiquar getragen und so eine kleine Summe für einen lustigen Tag mühselig genug zusammengebracht.

Hier auf No. 8 kamen auch viele der durch Borup's Gesellschaft Vereinigten zusammen; obgleich ich mich nicht erinnere, Rahbek selbst da gesehen zu haben. Hier wurde Manches überlegt und verabredet, und es gab keine Richtung meines Daseins, die nicht hier berührt, angeregt, auf eine bedeutende Weise gefördert wurde. Aber freilich mein innerstes, mir selber dunkles Geheimniß in seiner phantastischen Tiefe durfte sich hier am wenigsten hervorwagen. Wie durch einen geheimen Zauber wurde ich in den Kreis hineingezogen, aber je stärker dieser wirkte, desto entschiedener durchdrang mich das Gefühl, daß in mei-

nem Innersten der Keim einer andern Welt ruhte, die hier keinen Boden der Entwickelung fand.

Der junge Mann, der diese kleine Stube so wichtig machte, der nicht die wissenschaftlichen Aerzte allein, Inländer wie Ausländer, sondern auch die jungen Naturforscher, die Philosophen und Dichter in dem engen Raume versammelte, war D. H. Mynster, Bang's ältester Stiefsohn. Er war etwa zwei oder drei Jahr älter als ich, und beherrschte uns alle. Er war von schlankem Wuchs, mager, seine Gesichtszüge bedeutungsvoll, aber von einer in der That merkwürdigen Trägheit. Er liebte es, sich als einen faulen Menschen zu bezeichnen, und war unerschöpflich in Ausdrücken, welche die größte Indolenz als die höchste Seligkeit pries. Er konnte Stunden lang sitzen bleiben, ohne sich zu rühren, selbst wenn die Gespräche die lebhafteste Wendung nahmen. Meiner Allen auffallenden Beweglichkeit gegenüber bildete seine Ruhe einen merkwürdigen Kontrast. Die bequemste Stellung, in der man, ohne sich im Geringsten zu verändern, am längsten ausharren könnte, war ihm ein tiefes Studium. Jene grundlose Bedeutung des Worts: „Jeg gider ikke," wie ich sie

oben zu bezeichnen ſuchte, wurde mir vorzüglich durch ihn klar. Er ſprach gut, ſeine Ausdrücke waren gewählt, aber nie geſucht, ſie bezeichneten genau, was er ſagen wollte und übten jederzeit auf uns alle eine große Gewalt aus. Wenn nun irgend ein intereſſanter Gegenſtand behandelt wurde, der geeignet war, uns geiſtig zu bewegen, ſo verſtand es keiner beſſer wie er, ihm eine pikante Wendung zu geben. Mehr oder weniger ſetzte er dann die verſammelten jungen Männer in Bewegung, das Geſpräch ward lebhafter, oft heftig, er blieb halb liegend, halb ſitzend, völlig ruhig; während das Geſpräch immer ſchneller wechſelte, ſchwieg er, oder warf nur gelegentlich mitten in das laute Geſpräch eine ſchneidende Bemerkung hin, die oft plötzlich eine Pauſe der Beſinnung zurückrief. Wenn ich dann unter Allen, der am meiſten Aufgeregte und Lebhafteſte, aufſprang, heftig auf und nieder ging und mich in den wärmſten Ausdrücken ergoß, ſah er mich mit ſeinen unbewegten, keineswegs aber ſtarren Zügen an, trat mit irgend einem trockenen und treffenden Witz hervor. Die Worte erſtarben auf meinen Lippen, und er verſtand es, einen jeden Funken der Begeiſterung plötzlich zu

vernichten. Friedrich Schlegel erinnerte mich oft an meinen däniſchen Freund, doch war der Kontraſt, wenn ich mit dieſem in einen Streit gerieth, lange nicht ſo auffallend. O. H. Mynſter zeichnete ſich in der That durch Geiſt aus, er beſaß die mannigfaltigſten Kenntniſſe und verſtand es auf eine meiſterhafte Weiſe ſelbſt da als ein Kundiger zu erſcheinen, wo von einem ihm ganz unbekannten Gegenſtande geſprochen wurde. Er lockte dann das Geſpräch hervor. Während er ſich von dem ihm fremden Gegenſtande unterrichtete, ſchien er zu examiniren und nur erfahren zu wollen, wie der kundige Freund einen ihm ſehr wohl bekannten Gegenſtand aufgefaßt habe. Da er in der That wohl unterrichtet war, ſo überſah er, ſcharfſinnig wie er war, ſchnell den Zuſammenhang des ihm Unbekannten mit dem Bekannten, behandelte jenes mit großer Leichtigkeit, wiederholte in veränderter Form, was er eben gehört hatte, ſo daß der weniger Aufmerkſame glauben mußte, er ſpräche längſt gehegte und tief gedachte eigene Gedanken aus. Ich, der ich zu ſehr in meine eigenen Gedanken und Vorſtellungen vertieft war, um auf Andere zu merken, wurde völlig getäuſcht, und es dauerte ſehr lange,

ehe ich bemerkte, daß er mir meine eigenen Ansichten in etwas veränderter Form wiedergab.

D. H. Mynster war innerlich ein ganz anderer, als er äußerlich erschien. Es war, als forderte der nie ruhende Geist die körperliche Ruhe. Alles, was wir unternahmen, ging von ihm aus, er war unerschöpflich in Anschlägen mancherlei Art, überließ uns aber gewöhnlich die Ausführung. Eine Verbrüderung von jungen Männern hatte in einem Lokal gemeinschaftlich eine Naturaliensammlung zusammengebracht, die das eigene Studium unterstützen sollte. Mynster wußte halb erwachsene Knaben, wohl auch einige ältere zu gewinnen. Sie bildeten sein Auditorium, und er trug die Naturgeschichte nach Blumenbach's Handbuch vor. Mir war dieses Wagniß fast unbegreiflich, denn, wie ich seine Verhältnisse kannte, sah ich wohl ein, wie er einige Stunden in der Woche Zeit für die Vorträge finden konnte, aber wo er den Inhalt hernahm, war mir ein Räthsel, denn mit der Naturgeschichte konnte er sich nur gelegentlich beschäftigen, und seine Kenntnisse in diesem Fache waren keineswegs bedeutend. Ich äußerte meine Verwunderung darüber und er schlug mir vor, für mich

allein einen Vortrag über einen Gegenstand aus Blumenbachs Handbuch in dem Naturalien-Kabinet zu halten, und überließ es mir, diesen zu wählen. Dieser Vorschlag schien mir nun fast impertinent, denn ich war mir bewußt, in diesem Fache viel besser unterrichtet zu sein als er. Er setzte sich hin, ich schlug eine Stelle auf und er begann. „Es ist, hub er an, gar nicht davon die Rede, daß das junge Volk mehr wissen soll, als in diesem Buche steht, wohl aber das, was es enthält; sie können zehn Mal das Buch in die Hände nehmen, und erfahren es gar nicht. Ich weiß freilich auch nichts weiter, als was ich eben lese, und was ich vortrage, lerne ich in der That erst jetzt kennen, aber ich kann über das nachdenken, was ich lese und kann meinem Nachdenken Worte geben. Ich hüte mich sehr wohl, über das hinauszugehen, was hier gedruckt ist. Selbst Erläuterungen könnten meine Unwissenheit aufdecken, ich wage sie selten" — und in der That, obgleich er nichts sagte, was nicht in dem Buche stand, so las er doch eine ganze Stunde über zwei Seiten auf eine, selbst mich unterhaltende Weise.

Der ältere Mynster ist mir unendlich wichtig ge-

weſen. Er konnte mich ſchonungslos behandeln, und dennoch hing ich mit ganzer Seele an ihm. Schon oben habe ich geſagt, in welcher Richtung er mich ſchlechthin zurückſtieß, aber dieſe fand auch nirgends einen Anklang, und ich war von meiner früheſten Kindheit an gewohnt, ſie als mein Geheimniß zu bewahren. In allen meinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aber, ſelbſt in ſolchen, die ihm fremd blieben, ward ich durch ihn ermuntert, aufgeregt, von neuem in Thätigkeit geſetzt, wenn mein nicht ſelten übertriebener Fleiß zu erlahmen begann. Ich kann kaum ohne Rührung daran denken, mit welchem Intereſſe er alle meine Arbeiten verfolgte. Er forderte mich zur Mittheilung auf und ich war nur zu geneigt, eine jede Idee dem Freunde gegenüber auszuſprechen; dieſe ward dann freilich mit großer Strenge behandelt und viele in der That, kaum ausgeſprochen, wurden auch ſogleich vernichtet. Ich war in fortdauerndem Produciren begriffen. Freilich waren es nicht ſelten wilde Schößlinge, aus einem zu üppigen Boden hervorgewachſen. Er war ſich ſeiner dialektiſchen Gewandtheit wohl bewußt und verſtand es, die wilden Triebe zu beſchneiden. Es blieb mir zwar nicht ver-

borgen, daß oft eine boshafte Ironie zu Grunde lag, kaum verbarg er, während ich warm und unbefangen eine jugendliche Ansicht vortrug, hinter der größten Aufmerksamkeit ein spöttisches Lächeln. Aber so wenig wie der saftvolle Baum durch das Beschneiden der üppigen Zweige leidet, selbst wenn sie bluten, so wenig ward ich durch die vorübergehende Verletzung entmuthigt; es war, als forderte meine unbändig fortwuchernde Natur eine Hemmung, und ich theilte in wissenschaftlicher Rücksicht mich Keinem unbefangener mit als ihm.

In einem ganz andern Verhältniß lebte ich mit dem jüngern Bruder J. Mynster, der, mit dem Botaniker Hornemann, der älteste meiner jetzt lebenden Freunde aus dieser Zeit ist. Auch er erschien mit äußerer Ruhe. Ich erinnere mich kaum, ihn jemals heftig aufgeregt gesehen zu haben; aber jene pikante Trägheit seines Bruders war ihm völlig fremd. Ein paar Jahre Unterschied bedeuten in der ersten Hälfte der Zwanziger sehr viel. J. Mynster war der Jüngste unter uns Allen, sein stiller geordneter Fleiß war wohl bekannt. Er war zum Theologen bestimmt und seine Studien blieben uns fast immer verborgen, aber eben

dadurch erhielten sie in meinen Augen einen ganz eigenthümlichen Werth. Hatte ich doch in meiner Kindheit so ganz entschieden mich selbst als einen zukünftigen Theologen betrachtet, knüpften sich doch an dieses Studium die früheſten und heiligſten Erinnerungen meines Lebens. Daß J. Mynſter ſich in geiſtiger Rückſicht mit uns allen meſſen konnte, war einem jeden klar, daß ſeine Geſinnung eine durchaus redliche, innerlich wahre genannt werden mußte, war meine innigſte Ueberzeugung.

Meine Meinung von der Maſſe der Theologen war nicht die beſte; ich beurtheilte ſie ſehr ſtreng. Auf der Univerſität herrſchte damals ein durchaus flacher Rationalismus. Er war mir fremd, aber ich tadelte ihn nicht. Daß aber ein jugendliches Gemüth in den Jahren der Begeiſterung ein Fach wählen konnte, welches nach ſeiner eigenen Meinung einen ungeheueren Irrthum der Geſchichte verbarg, ſchien mir furchtbar. Mein ganzes Daſein war von meinem Studium abſorbirt, ich ſuchte in dieſem, durch dieſes, auch ohne daß es mir klar geworden war, Aufſchlüſſe über die eigenſte innerſte Wahrheit meines Daſeins, und ſie konnten dasjenige wählen, was ihnen eine Lüge war.

Vergebens ſuchten ſie mich zu überzeugen von dem großen Verdienſte, den Aberglauben zu beſiegen: mir war es zu klar, daß alle Jugend, wenn ſie ſchöpferiſch und fruchtbar ſein, wenn ſie ſich mit geſunder Zuverſicht ausbilden ſoll, in irgend einem geiſtigen Glauben wie in dem geheimen nährenden Boden wurzeln muß; eine Jugend, die ihr eigenes Studium geringſchätzte, war mir ein Gräuel.

Eine lebendige Perſönlichkeit übte von jeher eine größere Gewalt über mich, als abſtrakte Principien. Vermochte ich jene rein aufzufaſſen, wuchs mein Vertrauen zu ihr, je mehr ſie ſich innerlich aufſchloß, ſo konnte ich ſie als eine unmittelbare Offenbarung der Wahrheit betrachten, die für mich etwas tief Ueberzeugendes hatte. Zwei Theologen lebten in unſerem Kreiſe, die mich nicht allein mit den übrigen verſöhnten, ſondern auch mir die Ueberzeugung gaben, daß jenes Studium noch immer den tiefen geiſtigen Schatz bewahre, der mir ſo theuer war. Der Eine, Laub, ſtand mir fern; er war ein ſtiller ernſter Mann, der wahrſcheinlich älter ausſah, als er war. Er genoß unter uns einer allgemeinen Achtung, die noch dadurch geſteigert wurde, daß wir ihn als einen der vertrau-

testen Freunde Rahbek's betrachteten. Er trieb sein Fach mit großem Fleiß und mit Liebe, und aus seinem reinen Eifer trat mir auf eine innerlich beruhigende Weise die heilige Wahrheit seines Studiums entgegen, wenn sie mir schwankend zu werden drohte.

Deutschland besaß einen Schriftsteller, der damals viel dazu beitrug, die verglimmenden Funken der Religiosität in den höheren Klassen wieder anzufachen; es war der durch seine schneidende Originalität ausgezeichnete Claudius. Er war mir früher bekannt geworden, er blieb mir immer lieb, und sagte mir, wie der damaligen gebildeten Welt, zu; denn obgleich er den Rationalisten entgegen trat, so hatte doch die mysteriöse Unbestimmheit, in welcher er die Lehren der Kirche auffaßte, etwas Ansprechendes. Es lag in jener Unbestimmtheit eine Religion des Gefühls, die entschiedenen Lehren verschwammen in diesem, und der bedenkliche Kampf für das, was die Reflection im Christenthume Aberglauben nannte, ward zwar nicht abgewiesen, aber so viel wie möglich vermieden. In dieser Form ward nun das Christenthum selbst etwas Vornehmes. Die strengen Gedanken, die, einmal durch die Reflection erwacht, sich nicht abweisen lassen,

fanden dieſem verſchwimmenden Gefühle gegenüber keinen Gegner, denn der Gedanke kann nur das Beſtimmte bekämpfen, und die orthodoxen Lehrer wagten ſich in ihrer früheren Form nicht hervor. Der Wandsbecker Bothe war ein Buch, über welches ich oft mit J. Mynſter ſprach. Er mochte ſich damals mit mir in Beziehung auf das Chriſtenthum auf dem nämlichen ſchwankenden Standpunkte befinden, und die Jugend tröſtet ſich leicht, ja gefällt ſich wohl gar in verſchwimmenden Gefühlen, wenn dieſe als etwas Pikantes und Geiſtreiches hervortreten. Auch war die religiöſe Erinnerung aus meiner Kindheit, dem Phantaſtiſchen und Dichteriſchen in jeder Richtung zu nahe verwandt; die widerſprechendſten Elemente ruhten friedlich neben einander, und die Trennung, die doch einmal ſtattfinden mußte, verbarg einen bedenklichen, ja ſchmerzhaften Kampf, den ich gern zu umgehen ſuchte. Wenn ich die Kirche beſuchte, was ſelten geſchah, ſo war es, um zwei damals in Kopenhagen berühmte Redner zu hören; der eine war der reformirte Prediger Maurenbrecher, und ich will geſtehen, daß es für mich etwas Pikantes hatte, dem Gottesdienſte einer fremden Confeſſion beizuwohnen, der dem Lande

fremd, nur geduldet wurde, und wenige Anhänger hatte. Der Zweite war Baſtholm, der Schloßprediger und Königliche Confeſſionarius. Eine Predigt von ihm beunruhigte mich ſehr. Er ſuchte nämlich durch ein geographiſches Detail, nach der damaligen Art, weltliche Gelehrſamkeit auf die Theologie anwendend, darzuthun, daß, wenn am jüngſten Tage alle Seelen, die jemals gelebt haben, wieder aufſtünden, auf der Erde für ſie alle Platz genug ſein würde. Ich hörte große Zahlen, eine ungefähre Berechnung der Anzahl der Seelen, die zum Vorſchein kommen würden, eine Vergleichung dieſer Zahl mit dem ganzen bewohnten und unbewohnten Raume der Länder auf der Erde, eine Unterſuchung, wie viele Quadratfuß etwa ein jeder Menſch bedürfe, um ſich bequem bewegen zu können. In dieſer ſchneidenden Schärfe, mit welcher die Form der Sinnlichkeit feſtgehalten wurde, hatte ich mir das Problem der allgemeinen Auferſtehung nie gedacht. Das Schiefe, ja Lächerliche in dieſer Auffaſſungsweiſe überraſchte mich deſto mehr, da Baſtholm nicht allein ſich durch Rednergabe auszeichnete, ſondern auch wegen der vernünftigen Klarheit und des geiſtigen Umfanges ſeiner Vorträge unter uns berühmt

war. Er hatte den Entwurf zu einer neuen Liturgie ausgearbeitet und drucken lassen. In diesem wies er eine Menge Ungereimtheiten in der Reihenfolge der Perikopen nach, eine Menge schneidender Inconvenienzen in der alten Liturgie, die sich freilich nicht ableugnen ließen, und die, bei dem damaligen Zustande der Kirche, aus welcher das geschichtliche Bewußtsein ihrer Entstehung verschwunden war, allen Sinn verloren hatten. Aus dem starr gewordenen Gebäude war der lebendige Zusammenhang der innern Organisation entwichen, und so mußte das Rohe der Anhäufung einem Jeden bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen fallen, und was wir durch die Gewohnheit von der frühesten Kindheit an bisher ohne Ueberlegung geduldet hatten, erschien uns als ein Unverständiges, welches auf jede Weise eine neue Gestaltung nothwendig machte. Doch quälten mich diese Betrachtungen weniger, der Gottesdienst, der noch manches Eigenthümliche hatte, war mir zwar lieb und theuer, aber eine Veränderung desselben konnte mich nicht ängstigen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Inhalte der oben erwähnten Predigt. Das Unpassende, ja Ungereimte der ganzen Ansicht war mir

völlig klar, aber die sinnliche Welt, in ihrer Totalität aufgefaßt, gereinigt, durch das Erkennen zum Geistigen gesteigert, wenn auch nicht mit der Bestimmtheit des Gedankens, so doch für die ahnende Betrachtung, konnte ich nicht aufgeben; sie hatte für mich eine bleibende, ja eine tief religiöse Bedeutung, und dennoch sah ich klar ein, daß ich sie auf eine so beschränkte Weise nicht fest halten durfte. Es schwebte mir eine Aufgabe vor, die ihre Lösung auf jede Weise forderte. Durch das jugendliche Leben, welches mich in dem Genuß der Gegenwart befriedigte, ward sie zwar zurückgedrängt, trat aber in den verschiedensten Epochen meines Lebens, mich beunruhigend, immer wieder hervor, und dann war es jene Predigt, deren Inhalt mir ganz deutlich vorschwebte, und mir die Bedeutung der Aufgabe schneidend nahe rückte.

Das religiöse Element sollte noch auf eine auffallende Weise angeregt werden. In der vornehmen Welt, besonders unter einigen mächtigen Familien in Holstein, hatte sich eine religiöse Gesinnung in entschiedener Opposition gegen die herrschende Aufklärung gebildet; sie war wohl zum Theil durch Claudius, wenn auch nicht entstanden, doch genährt, obgleich

dieſer vielleicht auch als ein Produkt derſelben betrachtet werden konnte. Uns berührte dieſe Bewegung wenig, ſie war uns ſo gut wie völlig unbekannt. Wir freuten uns, als wir Leſſing in einem freundlichen Verhältniß mit Claudius fanden, als dieſer in dem Kampfe, der zwiſchen dem ſtarr orthodoxen Götz und dem mild frommen Alberti entſtand, und die Hamburger Gemeinden in Bewegung ſetzte, unbedenklich ſich für den Letzteren erklärte. Ich konnte freilich keine Ahnung haben von der für mein ſpäteres Leben ſo wichtigen Verbindung, in welche ich mit Alberti's Nachkommen treten ſollte.

Nun geſchahe es aber, daß Lavater ſeine vornehmen chriſtlichen Freunde in Holſtein beſuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann ſich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige ſeiner Schriften; ſeine Phyſiognomik war von uns mit vielem Intereſſe durchgeblättert, ſein Verſuch, Moſes Mendelsſohn zu bekehren, hatte unſere Theilnahme erregt, und die Leidenſchaft, mit welcher er von Einigen angebetet, von andern bekämpft wurde, war uns nicht unbekannt. Das war nun die erſte bedeutende Notabilität, die aus dem geiſtig be-

wegten Deutschland in unsere Mitte trat, und wir erwarteten seine Ankunft mit großer Spannung. In der reformirten Kirche predigte er, und ich sah und hörte ihn. Seine Gestalt, wie sie mir vorschwebt, war höchst interessant. Der lange schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, seine Augen überraschten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erschien er mir älter, als er damals sein konnte; er war, wie ich beim Nachschlagen finde, zwei und funfzig Jahr.

Die nicht große reformirte Kirche war gedrängt voll, in der Versammlung herrschte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Aussprache. Unter den deutschen Aerzten hatten einige den Schweizer-Dialekt nachzuahmen gesucht; der Contrast gegen die herrschende Aussprache war um so auffallender, da das weiche Dänische in Kopenhagen noch verweichlicht erschien; als daher die scharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, schneidenden Töne des berühmten Mannes sich vernehmen ließen, machten sie einen solchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet

faſt überhörte. Ich mußte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Rede horchen, wenn ich ſie verſtehen wollte. Nun war es aber höchſt merkwürdig, wie dieſe Rede mich gewann und ergriff. Es ſprach ſich nicht allein die Zuverſicht des Glaubens, ſondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in ſeiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum erſten Mal eine Stimme, nach der ich mich lange geſehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der ſtillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leiſe flüſternd ſich vernehmen ließ, ſchien plötzlich wach geworden zu ſein, ſchien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerſtimme aufzurütteln. Er ſchilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da ſich zu geſtalten vermag, wo man ein innerlich ſelbſt Erlebtes ausſpricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen ſei. Die Sprache, die mir anfangs ſo zurückſtoßend erſchien, klang mir zuletzt immer ſchöner, heller, ja anmuthiger, ſie ſchien mir

mit dem belebenden Inhalte ſo innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zuſtand innerer Hoffnungsloſigkeit geſchildert hatte, hielt er einige Mal inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde faſt wie ein Diphthong ausgeſprochen, die harte Ausſprache verdoppelte das t und dennoch hatte, gerade ſo ausgeſprochen, dieſes Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerſchmetternd in mein Innerſtes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigſtens Etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erſchütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zuſtande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erſchütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger ſie war, verſchwand deſto ſchneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgeſtumpft wurde.

Solche Ereigniſſe wurden nun mit J. Mynſter beſprochen. Seine milde Art zog mich unwiderſtehlich an, es war eine freundliche Vertraulichkeit, ein mehr inneres als äußeres, mehr angedeutetes als ausgeſprochenes Verhältniß, welches uns verband, ſo ganz ver-

ſchieden von dem mehr unruhigen, äußeren, ja von meiner Seite heftig aufregenden zu ſeinem älteren Bruder. Es iſt mir eine Erinnerung geblieben von dieſer ſchönen Zeit, in welcher wir uns täglich ſahen, die mir mein ganzes Leben hindurch wichtig war und ſich jedesmal erneuerte, wenn ich ihn in ſpäteren Jahren wiederſah.

Ich ſelbſt ward doch auch mitunter an meine frühere Neigung erinnert. Ein Student, welcher die beiden Präliminar-Examina überſtanden hatte, durfte die Kanzel beſteigen. In Odsherred hatte ich ein paar Mal gepredigt, in einer Dorfkirche, wo ein Verwandter Prediger war, ebenfalls. Von meinen Predigten weiß ich nicht viel zu ſagen. Der geäußerte Beifall hatte nicht viel zu bedeuten. Es iſt zwar nicht unwahrſcheinlich, daß meine Reden gefielen, denn ſentimentale Moralitäten bildeten den mehr oberflächlich rührenden, als wirklich religiös anregenden Inhalt. Eine Berührung mit einem Verwandten, die bei einer ſolchen Gelegenheit ſtattfand und ſehr tragiſch ſchloß, muß ich aber doch hier erwähnen.

Man wird ſich erinnern, was früher erzählt wurde, daß ein Candidat, Namens C., durch Bangs Ein-

fluß in ein anſehnliches Collegium aufgenommen, der Gegenſtand eines grauſamen Spottes wurde. Dieſer C. war Prediger im Peſthauſe geworden. So nannte man ein Gebäude vor der Stadt, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als eine peſtartige Krankheit, die unter dem Namen „der ſchwarze Tod" viele Menſchen hinraffte, durch Europa ging, in Dänemark eindrang, für die Angeſteckten aus der ärmern Klaſſe errichtet wurde. Jetzt wurden die Geiſteskranken hier in ihre grauenhaften Käfige eingeſteckt. Wie man von einigen wilden Völkern erzählt, daß ſie ihre Väter und Mütter, wenn ſie nicht mehr arbeiten können, hilflos werden und Pflege bedürfen, in entfernte öde Gegenden ſetzen und ſie da verhungern laſſen, herrſchte eine völlig ähnliche Barbarei damals noch immitten des civiliſirten Europas, gegen die Geiſtesſchwachen. Wer das Unglück hatte, durch den innern Kampf, der niemals ruht, in eine augenblickliche Verwirrung, die ſichtbar ward, zu gerathen, war auf immer verloren. Ja alle Anſtalten waren getroffen, um die innere Verirrung zu nähren, und bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Es war ein ſchauerlicher Reiz, der mich zu dieſem Hauſe und zu den Unglücklichen hinzog. Ich ſprach

mit ihnen, wie ſie in ihren dunklen Kammern daſaßen, durch das kleine Loch, durch welches allein es ihnen vergönnt war, hindurchzublicken. Ich kannte ſie Alle.

Unter den ſo eingeſperrten Wahnſinnigen zogen beſonders Zwei meine Aufmerkſamkeit auf ſich; der Eine war früher ein junger Mann, deſſen ſchöne Geſtalt und Kenntniſſe hervorgehoben wurden. Er lebte in ſeiner Jugend als ein armer Verwandter im Hauſe eines angeſehenen und reichen Mannes. Die Frau haßte ihn, und als ein werthvolles Kleinod unter plötzlichen und bedenklichen Umſtänden verſchwand, bezeichnete ſie ihn als des Diebſtahls verdächtig. Dadurch gerieth er in den ſchauderhaften Zuſtand, in welchem ich ihn ſah. Er war völlig nackt, hatte ſich ſo zuſammengekrümmt, daß die Knie an die Schultern und die Hacken der Füße an das Geſäß anſtießen. Er war in dieſem Zuſtande mehrere Jahre hindurch geblieben und erſtarrt, ſo daß es unmöglich war, die Glieder auseinander zu bringen. Die ganze Figur war ausgetrocknet, die Sprache verſchwunden, er äuſſerte ſich nur zuweilen durch ein ſchauderhaftes thieriſches Geſchrei. Die Augen ruhten nie, die dürren Arme ſchienen verlängert, ſo wie die Finger; man

konnte zu ihm hineintreten und er floh dann wie ein schüchternes Wild, in die Ecke des Behältnisses. Man versah ihn — und das war das einzige Zeichen menschlicher Theilnahme an dem Unglücklichen — wöchentlich einmal mit frischem Stroh und mit einem leinenen Gewande über den nackten Leib; unabläßig wühlte er in dem Stroh, der Wächter behauptete, er habe gleich, nachdem er in Wahnsinn verfallen, die Stellung angenommen, in welcher man ihn jetzt fand, er suche das verloren gegangene Kleinod. Als ich ihn sah, hatte er funfzehn Jahr in diesem Zustande zugebracht.

Es ist eine fast grauenhafte Erfahrung, daß Wahnsinnige oft sehr lange leben, ja ein hohes Alter erreichen. Man hat dieselbe Beobachtung mit Gefangenen gemacht, die in den schauderhaftesten engsten Gefängnissen, ganz vom Tageslicht getrennt, nur von Wasser und Brot genährt, erblindet in der fortdauernden Dunkelheit, von Feuchtigkeit und Moder umgeben, halbe Jahrhunderte zugebracht haben. Wenn erst das Bewußtsein sich selber überlebt hat, wenn der menschliche Körper in der unveränderten Umgebung bei der Wiederholung der nämlichen Nahrung in dieselbe Tem-

peratur wie hineingewachsen ist, da werden die wuchernden vegetativen Kräfte wach, es findet ein Bündniß zwischen dem Leibe und der auf gleiche Weise erwärmten Umgebung statt, und so erzeugt sich jene schauderhafte Zähigkeit des Lebens, die bei dem Menschen eine Erscheinung hervorruft, der ähnlich, die wir bei den Fröschen finden, die aus den hohlen, allenthalben verschlossenen Räumen zerschlagener Marmorblöcke lebendig hervorspringen, aber auch, so wie sie in der freien Luft dem Tageslichte ausgesetzt sind, plötzlich sterben. Ein Uebergang zu diesem furchtbaren Zustande bildet sich da, wo das dumpfe hohe Alter in derselben Stube, auf die nämliche Weise ernährt, von denselben alten Möbeln umgeben, von denselben Personen bedient, nicht eigentlich leben, aber auch nicht sterben kann. Es ist das Princip des vegetirenden Lebens, welches der Hufelandschen Kunst, lange zu leben (das Leben langweilig zu machen) zum Grunde liegt. Freilich ist ein hohes, thätiges, über sich selbst klares Alter, ein göttlicher Seegen zu nennen, aber auch dann soll die geistig verklärte Seele den Leib von sich werfen, nicht von ihm überwunden und beherrscht werden. Das Sterben ist dann der letzte,

höchſte und bedeutendſte Act eines wahrhaft geſunden Daſeins; jenes dumpfe Fortleben aber iſt eine furchtbare Krankheit, die an dem innerſten Mark des ganzen Daſeins zehrt. Der Zuſtand des unglücklichen Menſchen verfolgte mich fortdauernd, ich konnte es nicht unterlaſſen, immer über die Qual der zertretenen Seele nachzuſinnen, die der Körper, nachdem er das Bewußtſein gefangen genommen hatte, zu überleben vermochte. Noch mehr erſchrak ich über die unmenſchliche Barbarei, die den Unglücklichen, zuſammengekrümmt, wie er hier ſaß, hilflos in das dunkle Behältniß warf, und ohne einen Verſuch, den Körper und mit dieſem die Seele beweglich zu machen, ſeinem entſetzlichen Elende preisgab. Man hob die Grauſamkeit der Frau hervor, die den Menſchen in Verzweiflung ſtürzte, von jener Barbarei aber ſprach Niemand.

Der Zweite war ein Schulmeiſter, der, von religiöſem Fanatismus hingeriſſen, ſeine Kinder, Abraham nachahmend, dem Herrn geopfert hatte. Auch dieſes Grauen einer verirrten Religioſität trat mir als einer der vielen geheimen Unglücksfälle, die in dem Innerſten der menſchlichen Seele lauern, von der Umgebung, ja von dem Unglücklichen ſelbſt unbemerkt, ſich

heranſchleichen und den verirrten Geiſt gefangen nehmen, als ein faſt gefährlicher Gegenſtand der Betrachtung entgegen. Der Mann war finſter, ernſthaft, immer in ſich hineingrübelnd, und ſchien auf den Zuſtand, in welchen er verſetzt war, gar nicht zu achten. Er fing immer verworrene Geſpräche religiöſen Inhalts an, und dazwiſchen beklagte er ſich wohl über die Schlechtigkeit der Speiſen, die man ihm reichte, aber nur über dieſe. Obgleich er völlig verſtändig ausſah, ſo äußerte er doch nie das Bedürfniß, aus ſeinem Behältniſſe herauszutreten, oder friſche Luft zu ſchöpfen. Die Einſamkeit ſchien ihm eben recht zu ſein. Ich ſprach nur einmal mit ihm über ſeine gräßliche That; ſeine Augen rollten, „ich hatte kein Brot im Hauſe", ſagte er, „die Frau war todt, die Kinder hungerten, ich erwartete den Engel, der mir nicht ein Schaaf, wohl aber Brot bringen ſollte; daß er nicht kam, merkte ich nur, als die Kinder todt waren." Ich brauche andere Worte, ich weiß es wohl, aber dieſes war der Inhalt. Ein tiefes Entſetzen ergriff mich; der furchtbare Schmerz des menſchlichen Daſeins ſtieg aus ſeinem unergründlichen nächtlichen Dunkel

hervor, als wollte er mich packen, ich wagte nie, dieſes Geſpräch zu erneuern.

Aber ich ſollte noch etwas Entſetzlicheres hier erleben. C. ſchien in ſeiner Beſchränktheit immer zufrieden, er hatte etwas Haſtiges, und ſo wie ich ihn ſah und wie er ſich darſtellte, fühlte ich zwar eine Art Mitleiden mit ihm, glaubte aber doch, daß er ſich keineswegs unglücklich fühle. Die Jugend, äußerlich durch die Mannigfaltigkeit des Lebens zerſtreut, innerlich mit der eignen Ausbildung auf eine unruhige Weiſe beſchäftigt, beſitzt die kalte Ueberlegung nicht, die erfordert wird, um über den Zuſtand anderer Menſchen Beobachtungen anzuſtellen. Ich hatte C. in ſehr langer Zeit nicht wieder geſehen, und erhielt von ihm in wenigen Worten eine Aufforderung, am nächſten Sonntag für ihn zu predigen. Ich ging an einem ſchönen Sommerſonntage langſam durch die Vorſtadt und über das Feld, von meiner Predigt erfüllt, verſunken im Andenken an die Zeit meiner Kindheit, in welcher Religion und Natur in einem heiligen Bündniß mich ſo zufrieden und glücklich machten. Ich achtete nicht auf die Zeit, und als ich ankam, erwartete mich C. mit Ungeduld. Ich hörte

die Glocken in der Stadt und in den Dörfern läuten, trat in die kleine Kirche hinein, eben als der Gottesdienst anging. Dieser war zu Ende; wir gingen über den Hof, wo einige Geistesschwache, welche die Kirche besucht hatten, auf und niedergingen. Diese Unglücklichen beunruhigten mich fast am meisten, ihre verworrenen Reden, die Aeußerungen eines Jeden, aus einer ganz andern Welt heraus, schnitten mir in die Seele. Wir traten in das Feld hinaus, wanderten dem Friedrichsberge zu, bis zum Mittag. Nach der Mahlzeit forderte E. mich auf, die Behältnisse der Wahnsinnigen zu besuchen. Die Aufforderung pflegte sonst von mir auszugehen, heute eben wünschte ich es nicht, ich weiß es selbst nicht warum. Bis dahin hatte ich an E. gar nichts Ungewöhnliches bemerkt; aber die Heftigkeit, mit der er auf den unglücklichen Gang drang, war mir befremdend. Der Wächter der Behältnisse kam mit dem Schlüssel, wir blickten in die dunkeln Räume einiger völlig Wüthenden hinein, die gefesselt werden mußten. Ich sah, wie der arme Zusammengekrümmte in dem raschelnden Stroh wühlte, als suchte er nach dem Bewußtsein, welches seit fünfzehn Jahren verloren gegangen war. Wir kamen zu

dem Behältniß des Schulmeisters; er trat an die kleine Oeffnung, die nach dem Gange führt, und schien den Prediger zornig anzublicken. Ich wandte mich zu diesem und erstaunte. Voll Erbitterung rief er: „Das ist ein nichtswürdiger, hartnäckiger, unausstehlicher Mensch, er ärgert mich alle Tage!" Ich erschrak, eine furchtbare Ahnung ging mir durch die Seele. Ein heftiges Gespräch entspann sich nun zwischen dem wahnsinnigen Schulmeister und dem Prediger. Rede und Gegenrede wurden immer schneller, die wechselseitige Erbitterung immer heftiger, der Inhalt des Wortwechsels schien religiös zu sein. Aber das Gespräch wechselte so schnell, daß es sich nicht auffassen ließ. Ich war wie betäubt von einer innern Angst ergriffen, und entfernte mich. C. schien meine Entfernung kaum zu merken. Der Wärter der Behältnisse winkte mir auf eine bedenkliche Weise und deutete an, daß ich ihn am Ausgange des Hofes erwarten solle. Er schloß die Oeffnung, durch welche der eingesperrte Wahnsinnige hindurchblickte, suchte C. zu beruhigen und führte ihn halb mit Gewalt nach seiner Wohnung. Mich schien der Unglückliche ganz vergessen zu haben. Der Wärter kam nun nach einiger Zeit

zu mir, erzählte, daß man den bedenklichen Zuſtand des Predigers lange gemerkt und den Behörden angezeigt hatte. Ich eilte voll Entſetzen zur Stadt, erfuhr einige Zeit darauf, daß C. eben ſo wie ſein Gegner eingeſperrt war. So war ſein Zuſtand, als ich Kopenhagen verließ, ich habe ſeitdem nie Etwas von ihm gehört.

Doch ich kehre zu meiner damaligen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zurück. Die Naturwiſſenſchaft beſchäftigte mich zwar in allen ihren Richtungen, indeſſen war doch die Mineralogie das Fach, in welchem ich die gründlichſten Kenntniſſe erwarb. Das ferne Gebirge in meinem Vaterlande ſchien mir zu winken, vielleicht war es auch der Umſtand, daß die Foſſilien in ihrer wechſelnden Form ſich leichter überſchauen ließen. Wie ich das Geſchick, hier die zarteren Unterſchiede aufzufaſſen, erhielt, weiß ich kaum zu ſagen. Es bildete ſich inſtinktartig aus und auf eine völlig empiriſche Weiſe, etwa wie die Droguiſten die zarteſten Unterſchiede verwandter Droguerien mit großer Beſtimmtheit auffaſſen. Es war in dieſer Grundlage

meiner mineralogiſchen Kenntniſſe eigentlich nichts Wiſſenſchaftliches. Ich war täglich in der Mineralienſammlung des früher erwähnten leidenſchaftlichen Sammlers C. beſchäftigt; ich beſuchte Schumachers Vorträge über die Mineralogie, hörte ſie aber kaum, ich war vielmehr ſelbſtändig beſchäftigt mit den Foſſilien, die er vorzeigte. Die prachtvolle Sammlung des Herrn Monrad von isländiſchen Chalcedonen und Zeolithen lernte ich genau kennen; allmälig war mein Ruf als Mineralog in Kopenhagen begründet, und in der That; ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Oryktognoſie, wie ſie ſich damals ausgebildet hatte, in ihrem ganzen Umfange mir hinlänglich bekannt war. Unabläſſig war ich bemüht, die empiriſche Grundlage, die ich inſtinktmäßig erworben hatte, zur ſchärferen wiſſenſchaftlichen Beſtimmtheit zu erheben. Schumacher war ein Schüler von Romé de l'Isle, und ſeine Kryſtallographie war für mich Gegenſtand eines ſehr ernſthaften Studiums. Ganz auf meine eigene Hand beſchäftigte mich Werners Schrift über die äußeren Kennzeichen der Foſſilien. Schon wurden mir ſeltene Foſſilien gebracht, daß ich ſie beſtimmen ſollte. Endlich ward im Sommer 1793 mir die Anordnung

einer der berühmteſten Sammlungen, der Gräflich Moltke'ſchen, anvertraut. Der Graf hatte das damals ausgezeichnete, durch Linné in einem eigenen Werke beſchriebene und dadurch berühmt gewordene Muſeum Teſſinianum angekauft. Seine Sammlung von Kongsberger Stufen war nebſt der Königlichen die wichtigſte in Europa. Ich machte Esmark's Bekanntſchaft vor ſeiner Reiſe nach Freiberg. Man hatte ſich in Dänemark, ſelbſt in meiner näheren Umgebung, ſo daran gewöhnt, mich bloß als Mineralog zu betrachten, daß ſelbſt in einer viel ſpäteren Zeit, nachdem ich in ganz Deutſchland unter die Philoſophen gerechnet wurde, wenn von einer Anſtellung für mich in Dänemark die Rede war, man nur an eine mineralogiſche Stelle dachte, und in einer Rückſicht hatte man Recht.

Diejenigen, die mich genauer kannten, waren voll Verwunderung, wenn ſie ſahen, wie der lebhafte und fortdauernd phantaſtiſch aufgeregte Jüngling ſich einem Fache mit ganzer Seele hingeben konnte, welches ihnen ſo leer, ſo trocken, ſo ganz von dem dumpfen Daſein der bloßen Maſſe beherrſcht und von aller geiſtigen Bedeutung entfremdet zu ſein ſchien. Ich

wußte mir kaum ſelbſt, wenn mir die Frage vorgelegt wurde, von der geheimen Gewalt, die mich nach den Gebirgen hinzog, als wenn in dieſen das tiefſte Myſterium meines Daſeins verborgen läge und gefangen gehalten würde, Rechenſchaft zu geben: und dennoch, wenn ich jetzt dieſe freie Neigung betrachte, muß ich behaupten, daß dieſe rohen Maſſen die dunkle Stelle in der Natur bezeichneten, von welcher aus ich mich orientirte. So hatte man in meinem Vaterlande Recht und Unrecht zugleich. Ich wurzelte in dem finſteren Abgrunde der dunklen Maſſe: daß aber dieſe Wurzel einen lebendigen Stamm und grünende Zweige in einer freieren Atmoſphäre entwickelte, ſchien man nicht faſſen zu können.

In Deutſchland fand ich ſpäter eine andere Anſicht, man glaubte da, daß ich ganz ohne Wurzel in einer formloſen Atmoſphäre mich ausgebildet hätte, und in meinen jüngeren Jahren kränkte es mich nicht wenig, wenn man mir vorwarf, daß ich **a priori** conſtruire; unruhig habe ich mich bis in mein hohes Alter in die Geſtaltungen der Natur, wie in die Erſcheinungen der Geſchichte hineintauchen müſſen. Sie, die lebendige Wirklichkeit in allen ihren mannigfalti-

gen Richtungen, ſollte mir die Kunde geben von ihrem eigenen tiefſten Geheimniß; ſie habe ich fortdauernd gefragt, die heiligſten Probleme meines Daſeins ruhen in ihr, das Wort des göttlichen Willens iſt mir klarer, wenn es Naturgeſtaltung erhält, wenn es abgeſchloſſen in ſich in reifer Vollendung eine wirkliche Zukunft erzeugt, ſo in der Geſchichte wie in der Natur im engeren Sinne.

Ein Ereigniß muß ich noch erwähnen, welches mich zufällig aus einer ſehr bedenklichen Lage rettete. Daß der Auftrag, eine der vollſtändigſten und merkwürdigſten Mineralienſammlungen in Kopenhagen zu ordnen, die Foſſilien zu beſtimmen und einen Katalog zu entwerfen, mir äußerſt angenehm war, iſt natürlich. Es war der erſte Beweis, daß ich mir als Mineralog ſchon einen gewiſſen Ruf erworben hatte. Die genaue wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit einer ſolchen Sammlung mußte meine Kenntniſſe bedeutend erweitern, und die in meiner Lage nicht unbedeutende Summe, die mir angeboten wurde, kam mir nicht wenig zu ſtatten. Die Sammlung war in einem ſehr anſehnlichen Saale in dem Palaſte des Grafen in großen Glasſchränken aufgeſtellt. Es war einer

von den vier Paläſten, die einander vollkommen gleich gebaut, den ſchönen Platz Amalienburg bilden, er ward nach dem Schloßbrande von dem Grafen dem König überlaſſen und iſt noch immer ſeitdem, alſo jetzt von drei Königen bewohnt worden. Als der Inſpektor den prachtvollen Saal öffnete und mich hinein führte, als ich bedachte, daß alle dieſe Schätze mir nun zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche anvertraut, der Schlüſſel mir übergeben wurde, war ich außer mir vor Freuden. An irgend eine Vorſichtsmaaßregel bei der Uebergabe der Sammlung würde ich gar nicht gedacht haben. Glücklicher Weiſe war der Inſpektor beſonnener als ich. Obgleich er keine mineralogiſchen Kenntniſſe beſaß, kannte er doch die Schätze der Sammlung, die von hohem Werthe waren. Der Inſpektor hatte zwar die Aufſicht über die Sammlung, wie über den ganzen Palaſt, aber ſeine Geſchäfte waren doch mehr ökonomiſcher und finanzieller Art. Ein Mineralog hatte ſich ſeit vielen Jahren gar nicht mit der Sammlung beſchäftigt. „Wir müſſen doch," ſagte der Inſpektor, ehe die Sammlung Ihnen übergeben wird, „eine Ueberſicht über ihren gegenwärtigen Zuſtand haben. Sie werden ſelbſt einſehen, wie nothwendig es iſt,

denn ſie iſt leider in ſchlechten Händen geweſen.“ Er führte mich darauf zu einem Schrank, den er öffnete, und nahm eine Goldſtufe hervor, ein Quarz, mit gediegenem Golde durchwachſen, von einer Größe und einem Reichthum, der mich überraſchte. Eine Wagſchale ward gebracht, das Gewicht der Stufe war in dem Katalog genau angegeben, und ich erſchrak nicht wenig, als ich ſah, daß ein bedeutender Theil des Gewichts fehlte. Er erzählte mir nun, wie ein früherer Aufſeher, in beſtändiger Geldverlegenheit, bedeutende Theile des gediegenen Goldes abgeſchlagen und verkauft habe; zuletzt hatte er die ganze Stufe verſetzt; ſie muß in ihrem urſprünglichen Zuſtande nicht allein von ſehr hohem Werth, ſondern auch eine der bedeutendſten Goldſtufen in irgend einer Sammlung in Europa geweſen ſein. Der Fundort war angeblich eine der Philippiniſchen Inſeln. So wichtig und intereſſant es mir auch geweſen wäre, dieſen Fundort zu conſtatiren, ſo war es mir doch nicht möglich, denn von der Geſchichte dieſer Stufe konnte ich nichts Zuverläßiges erfahren. Das jetzt gefundene Gewicht ward nun genau bemerkt, und von mir und dem Inſpektor unterzeichnet. Aber dieſe Entdeckung machte mich äußerſt

beſorgt. Ein ſo gewiſſenloſer Aufſeher konnte wohl in der Sammlung Mehreres finden, was, veräußert, ihm einen bedeutenden Vortheil brachte. Meine Aufmerkſamkeit war alſo geſpannt, und wenn ich urſprünglich geneigt war, die Sammlung ohne alle Vorſicht zu übernehmen, ſo war ich jetzt deſto beſorgter, und wir ſollten bald eine überraſchende Entdeckung machen. Zu den Schätzen der Sammlung gehörte ein großes Stück heller, vollkommen makelloſer Bernſtein, welches, wie der Inſpektor verſicherte, dem in dem ſogenannten Königlichen Kunſtkabinette aufbewahrten, berühmten, in ſeiner Art einzigen, an Größe und Schönheit nur wenig nachſtehen ſollte. Dieſes wollte er mir zeigen, und wie erſtaunten wir, als wir an der Stelle deſſelben eine große derbe Maſſe gelben Steinſalzes fanden. Dieſer bedeutende Verluſt der Sammlung war ſelbſt dem Inſpektor nicht bekannt. Er mußte dem Grafen mitgetheilt werden, und eine grenzenloſe Aengſtlichkeit ergriff mich. Ich wußte wohl, daß die Mineralogen nicht ſehr gewiſſenhaft zu ſein pflegten, wenn eine Gelegenheit ſich darbot, ihre Sammlungen durch eine Seltenheit zu vermehren. Ich ſelbſt habe dieſe Geſinnung nie getheilt, und ſo viel-

ſeitig meine Schwächen ſein mögen, iſt mir doch das Stehlen, in welcher Form es auch ſtattfinden mag, mein ganzes Leben hindurch ſo fremd geblieben, daß ich von Entſetzen ergriffen werde, wenn ich etwa darüber in Zweifel gerathen bin, ob irgend Etwas, ein Buch z. B., welches aus Nachläßigkeit in meiner Bibliothek geblieben iſt, mir wirklich zugehöre oder nicht. Noch immer ſetzen mich, der ich leider das Talent der ſtrengen Ordnung nicht beſitze, anvertraute Geldſummen, ſo lange ſie in meinen Händen ſind, in eine fortdauernde peinliche Angſt. Ich ſelbſt beſaß eine für meine Lage ſehr bedeutende Mineralienſammlung. Einem jeden leidenſchaftlichen Sammler iſt das Glück günſtig, er entdeckt, wie durch einen Inſtinkt, eine jede, ſelbſt die entfernteſte Gelegenheit, ſeine Schätze zu vermehren. Durch Tauſch, durch Kauf, durch Geſchenke wuchs meine Sammlung täglich. Jetzt war mir nun eine große Sammlung anvertraut, die früher in den ſchlechteſten Händen geweſen war, und nicht allein was auf unrechte Weiſe aus dieſer verſchwunden war, auch falſche Beſtimmungen konnten mir eine Verantwortlichkeit zuziehen, für welche ich zitterte. Ich forderte daher den Inſpektor auf, ſich

genau mit meiner eigenen Sammlung bekannt zu machen, ich drang darauf, daß, so lange ich die gräflichе in meiner Gewalt hatte, er sich unterrichten lassen mußte von einem jeden Zuwachs der meinigen. Den Katalog meiner Fossilien übergab ich ihm, und unter seinen Augen ward ein jedes neue Fossil in diesen eingetragen und über die Art, wie ich es erworben hatte, ihm Rechenschaft abgelegt. Es dauerte lange, ehe ich ihn überreden konnte, sich dieser peinlichen und ihm beschwerlichen Vorsichtsmaaßregel zu unterwerfen. Aber meine Angst war selbst durch diese noch nicht vollkommen beschwichtigt, und ich erklärte auf das Bestimmteste, daß, so angenehm und wichtig, ja vortheilhaft in jeder Rücksicht, das mir anvertraute Geschäft wäre, ich dennoch genöthigt sei, es abzulehnen, wenn man die vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehme. Als nun aber diese unerwartete und verdrießliche Sache in Ordnung war, als mir der Schlüssel der Sammlung übergeben wurde, und ich mich lange Zeit hindurch als Herr derselben betrachten konnte, fand ich mich auf eine Weise beglückt, wie damals, als ich den ersten Blick in die große Suhm'sche Bibliothek warf.

Kopenhagen ist durch seine ansehnlichen Bibliotheken ausgezeichnet.

Die große königliche Bibliothek hat über 400,000 Bände, die Universitäts-Bibliothek über 100,000. Von der Suhm'schen habe ich schon gesprochen; eine eigene Bibliothek von naturwissenschaftlichen, mathematischen und ökonomischen Werken von mehr als 30,000 Bänden hatten die Gebrüder Classen, (der älteste nach seinem Tode durch testamentarische Verfügung (zum öffentlichen Gebrauch bestimmt; sie war in einem neuen schönen Gebäude aufgestellt, eine jährliche Summe zur Vergrößerung fundirt. Eine zoologisch-anatomische Sammlung war mit der Veterinärschule, eine botanische mit dem botanischen Garten verbunden.

Ich habe schon früher erzählt, wie ich als Knabe den Zutritt zu der Bibliothek des Kammerherrn Suhm erlangte. Ich war noch nicht Student, als ich auf dieser Bibliothek mit dem ältesten Mynster zusammentraf. Ich erhielt die verlangten Bücher, entfernte mich, und Nyerup, der Bibliothekar, fragte neugierig, wer der kleine Knabe sei und für wen er die naturwissenschaftlichen Bücher abhole. So groß war

die faſt zu tadelnde Liberalität bei dieſer Bibliothek, daß die Bücher unbedenklich einem völlig unbekannten Knaben übergeben wurden, obgleich man vorausſetzte, daß er nur der abgeſandte Bote eines Ungenannten war. Mynſter verſicherte, daß ich dieſe Bücher für mich ſelbſt benutzte, und mag Einiges über mich geäußert haben; dadurch mag nun Nyerup's Aufmerkſamkeit auf den Knaben hingezogen worden ſein, der klein von Wuchs, jünger ausſah als er war. Als ich nun nach einiger Zeit wieder erſchien, erſchrak ich nicht wenig, als Nyerup mir ſagte, daß er den Auftrag habe, mich zu dem von mir hochverehrten Beſitzer der Bibliothek zu führen. Ich trat faſt zitternd hinein, der alte freundliche Herr rief mich zu ſich und ſeine ermunternde Zuſprache vertrieb bald alle Furcht. Er unterhielt ſich lange mit mir. „Du wirſt Dich doch gern," ſagte er, „ſelbſt unter den Büchern herumtreiben wollen, Du lernſt ſie ſo beſſer kennen, und findeſt dann auch leichter heraus, was Dir nützlich ſein kann." Ich war ſo gerührt über dieſes unerwartete Vertrauen, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte. Von da an ſtand mir nun die Bibliothek ganz offen, und als ich vom

Lande zurückkam und freier über meine Zeit verfügen konnte, erhielt ich eine Art Aufsicht über den naturwissenschaftlichen Theil derselben. Ich war nun mit allen Bibliothekaren bekannt; wenn ich mich mit irgend einer Arbeit beschäftigte, waren von den verschiedenen Bibliotheken die wichtigsten Werke mit Leichtigkeit zusammengebracht, und dieser Reichthum von Naturgegenständen und Schriften, über welche ich ohne Schwierigkeit gebieten konnte, hätte mir gefährlich werden können, wenn ich nicht, so wie irgend eine Aufgabe mich beschäftigte, so ganz von dieser angezogen gewesen wäre, daß ich Alles vergaß, bis ich die vorliegende so weit gelöst hatte, wie der damalige Zustand der Wissenschaft es erlaubte.

Ich arbeitete mit einer unruhigen Eile; obgleich ich geselliger Natur war, obgleich ich mich unter meinen Freunden glücklich fand, konnte mich dennoch eine plötzliche Angst ergreifen, als verlöre ich unnütz meine Zeit, die sich nicht wieder ersetzen ließ.

Ich habe gefunden, daß viele junge Menschen in einer bestimmten Epoche an Gemüthskrankheiten leiden, die Durchgangspunkte in ihrem Leben bilden; durch diese mußte ich mich nun eben in dieser Zeit

hindurch arbeiten. Der Jüngling ist vorerst, wie sich von selbst versteht, verliebt, und daß ich eine stille Liebe geheimnißvoll trug und pflegte, habe ich schon gestanden; dann aber fühlt er sich von so vielen Gegenständen angezogen, eine Welt eigenthümlicher Gedanken regt sich in ihm, er vermag sein inneres Dasein selbst nicht zu beherrschen, besonders glaubt er sich von seiner Umgebung verkannt. Daß solche Momente mich manchmal ängstigend überfielen, wird ein jeder leicht einsehen, der mein Verhältniß zu meinen Freunden erwägt. Aber eine dritte Angst ist in dieser Epoche eben so natürlich. Der Blutumlauf ist schneller, es drängt sich aufregend nach dem Kopfe wie nach der Brust; mein ganzer Körper war in einer nicht gewöhnlichen beständigen Aufwallung; wenn ich meinen ärztlichen Freunden selbst in äußerlichen ruhigen Momenten die Hand hinreichte, zählten sie nicht selten 120 Pulsschläge in einer Minute, und fast bis in mein dreißigstes Jahr glaubten diejenigen, die mich nicht kannten, daß ich stets in einem fieberhaften Zustande lebe. Eine solche Constitution erzeugt leicht den Gedanken an einen schnellen Tod, und schon als Knabe glaubte ich kaum das fünf und

zwanzigste Jahr erreichen zu können: auch jetzt überfiel mich öfters derselbe Gedanke, ich glaubte das Athmen beschwert zu fühlen, die Lungen schienen mir nicht Platz genug in der Brust zu haben, ich athmete schneller, kürzer, ängstlicher, ein psychisch erzeugtes Asthma schien mir eine gefährliche Krankheit, die Gedanken, die mich dann quälten, entsprangen aber nicht so sehr aus Angst vor dem nahe bevorstehenden Tode, sondern mehr aus der quälenden Ueberzeugung, daß ich sterben sollte, ohne in der Geschichte genannt zu werden, ohne in der Wissenschaft einen Ruf erworben zu haben. Mit J. Mynster hatte ich oft über das harte Schicksal gesprochen, unbemerkt sterben zu müssen. Beide glaubten wir, dieses sei das größte, ja fast das einzige Unglück im Leben. Die Jugend glaubt leicht alle Widerwärtigkeiten überwinden zu können, wenn das Dasein eine höhere Bedeutung erhalten hat, wenn die Persönlichkeit mit der Geschichte im Bündniß, selbst den bedenklichsten Kampf besteht. Auch die Niederlage gewährt dann einen Genuß. In solchen Augenblicken nun betrieb ich die Studien mit ununterbrochener Anstrengung, als wäre mir nur eine kurze Zeit zugemessen, als hätte ich in dieser eine

unüberſehbare Aufgabe mit Aufbietung aller meiner Kräfte zu löſen. Und das war mein Glück, denn die Beſchäftigung riß mich ganz hin, das Gefühl jugendlicher Kraft und Geſundheit trug mich deſto ſicherer und zuverſichtlicher, je weniger ich darüber reflectirte. In einer ſolchen Lage hatte ich mich einmal mit einer Menge von Büchern aus allen Bibliotheken verſorgt. Eine Summe, über die ich zufällig gebot, machte es möglich, daß ich allem äußeren Erwerb entſagte. Die Schriften und meine eigene Naturalienſammlung beſchäftigten mich allein. Schon oft hatte ich mir vorgeworfen, daß die Gegenſtände, die in meinem Beſitze waren, mich am wenigſten in Anſpruch nahmen; dieſe mußt du zuerſt, ſagte ich mir, durchaus kennen lernen und ergründen; ich hatte ein Herbarium von etwa 1200 Pflanzen, eine Menge Amphibien, Fiſche und Mollusken in Spiritus, eine Sammlung von Inſekten, die nicht ganz unbedeutend war; ich hatte mich durch Göze's Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ermuntert gefühlt, dieſem Zweige der Zoologie eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich hatte ſelbſt ſchon während meines Aufenthalts in Odsherred eine Sammlung angelegt

und ſie hier ſelbſtändig vergrößert. Sie war nach dem damaligen Stand der Wiſſenſchaft nicht unbedeutend; vor allem aber hatte meine Mineralienſammlung eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Vollſtändigkeit erhalten. Ich ſchloß mich zwei Monate lang ein, war aus dem Kreiſe meiner Freunde verſchwunden, ich nahm gar keinen Beſuch an, die Wiſſenſchaft hielt mich auf meiner Stube ſtreng gefangen, nur die Magd brachte mir ſtillſchweigend die Mahlzeit; ich ſchlief wenig und unruhig, ein jeder Augenblick der Ruhe ſchien mir verloren, und dennoch war dieſe Zeit eine der glücklichſten meines Lebens. Eine tiefgreifende Vorſtellung von der reichen Welt, die in der ſtillen Studirſtube eingeſchloſſen iſt, erwachte damals und iſt mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer kann mitten in der Geſellſchaft die ſtille Einſamkeit der abgelegenen und ruhigen Wohnung mich ſo gewaltſam ergreifen, daß die ganze äußere Welt, daß eine jede Berührung mit andern Menſchen mir ſtörend und hemmend erſcheint.

D. H. Mynſter ſchlug vor, eine Geſellſchaft zu bilden, die nur aus wenigen Freunden beſtehen und ſich alle vierzehn Tage verſammeln ſollte. Der Reihe nach ſollte für dieſen Tag eine Abhandlung über einen Zweig der Naturwiſſenſchaft ausgearbeitet werden, dieſe müßte ſo früh fertig ſein, daß ſie in der Zeit, von einer Verſammlung zur andern, unter den Mitgliedern circuliren könnte. Wir verſammelten uns Nachmittags, die Abhandlung ward vorgeleſen, und dann von den ſämmtlichen Mitgliedern gegen den Inhalt ſchonungslos opponirt. Gewöhnlich zog ſich dieſer ernſthafte Theil der Beſchäftigung der verſammelten Freunde ſehr in die Länge; doch mußte ſie um ſieben Uhr beendigt ſein. Dann verſammelten ſich die eingeladenen Gäſte, die ſogenannten eſſenden und trinkenden Mitglieder. Geſetze waren entworfen. um bei den Mahlzeiten jeden Luxus zu vermeiden Die erſte Verſammlung war bei dem Stifter der Geſellſchaft, D. H. Mynſter. Die Geſetze wurden hier ſorgfältig beobachtet. Der Zweite, welcher die Geſell-

ſchaft bei ſich ſah, zeigte ſchon eine bedenkliche Neigung, die Genüſſe zu ſteigern; ich war der Dritte. Butterbrot, mit geräuchertem Fleiſch, Käſe u. dgl. m. belegt, und eine Terrine Punſch war den Geſetzen gemäß. Ich hatte den Einfall, Sardellen und Heringe hinzuzufügen, um den Durſt zu ſteigern; dadurch ward ſchon die zweite und dritte Bowle nothwendig. Ich ward nun zwar den Geſetzen gemäß condemnirt, doch war die Geldſtrafe zu gering, um den Nachfolger abzuſchrecken, ein jeder wollte ſeinen Vorgänger überbieten. Die Zuſammenkünfte wurden gegen Mitternacht lärmender. Der Dichter Frankenau brachte jedesmal ein neu von ihm verfertigtes Trinklied mit, und mehrere von dieſen haben ſich in der däniſchen poetiſchen Literatur erhalten. Ich habe früher ſchon bemerkt, daß Trinklieder, damals wenigſtens, einen weſentlichen Theil der däniſchen poetiſchen Literatur ausmachten, auch habe ich zwanzig Jahr ſpäter einige von dieſen Liedern in den Liederſammlungen des Studentenvereins in Kopenhagen wieder gefunden; ſo wie ſie auch in Frankenau's poetiſchen Schriften aufgenommen ſind. Ein Jeder arbeitete mit großem Eifer und Fleiß an ſeiner Abhandlung, ein Jeder wollte auch

in dieſer Rückſicht ſich auszeichnen und ſeinen Vorgänger überbieten. Durch die Oppoſition, auf welche die Mitglieder ſich ſorgfältig vorbereiteten, wurden die Aufſätze weſentlich ergänzt, berichtigt und verbeſſert. Es entſtanden auf dieſe Weiſe einige von wahrem wiſſenſchaftlichen Werthe. Gegenſtände, die hier von einigen Mitgliedern behandelt waren, wurden Aufgaben ernſter Art, auch für das reifere Alter, und veranlaßten Schriften, Unterſuchungen, ja Entdeckungen, die einen bleibenden Werth erhielten. Es war uns Allen Ernſt. Meine erſten Arbeiten ſind verſchwunden. Es war, erinnere ich mich, zuerſt ein Aufſatz, der Unterſuchungen enthielt über einige ſeltene Thiere und über die Lebensweiſe anderer, die ich in Odsherred angeſtellt hatte, der zweite über die Boraxſäure. Beide waren wahrſcheinlich nicht von großem Werth, durch den dritten Aufſatz aber gelang es mir die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft in einem höheren Grade zu erregen.

Zwar hatte Lavoiſier ſchon vor mehreren Jahren den Grund gelegt zu einer völligen Umwandlung der Chemie; ſie hatte ſich zuerſt zu einer exacten Wiſſenſchaft umgeſtaltet, die ſich mit den übrigen Doctrinen

der Physik in gleiche Reihe stellen konnte. Man erinnert sich aber auch, wie lange es dauerte, ehe diese Ansicht sich einen Weg in Deutschland bahnte. Noch immer dauerte dieser Streit fort, und Girtanner's Lehrbuch der Chemie, in welchem die antiphlogistische Lehre zuerst in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt wurde, war eben erschienen. In meinem Vaterlande bildete die Stahl'sche Lehre noch immer die Grundlage für alle chemische Vorträge. Mich hatte die neue Lehre schon früher beschäftigt, ja hingerissen. Während der zweimonatlichen wissenschaftlichen Gefangenschaft hatte ich ihr einen großen Theil der Zeit gewidmet. Der Scharfsinn der Combinationen, die Genauigkeit der Untersuchungen, die Klarheit der Darstellungen erschienen mir bewunderungswürdig. Eine Folge dieser Studien war nun ein Aufsatz: Ueber die Hypothesen, durch deren Hülfe man die Verkalkung der Metalle zu erklären versucht hat. — Es war von jeher meine Neigung, eine jede wichtige Ansicht in der Wissenschaft nicht bloß kennen zu lernen, wie sie in ihrer Vollendung erschien, sondern auch wie sie entstanden war, wie sie sich aus früheren beschränkteren Ansichten entwickelt hat. Nur so, nach einer

ſolchen geſchichtlichen Unterſuchung glaubte ich ſie verſtehen zu können. Ich las daher alle die früheſten Aufſätze Lavoiſier's, ich verfolgte rückwärts die Anſichten bis zu den älteſten Zeiten, in welchen Scaliger, Faxſius, Caeſalpin, Libaw und Cardan die Zunahme der Schwere bei der Verkalkung bemerkt hatten. Die tiefe Begründung, welche die wachſende Anſicht durch Prieſtley's Entdeckung des Sauerſtoffgaſes und durch Cavendiſh's Zerlegung des Waſſers erhielt, überraſchte mich; zuerſt drängte ſich mir mit aller Gewalt eine Anſicht auf von einer geheimen Macht der Gedanken, die wie eine verborgene leitende Hand durch die Geſchichte ſchreitet; was jetzt freilich allgemein bekannt iſt, was als elementare Grundlage aller Anſichten der Chemie ein Faktum des allgemeinen Bewußtſeins geworden iſt, das ſah ich ſich wunderbar und hoffnungsvoll entwickeln. Ich war mit der phlogiſtiſchen Chemie nicht unbekannt, die deutſchen und ſchwediſchen Chemiker, Bergmann beſonders, hatten mich vielfältig beſchäftigt. Scheele's Aufſatz: Ueber Luft und Feuer hatte ich mit Bewunderung ſtudirt; doch als nun der Sauerſtoff in der Einſeitigkeit, in welcher ſeine Thätigkeit aufgefaßt wurde, ich möchte ſagen als ein con-

ſtruirendes Prinzip der ganzen Chemie hervortrat, ging mir ein plötzliches Licht über eine verborgene geiſtige Einheit in den vielfältig verſchlungenen Prozeſſen der Natur auf. Es war nicht mehr eine dürftige Erklärung eines einzelnen Prozeſſes, es war ein großer Gedanke, der alle umſchlang und vereinigte. Was mich auf eine ſolche Weiſe anregte, hatte nicht einen bloß abſtrakten Werth des Denkens, es verband ſich mit dem tiefſten Myſterium meines Daſeins, wie es unklar, aber mächtig in meinem Innerſten ſchlummerte. Es war verwandt, ich wußte ſelbſt nicht wie, mit dem melodiſchen Klange der Poeſie, der aus den Tiefen der Seele heraustönte, ja mit den religiöſen Erinnerungen meiner Kindheit. Es war ein Licht, welches hoffnungsvoll hineinſchien in die tiefſte Dunkelheit meines Geiſtes, und ich glaubte wunderbare Schätze dort zu entdecken, wenn ich ſie auch in der unklar dämmernden Beleuchtung nicht zu unterſcheiden vermochte. Es war mir dann ein Genuß, eine Freude, ja eine Seligkeit des Erkennens gegeben, die mich bis zu Thränen erſchüttern konnte. Gewiß, es waren die reinſten, ja religiöſeſten Momente meines ganzen jugendlichen Daſeins. Daß ich Aufregungen

der Art geheim halten mußte, das iſt klar, aber die oben genannte Abhandlung, ſo wiſſenſchaftlich beſonnen ſie auch erſcheint, iſt dennoch aus ſolchen geheimen und genußreichen Stunden entſtanden.

Der jugendliche Uebermuth, der bis in die ſpäte Nacht uns zuſammenhielt, nachdem die wiſſenſchaftliche Unterhaltung mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit vollendet war, hatte freilich nichts mit dem ſtillen Genuß meiner einſamen Studien gemein; er bildete ſich immer wilder, immer ungeſtümer aus. Aufgeregt hoben wir die Geſellſchaft in ſpäter Stunde auf, ſtürzten vereint, laut jubelnd auf die Straße; Leitern wurden genommen und mit Hülfe derſelben die Schilder der Handwerker verwechſelt, und viele andere Jugendſtreiche ausgeübt, die einen grellen Kontraſt bildeten mit dem Ernſt unſerer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung. Wir mußten einige Mal die Nachtwächter, die uns überraſchten und nach der in Kopenhagen herrſchenden Sitte ihre durchdringende Pfeife erſchallen zu laſſen drohten, zu beſtechen ſuchen, wenn einige unter uns Beſonnenheit genug dazu behalten hatten. Ein Mal gerieth die ganze verehrte naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft in die größte Gefahr, die

Nacht auf dem Rathhause zubringen zu müssen und den Morgen darauf, vor ein Polizeigericht gestellt zu werden. Nur mit Mühe gelang es uns, den Händen der Wächter zu entgehen. Unsere Gesellschaft hatte schon, obgleich öffentlich von uns noch nichts erschienen war, große Hoffnungen erregt; es galt allgemein für eine Auszeichnung, ein Mitglied zu sein; jetzt aber konnte es nicht fehlen, daß der Ruf von unserer Nachtschwärmerei auch laut wurde, daß er bis zu den Eltern, Verwandten und Freunden drang und uns manche Unannehmlichkeit und Verdruß bereitete.

Eine ernsthafte Berathung fand statt, die Abendschmausereien wurden ganz eingestellt, die essenden und trinkenden Mitglieder und mit diesen die Trinklieder verschwanden. Es durfte von jetzt an bei unsern Zusammenkünften nur Bier und Tabak gereicht werden. Dieser vernünftige Beschluß stellte schnell das Ansehen der Gesellschaft wieder her, ja erhöhte es. Ausdrücklich muß ich bemerken, daß Rahbek an unsern Bachanalien keinen Theil nahm, sie hätten in der Art nie stattfinden können, wenn er in unserer Mitte gewesen wäre.

Wir waren nun völlig zur Besinnung gekom-

men, wir gingen ernſthaft und nüchtern, wie wir zuſammen kamen, wieder auseinander; aber es iſt leider nur zu wahr, der Eifer, mit welchem wir uns früher verſammelten, war auf eine bedenkliche Weiſe erkaltet. Wie dieſe Geſellſchaft ſich ſpäter fortſetzte, wie lange ſie vereinigt blieb, weiß ich nicht, denn ein paar Monate nach unſerer Reue und Bekehrung verließ ich Kopenhagen.

Die Geſellſchaft beſtand aus jungen Männern, von denen die meiſten dem Entſchluſſe, das Leben der rein wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zu widmen, treu geblieben ſind. Einer der älteſten unter uns, der, erinnere ich mich recht, erſt ſpäter zutrat, war der als Phyſiolog und Arzt bekannte ſcharfſinnige Herholdt. Raffen fing als Mitglied der Geſellſchaft ſeine phyſiologiſchen Unterſuchungen der Pflanzen an, die ihm nachher einen bedeutenden Ruf erwarben; Ratje ſetzte nach Müller und Abildgaard die **Zoologia danica** fort und hat eine zoologiſche Reiſe unternommen vom hohen Norden der ſcandinaviſchen Inſeln längs der

Westküste von Europa bis Teneriffa. Hornemann ist der Fortsetzer der **Flora danica.** Ich muß freilich gestehen, daß Herholdt erst Mitglied der Gesellschaft ward, nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war; daß Ratje, der ein stiller ernsthafter junger Mann war, höchst wahrscheinlich sich von uns trennte, wenn unser Uebermuth ein zu wildes Gepräge annahm; daß Hornemann, wenn er uns auch treu blieb, uns zu warnen und zu mäßigen suchte. Ich gehörte leider nicht zu diesen Besonneneren. Von allen Mitgliedern leben noch drei; Ratje als Professor der Botanik und Director des Gartens in Christiania und mein Freund Etatsrath Hornemann in hohem Alter, allgemein geliebt und geehrt, in der nämlichen Qualität in Kopenhagen.

Diese Vereinigung von jungen Männern war aber auch für die dänische wissenschaftliche Literatur nicht ohne Bedeutung. O. H. Mynster schlug vor, eine wissenschaftliche Zeitschrift herauszugeben. Wenn auch die zur Mitarbeitung aufgeforderten Gelehrten nicht alle Mitglieder der Gesellschaft waren, so ging die Zeitschrift doch entschieden aus der Mitte derselben hervor. Sie führte den Titel: „**Physicalsk-**

oekonomisk og medico-chirurgisk Bibliothek for Danemark og Norge. Udgivet af et Selskab.“ Sie ward ſpottweiſe das Journal mit dem langen Titel genannt, aber dieſer war unvermeidlich. Ein rein naturwiſſenſchaftliches Journal würde im Lande ein ſo kleines Publikum gefunden haben, daß es die Koſten der Ausgabe nicht hätte decken können. O. H. Mynſter hatte die Redaction übernommen; das erſte Heft erſchien im Januar 1794, und liegt vor mir. Aus den Abhandlungen, die in der Geſellſchaft vorgeleſen wurden, ward mein Aufſatz über die Verkalkung der Metalle aufgenommen, und ich erſchien dadurch als der erſte Schriftſteller der antiphlogiſtiſchen Chemie in Dänemark. Mynſter liebte es, in den franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und italieniſchen Journalen herumzublättern und ſich dadurch mit allen Neuigkeiten des Tages bekannt zu machen. An Abhandlungen fehlte es im Anfange auch nicht, aber die beſchwerlicheren Arbeiten, die Ueberſetzungen u. ſ. w. wurden für die erſten drei Hefte mir zugetheilt. Mynſter war zu indolent, ich aber war in einer wahren Angſt, bis das nothwendige Manuſcript für das nächſte Heft beiſammen war. Auch hielt ſich der Verleger, mit dem

ich auch ſonſt in Verbindung ſtand, ſchon deswegen vorzüglich an mich, weil ich ihm näher, Mynſter aber entfernt wohnte. Und ſo habe ich denn die Qual der Redaction einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift einige Monate hindurch in meiner Jugend hinlänglich kennen gelernt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich zu nichts weniger tauge. Meine inneren zuſammenhangenden geiſtigen Arbeiten waren nun unterbrochen: andere intereſſirten mich wenig. Noch immer laſſe ich ſelbſt wichtigere Entdeckungen unbeachtet, oder bemerke ſie mir nur flüchtig, bis ſie durch irgend eine Aufgabe, die mich beſchäftigt, eine Bedeutung für mich erhalten. Mein Daſein war mir zerriſſen, ich fühlte mich innerlich unglücklich. Im April gab ich jede Theilnahme an dem Journal auf; im Mai verließ ich Kopenhagen. Das Journal wurde fortgeſetzt, es beſchränkte ſich nachher mehr auf die Naturwiſſenſchaft. Man ſah die Wichtigkeit einer ſolchen Zeitſchrift ein, und ſie erſchien mehrere Jahre hindurch mit königlicher Unterſtützung; ſie war die erſte naturwiſſenſchaftliche Zeitſchrift im Lande, und enthielt mehrere bedeutende Aufſätze von den Mitgliedern der Geſellſchaft, ſpäter von Oerſted.

Eine andere Schriftstellerei, freilich von minder bedeutender Art, beschäftigte mich schon früher. Ich übersetzte, von Vahl dazu aufgefordert, Willdenow's Handbuch der Botanik. Die Terminologie ward aus Persoons Elenchus vervollständigt, und ein Anhang von der Geschichte der Botanik in Dänemark beigefügt. Diese war ich zwar genöthigt aus den Quellen etwas mühsam zusammenzutragen, denn sie war die erste. Außerdem war ich fleißig im Kritisiren, einige Rezensionen, bezeichnet: *s* erschienen in den gelehrten Nachrichten (**Lärde Efterretninger**) und eine Opposition bei einer Promotion, deren Doctordissertation ein chemisches Thema behandelte, erregte etwas Aufsehen und ward von dem medizinischen Vielschreiber, Professor Tode, öffentlich erwähnt. Ueberseh ich nun meine literarische Thätigkeit in dieser Epoche meines Lebens, so ist es klar, daß ich nicht den Muth hatte, irgend etwas Eigenthümliches auszusprechen. Ich war, wie ich äußerlich erschien, durchaus nur ein Schüler der Zeit.

Noch muß ich aber mein Verhältniß zur Philosophie erwähnen. Hornemann, ein älterer Bruder meines Freundes, des Botanikers, war von seiner Reise im Auslande zurückgekehrt. Er hatte sich mehrere Jahre in Jena aufgehalten, um unter Reinholdt die Kant'sche Philosophie zu studiren. Im Winter-Semester 1793 hielt er Vorträge über die Kant'sche Kritik. Eine Krankheit zwang ihn, später anzufangen, und die ganze Zeit brachte er mit Vorträgen über die transcendentale Aesthetik zu. Es war das erste Mal, daß Vorlesungen über diese neue Richtung des philosophischen Studiums in Dänemark gehalten wurden. Kant war bis dahin im Lande so gut wie ganz unbekannt. Hornemann's Vorlesungen machten Aufsehen. Er ward seines Scharfsinns, seiner gründlichen Kenntnisse, wie seiner redlichen Gesinnung wegen, sehr geehrt und geschätzt. Sein Schwager Birkner erwarb sich später mit vollem Recht einen großen Ruf durch seine philosophischen Schriften, die ebenfalls von Kant'schen Grundsätzen ausgingen und die Gegen-

stände seiner Betrachtung klar erschöpfend mit großer geistiger Freiheit behandelten. Unter den älteren galten, wie ich schon erwähnt habe, besonders Tygo Rothe, Tetens, für Philosophen. Der erste hatte mich besonders angezogen; zwar wird man ihn jetzt nicht mehr für einen Philosophen gelten lassen, dennoch enthält seine Schrift: über den Einfluß des Christenthums auf die europäische Kultur, manches wahrhaft Tiefsinnige, was noch Aufmerksamkeit verdient. Auch seine Naturbetrachtungen nach Bonnet's Weise ergötzten mich, belehrten mich aber freilich nicht sehr. Tygo Rothe hatte sich eine Zeit lang in Genf aufgehalten. Er hatte mit Bonnet und Saussure im vertrauten Verhältniß gelebt, und bekleidete einen ansehnlichen Posten. Ich lernte ihn auf eine für mich sehr schmeichelhafte Weise kennen. Kurz darauf, nachdem der Aufsatz über die Verkalkung der Metalle erschienen war, ward ich von ihm eingeladen. Nicht leicht habe ich einen alten Mann gesehen, der mir durch ein gewisses vornehmes und zugleich höchst bedeutendes, bei dem ersten Anblicke strenges Aussehen so imponirte. Die starken Augenbrauen bedeckten die noch klaren scharfen Augen, die Lippen waren strenge verschlossen, er schien

in tiefes Nachdenken verſunken; ich fand ihn in einem grünſeidnen Schlafrock, der in weiten Falten ihn leicht umhüllte, den Kopf mit einer rothen Sammetmütze bedeckt; er ſaß in einem weichen, zierlichen Lehnſtuhl, vor ihm lagen Bücher und Papiere, aber, obgleich zum Gebrauch beſtimmt, ohne eine Spur von Unordnung. Schön eingebundene Bücher ſtanden an den Wänden, die hohe helle Stube war elegant, ja reich verziert; es war ein Bild, wie es mir vorſchwebte, wenn ich die Portraits ſtattlicher Gelehrten vor ihren Werken betrachtete. Ich ward durch einen Bedienten hineingeführt, mußte mich in ſeiner Nähe niederſetzen, und ich hörte nun von dieſem, ſchon als Schriftſteller von mir ſehr verehrten Manne, deſſen ehrwürdiges Anſehen meine Verehrung noch ſteigerte, wie der genannte Aufſatz ſowohl, als was er ſonſt von mir erfahren hatte, ihn hoffen ließ, daß ich einſt mich um die Wiſſenſchaft verdient machen würde. Nun beſaß ich zwar eine große Zuverſicht und traute mir nicht wenig zu, aber wie ein junger Mann auch mit ſich ſelbſt zufrieden ſein mag und wie mächtig auch oft die Selbſttäuſchung iſt, die ihn glauben läßt, daß die erſten Zeilen, die von ihm gedruckt wurden,

bedeutend genug ſind, um Aufſehen zu erregen, ſo liegt dennoch im Hintergrunde dieſer jugendlichen Täuſchung ein Zweifel, der ſich nicht verdrängen läßt. Ich möchte dieſen mit dem Jubel vergleichen, in welchen ein Schulknabe ſich verliert an einem fröhlichen Abend, während ihm dennoch ein inneres peinigendes Bewußtſein ſagt, daß er die Schulaufgabe für den nächſten Morgen verabſäumt habe. Wie mächtig dieſer Zweifel in meinem Innern war, das hätte ich erkennen können an der mich wunderbar belebenden Freude, von welcher ich durchdrungen wurde, als dieſer hochverehrte Greis ſich ſo vortheilhaft über mich äußerte. Es war, als würde eine zweifelhafte Zukunft mir auf einmal klar, als träten die widerſtrebenden Verhältniſſe in ein freundliches Bündniß, um mich zu fördern. Dieſer Mann hatte tiefe Worte über das Chriſtenthum mit religiös gläubigem Sinne ausgeſprochen; die ermunternden Worte klangen mir aus dem Munde des ehrwürdigen Greiſes wie ein Segen. In der That war ich wie von einer ſchweren Laſt befreit, obgleich ich ihren Druck bis jetzt nicht gefühlt hatte. Ich hätte dieſes erkennen müſſen, wenn die Jugend überhaupt fähig wäre, Reflectionen

der Art anzuſtellen. Ich aber glaubte nur eine Beſtätigung meiner leichtſinnigen Zuverſicht zu finden. Ich blieb lange, der Alte hielt mich faſt zwei Stunden feſt, ſie vergingen mir wie Minuten. Er arbeitete eben in dieſer Zeit an einer Schrift, die Betrachtungen über geologiſche Verhältniſſe enthielt. „Wenn man nicht ſelbſt," ſagte er, „in den Gebirgen gelebt hat, kann man ſich keine Vorſtellungen von ſolchen Verhältniſſen machen. In Genf lagen die hohen Alpen vor meinem Fenſter, die Structur naher Gebirge lernte ich, geleitet von meinem Freunde Sauſſure, kennen; ſo glaube ich über Verhältniſſe ſprechen zu dürfen, die den meiſten meiner Landsleute unbekannt ſind. Das Norwegiſche Gebirge iſt den Einwohnern verſchloſſen."

Die Gewalt, die das perſönliche Anſehen eines ſo ehrwürdigen Mannes auf mich ausübte, rief mir die frühere Beſchäftigung mit religiös-theologiſchen Schriften in die Erinnerung zurück. Bonnet, der mir natürlich bekannt war, hatte mir, inſofern er allgemeine Betrachtungen über die Natur anſtellte, nie ſonderlich zugeſagt. Ich hatte den Muth, obgleich mit großer Schüchternheit, einige meiner Zweifel gegen

Rothe zu äußern. Die Worte, in welche ich dieſe Zweifel einzukleiden ſuchte, ſind mir nicht gegenwärtig, ich befürchte, wenn ich ſie wiederholen ſollte, Ausdrücke zu brauchen, die einer ſpäteren Entwickelungsepoche meines Lebens zugehören; wohl aber glaube ich behaupten zu können, daß mein Haupteinwurf ſich beſonders darauf gründete, daß ich nicht einzuſehen vermöchte, wie wir, da unſer ganzes Erkennen ſich innerhalb der Sinnlichkeit bewege und wir auf eine ſolche Weiſe nur ein Sinnliches mit einem andern zu vergleichen fähig wären, das Zweckmäßige in der Natur zu begreifen im Stande wären; denn dieſes läge doch in der Einrichtung des Ganzen, keineswegs erkennbar in dem Verhältniß der einzelnen Theile zu einander, die wir allein aufzufaſſen vermöchten. Das ſchwebt mir mit großer Beſtimmtheit vor: daß die Nothwendigkeit, die ich empfand, mich einem ſo ehrwürdigen und geſchätzten Manne gegenüber ſo klar und beſtimmt wie möglich auszudrücken, ſehr heilſam geweſen iſt; daß ich, durch ihn angeregt, etwas aufgefaßt hatte, was mich entſchiedener als bisher über die Natur meiner eigenen Zweifel aufklärte. So viel weiß ich auch gewiß, daß die Antwort und die Löſung

meiner Zweifel, die Rothe zu geben versuchte, mich keineswegs befriedigte; daß aber um diese Zeit die Nothwendigkeit, Natur und Geschichte auf irgend eine Weise als ein Ganzes zu betrachten, um es zu begreifen, mir vorschwebte; daß die bestimmtere Auffassung meiner Zweifel, anstatt mich in Verzweiflung zu bringen, mir diese zu lösen die Hoffnung gab. Daß ich niemals durch eine Epoche der trostlosen Verzweiflung, die eine neuere Speculation als einen nothwendigen Durchgangspunkt, um zur wahren Speculation zu gelangen, betrachtet, hindurchgegangen bin, muß ich bekennen. Rothe behauptete, daß aller Räthsel Lösung in der Religion läge, und obgleich die Art, wie er mir dieses klar zu machen suchte, mir keineswegs genügte, so hatte er doch durch alle Zweifel hindurch den Punkt meines innersten Daseins gefunden, der mich bei allem Grübeln aufrecht erhielt und die lebendige Hoffnung immer von Neuem anfachte.

Indessen waren meine Freunde, die alle Hornemann's Vorlesungen besuchten, sämmtlich mehr oder weniger in Philosophen verwandelt. Ich hörte um mich herum eine Zeit lang von Raum und Zeit, von

dem Dinge an ſich und Erſcheinungen, von Kategorieen und abſolutem Imperativ ſprechen, aber auf eine ſo verworrene Weiſe, daß ich ganz entſchieden von dieſer Richtung des Philoſophirens abgeſchreckt wurde. Ich fand keinen Trieb, Hornemann's Vorträge zu hören. Die Philoſophie, wenn es eine gab, durfte mir nicht die Wirklichkeit in Erſcheinung verwandeln, ſollte jene vielmehr durchſichtig machen für ein höheres Erkennen. Ich hatte ein eigenes Problem zu löſen, ich konnte mir kein fremdes aufdringen laſſen; vor Allem war es mir vollkommen klar, daß dieſes Problem und ſeine Löſung in einer Region lag, die mich fortdauernd von meiner Umgebung entfernte; daß ſie mit dem tiefſten Geheimniß meines ganzen Daſeins innerlich verwandt war. Eine hartnäckige Oppoſition gegen die Philoſophie, die immer lauter um mich herum ertönte, bildete ſich entſchieden aus, und ich ließ es mir gefallen, daß meine Freunde mich für unfähig erklärten, jemals ein Philoſoph zu werden. Ich ſelbſt war geneigt, von mir daſſelbe zu glauben, denn Alles, was ich von dieſer Wiſſenſchaft ſeit ich Riisbrigh's Vorträge beſuchte, von der bloß abſtract reflectirten Richtung der Philoſophie hörte, überzeugte

mich immer mehr davon, daß das, was ich ſuchte, im Princip von dem, was die Wiſſenſchaft uns gäbe, verſchieden wäre. Und doch muß ich geſtehen, daß ich vielleicht aufmerkſamer geworden wäre auf die Kant'ſche Philoſophie, und zwar durch eine recht in die Augen fallende Albernheit, wenn das Licht, welches mir eben durch dieſe aufging, mich nicht gerade in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen, und während ich äußerlich und innerlich aufs Tiefſte bewegt war, getroffen hätte. Ein gewiſſer Biſchof Böye fand ſich berufen, in einer Schrift „der Freund des Staats" (Statens Ven) die Kant'ſche Philoſophie zu widerlegen. Gegen die bekannte Behauptung derſelben, daß, wenn der Menſch ſich Alles aus dem Raume wegdenke, ihm doch die Anſchauung des Raumes als ein Urſprüngliches ſeines Bewußtſeins übrig bleibe, wandte dieſer Vortreffliche ein: „daß man ja daſſelbe, wenn von einem Grönlän„der die Rede wäre, von der Kälte behaupten „könne. Dieſes Gefühl der Kälte würde ihm fort„dauernd bleiben, wenn er ſich auch alles Uebrige „ſeiner Umgebung hinwegdächte."

Ich glaube, daß der populärſte Commentator lange

vergebens nach einer allgemein verſtändlichen Expoſition, um die Kant'ſche Lehre vom Raume Jedermann zugänglich zu machen, ſuchen wird, die ſich vergleichen ließe mit dieſer thörichten Einwendung. Der Unterſchied zwiſchen einem empiriſch ſubjectiven Gefühl und jener, das menſchliche Bewußtſein als ſolches in ſeiner reinen Allgemeinheit begleitenden Anſchauung leuchtete mir plötzlich ein; von jetzt an erwartete ich etwas von der Kant'ſchen Philoſophie. Ich habe es erlebt, wie ein ſolcher Stachel in die Seele geworfen werden kann, wie er gleich einem Pflanzenſaamen Jahre lang in ihr ruhen kann, ohne zu keimen, und dennoch ſein Lebensprinzip in ſich bewahren. Dieſer treffliche und in ſeiner Art zugleich treffende Einwurf iſt mir ſo wichtig erſchienen, die Wirkung, die er auf mich äußerte, war ſo entſchieden, daß ich ihn fortdauernd und noch immer in meinen Vorträgen über die Kant'ſche Philoſophie benutze.

Doch ich beſitze ein ſchriftliches Zeugniß von der Art, wie ich die allgemeineren Erſcheinungen des Lebens geiſtig aufzufaſſen ſuchte. Zwar iſt, was ich beſitze, nicht in Kopenhagen, ſondern einige Monate ſpäter, nachdem ich die Stadt verlaſſen hatte, niedergeſchrie-

ben. Aber die Gedanken, die durch dieſen Aufſatz hindurchgehen, hatten mich gerade in Kopenhagen ſelbſt beſchäftigt; ich hatte ſie einigen Freunden mitgetheilt und ſie haben mir manche trübe Stunde vor meiner Abreiſe verſcheucht.

Die Univerſität in Kopenhagen ſtellte, wie es jetzt noch auf preußiſchen Univerſitäten Gebrauch iſt, Preisfragen zur Beantwortung für die Studirenden auf. Der Gegenſtand einer ſolchen Frage war nun damals: daß ein Kopenhagener Student verſuchen ſollte, die Vorſehung zu rechtfertigen bei dem ſcheinbar zweckloſen Steigen und Sinken der Kultur und Aufklärung in der Geſchichte. Ich war unerſchöpflich in Spöttereien über dieſe Preisfrage, eine Frage, die Alles enthielt, was mich quälte, die höchſte und tiefſte, wie es mir ſchien, die überhaupt nicht ein Profeſſor einem unreifen Studenten, vielmehr die Geſchichte ſich ſelber vorzulegen und zu löſen habe: freilich in einer geſchickteren Form; denn eine göttliche Vorſehung, die doch in der Frage angenommen wird, und die der Rechtfertigung durch einen Studenten bedarf, iſt doch ein gar zu armſeliger Begriff. Aber eben indem ich dieſe Frage beſpöttelte, ward ihr Inhalt mir immer wichtiger.

Ich hatte, obgleich die Naturwiſſenſchaft mich hauptſächlich beſchäftigte, die hiſtoriſchen Studien nicht vernachläſſigt. Rahbek ermunterte uns fortdauernd zum Leſen der klaſſiſchen römiſchen Schriftſteller. Rollin's Geſchichte, die engliſchen Klaſſiker Gibbon, Robertſon, ja ſelbſt Montesquieu waren mir bekannt; beſonders zogen mich Livius und Tacitus an. Wenn ich den ganzen Tag über mit Naturgegenſtänden beſchäftigt war, ſo ruhte ich gleichſam aus, indem ich mich mit geſchichtlichen Werken beſchäftigte. Allerdings waren mir die detaillirteſten die liebſten. Alte Chroniken z. B., wenn ſie nicht zu mühſam zu leſen waren, zogen mich vorzüglich an; ja im Stillen mochte die Anſicht keimen, daß das ganze Daſein ſich zur Geſchichte verklären müſſe, wenn es eine geiſtige Bedeutung annehmen ſollte. Freilich fühlte ich den Gegenſatz zwiſchen Natur und Geſchichte, wie er ſcharf, ſchneidend und unvermittelt vor mir lag, nur zu deutlich. Das ſchlechthin Abgeſchloſſene der Natur, die ſtarre Nothwendigkeit ihrer Formen ſchloß die innere Bewegung der Geſchichte aus und machte eine gemeinſchaftliche leider unmöglich, ſo wie die Beweglichkeit der Geſchichte keine in ſich ruhige Geſtaltung

zu gewinnen vermochte. Auch ward mein geſchichtliches Studium viel zu fragmentariſch, zu launenhaft getrieben; einzelne Epochen bis in das genaueſte Detail verfolgt, andere oberflächlich und unvollſtändig kennen gelernt, und zwiſchen beiden große Lücken, die durch gar nichts ausgefüllt waren. Und doch war das, was ich mit Unruhe ſuchte, eben der Zuſammenhang. Wären damals Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit mir in die Hände gefallen, ſie würden mir unbeſchreiblich wichtig geworden ſein. Ich ſollte einen mühſameren Weg gehen; als ich Herder viel ſpäter kennen lernte, genügte er mir nicht mehr, und doch mußte ich geſtehen, daß er die frühere Aufgabe meines Lebens, gerade ſo wie ſie mich ängſtigte, in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt und mit geiſtreicher Leichtigkeit zu löſen geſucht hatte.

Nun drängte ſich mir die genannte Frage auf, und obgleich es durchaus nicht meine Abſicht war, als Preisbewerber hervorzutreten, ſo beſchäftigte ſie mich dennoch fortdauernd. Allerdings iſt die Auffaſſung höchſt ungeſchickt. Man könnte ſagen, der Entwurf, wie er vor mir liegt (es iſt das einzige Fragment meiner ſchriftlichen Aufſätze, welches mir

aus dieſer Zeit übrig geblieben iſt), ſucht einen Inhalt, ohne ihn zu finden, und ſpricht das Bedürfniß eines Inhaltes auf eine höchſt naive Weiſe aus. Der Gedanke, welcher durchgeht, iſt nun folgender:

Die ganze Geſchichte ſtelle eine fortdauernde geiſtige Entwickelung dar. Die früheſten orientaliſchen Zeiten, deren Bildungsmomente nach der damaligen Art aufgefaßt waren, enthalten noch immer, in einſeitiger Wurzel-Bildung, den nährenden Stoff der ganzen Geſchichte, der innerlich aſſimilirt ſich nie an das Tageslicht wage; ein fortdauerndes Geheimniß der Geſchichte, wie ein ſolches in einem jeden menſchlichen Gemüth unentwickelt ruht und uns zuerſt in der Kindheit ganz umfängt, aber auch ſpäter nie verſchwindet. Von da bilde ſich die Geſchichte in tiefſinniger Einſeitigkeit aus, nach verſchiedenen Richtungen, eine nach der andern folgend, durch Griechen, Römer und durch die europäiſchen Völker der neueren Geſchichte. Was die höchſte Vollendung erhielt und dadurch als ein Unſterbliches der Geſchichte erſchien, das trat in den geheimen Fortgang der Entwickelung hinein, und je vollendeter in ſich, deſto entſchiedener verwelkte es in der äußerlichen Geſchichte.

Daher versank Griechenland so ganz abgeschlossen und geründet in sich, am tiefsten; das unfertige Rom weniger. Die Völker der neueren Geschichte würden, glaubte ich, nie vollkommen versinken, aber eine neue Welt, die ein reiferes Geschlecht entwickeln sollte, eine höhere gemeinschaftliche Durchdringung aller früheren Momente des griechischen, römischen und neueren europäischen Lebens würde sich in Amerika ausbilden. Bekanntlich war die Hoffnung, daß das perfectible Menschengeschlecht vors Erste in Nordamerika, nachdem es zu Verstande gekommen wäre und alle Uebereilungen und Thorheiten der früheren Geschichte von sich abgestreift hätte, sich häuslich niederlassen würde, die allgemein herrschende der damaligen Zeit. Man betrachtete die Geschichte, als fehle ihr der Kopf, und als hätte daher ihre Seele noch den eigentlichen Sitz (ihre glandula pinealis), von wo aus sie Alles regieren könne, nicht gefunden. Diese herrschende Meinung der Zeit hatte auch mich ergriffen.

Wenn ich diesen Aufsatz betrachte, so ist es mir merkwürdig, wie gar keine Anstalten gemacht wurden, um zu bezeichnen, welche Functionen nun die nach ihrem Tode in der fortschreitenden Entwickelung auf-

genommenen Völker zur Förderung der ferneren Ausbildung auszuüben haben würden, daß ich nur zufrieden war mit der Einsicht, daß die verschiedenen hinterlassenen Schätze, jeder in seiner Art, etwas Vortreffliches enthalten müßten. Wenn man aber die herrschende Art, die Geschichte zu behandeln und zugleich meine besondere damalige Entwickelungsstufe betrachtet, so wird man eingestehen müssen, daß eine dunkle Ahnung von einer geistigen Einheit aller Zeiten mir vorgeschwebt haben muß. In der That war ich, während diese Gedanken mich beschäftigten, wunderbar glücklich; ich war mir bewußt, daß sie aus meinem eigensten Innersten entsprungen waren. Die Hoffnung, die Bedeutung des eigenthümlichsten Lebens der Völker, in der geistigen Einheit geschichtlicher Entwickelung aufzufassen, schwebte mir vor; selbst der Schlüssel zur höheren Naturkenntniß mußte hier gesucht werden. Hatte ich es doch erlebt, wie die Gedanken, die in den Gestaltungen der Natur schlummern, sich, immer tiefer aufgefaßt, in die fortschreitende Geschichte hineindrängen, die Menschen immer mehr und mehr über sich selbst aufklären, indem ihr eigenes innerstes Verständniß immer klarer wird. Merk-

würdig sind die Schlußworte dieses alten Aufsatzes: „Wird man nicht," so lauten sie, „bald einsehen, daß man zu einseitig, abstract denken, zu oberflächlich glauben, zu frei sein kann." In Beziehung auf die Bedeutung meines ganzen Lebens waren diese Worte prophetisch, doch wußte ich wohl kaum, was ich sagte.

Indessen kam die Zeit meiner öffentlichen Prüfung heran. Vahl hatte gehofft, mich zu einem tüchtigen Botaniker auszubilden; er glaubte, daß ich hinlängliche Kenntnisse in der Zoologie besäße, um neue Thiere von den bekannten zu unterscheiden und genau zu beschreiben. Er hatte sich geirrt. Meine Kenntnisse der Botanik und Zoologie waren keineswegs bedeutend, es fehlte mir alle Sicherheit.

Die Prüfung fand in einem großen Saale statt, ich war der Erste, der sich einer solchen unterwarf, die Neugierde trieb eine Menge Menschen hinzu und ich saß nun meinem geliebten und verehrten Lehrer gegenüber, von ausgestopften Thieren, Insekten, Fischen, Mollusken in Spiritus, und Pflanzen umgeben. Ich sollte sie bestimmen, und wenn sie neu waren, ihre

Stelle im System bezeichnen und beschreiben. Die Prüfung fiel erträglich aus, sie dauerte lange, und ich mußte zuletzt gestehen, daß ich erschöpft war. Sie schloß, ich hatte mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit einen jeden Gegenstand, der mir zum Bestimmen oder Beschreiben vorgelegt wurde, ins Auge gefaßt, und mein Lehrer mußte selbst gestehen, daß eine viel geringere Menge von Pflanzen oder Thieren, wenn sie erschöpfend behandelt werden sollten, ein völlig ruhiges, ungestörtes, einsames Studium erfordern; doch erklärte er sich mit mir zufrieden. Schumacher examinirte in der Mineralogie; hier erholte ich mich nun völlig, es war mehr ein freundschaftliches Gespräch, als eine Prüfung. Der Ruf, den ich mir als Mineralog erworben hatte, wurde durch die Prüfung bestätigt.

Politisches Treiben.

Die Bewegung, die durch die Revolution in allen Ländern Europas hervorgerufen wurde, hatte zwar allenthalben den nämlichen Ursprung, drehte sich um die nämlichen, dem gebildeten Mittelstande vorschwe-

benden dunkelen Wünſche, trug aber doch an einem jeden Orte ein verſchiedenes Gepräge. Vielleicht giebt es keine Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit eines Volkes entſchiedener zu erkennen, als wenn man dieſe Aeußerungen verfolgt; denn weil die abſtracten Principien, die zur Sprache kamen, allenthalben dieſelben waren, rührte die verſchiedene Art, wie ſie ſich dem Volke hineinbildeten, lediglich von den eigenthümlichen Verhältniſſen her; es gab vielleicht kein Land in Europa, in welchem die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vor der Revolution geringer war, als in Dänemark. Seit der Regentſchaft des Kronprinzen war das Land zufrieden, und hatte Grund es zu ſein. Ein allgemeines Fortſchreiten in allen Adminiſtrationsverhältniſſen ward erkannt. Die große Unabhängigkeit der Gerichtsverfaſſung gewährte eine perſönliche Sicherheit, die Ruhe des Landes ließ keine Ausnahme-Geſetze zum Vorſchein kommen, wachſender Wohlſtand herrſchte in allen Klaſſen. Die wenigen öffentlichen Blätter benutzten vielleicht die Preßfreiheit, um beſcheidene Wünſche in einer gemäßigten Sprache laut werden zu laſſen, bei weitem die meiſten aber ſuchten auf die Sittlichkeit, auf den Fleiß und das

ſtille, beſchränktere Familienleben mit mehr oder weniger Glück einzuwirken. Eine behagliche Ruhe herrſchte allenthalben, beſonders auf dem Lande, wo man mit ſichtbarer Freude die Gegenwart genoß, und die in allen menſchlichen Angelegenheiten nie zu verdrängende Unzufriedenheit, die Klagen, die man hier und da hörte, entſprangen aus den engſten perſönlichen Verhältniſſen, wurden nur in den nächſten Kreiſen vernommen und verſchwanden in dieſen.

Und dennoch keimten ſchon in dieſer äußeren Ruhe ausgedehntere und unruhigere Wünſche und Hoffnungen. Die Elemente einer zunehmenden Gährung, durch welche die Revolution hervorgerufen wurde, fehlten in keinem gebildeten Staate in Europa ganz, denn ſie waren ein Produkt der allgemeinen europäiſchen Bildung überhaupt. Ein jeder ausgezeichnete Geſchichtsforſcher hat dieſes ſchon längſt erkannt, und wenn er die Ereigniſſe prüft, welche die Revolution in Frankreich zum Ausbruch brachten, wenn bei dieſer Unterſuchung verſchiedene Anſichten zur Sprache kommen, je nachdem der Betrachtende aus einem oder dem andern Geſichtspunkte die geſchichtlichen Ereigniſſe in Frankreich erwägt; wenn zugeſtanden werden muß, daß die

allenthalben zerstreuten Elemente schon seit mehreren Jahrhunderten einen gefährlichen Concentrationspunkt in Frankreich gefunden hatten: so wird doch ein jeder umsichtige Geschichtsforscher den Keim der Revolution nie aus einzelnen geschichtlichen Erscheinungen oder aus einem Compositum von mehreren erklären. Die eigentliche geschichtliche Bedeutung der Revolution liegt in diesem anfangslosen Geheimniß ihres Ursprungs, der nirgends in sinnlicher Bestimmtheit aufgefaßt werden kann, eben weil er allenthalben als schon daseiend erkannt werden muß.

In Dänemark konnten jene Ansichten einer geschichtlichen Bewegung sich ungehemmter als in vielen andern Ländern äußern. Handelsverhältnisse hatten dieses Land mit England innig verbunden und die Verfassung des englischen Volks ward wohl von vielen Gebildeten bewundert und beneidet. Indem man die sich unwillkürlich aufdrängende deutsche Literatur abzuwehren suchte, gestattete man der französischen einen großen Einfluß. Der bedeutende Vortheil, den das Land aus dem Nordamerikanischen Kriege zog, erzeugte unvermeidlich eine lebhafte Theilnahme an dem Kampfe, und um so leichter drangen sich auch die

Ansichten auf, die diesen Kampf hervorriefen, unterhielten, und zuletzt den Sieg errangen. Die Preßfreiheit erlaubte Aeußerungen, die anderswo unterdrückt wurden; ja selbst die lobenswerthe Regierung, die, was für den fortschreitenden geschichtlichen Geist eine tiefere und allgemeinere Bedeutung erhalten hatte, zwar zu beherrschen, zu leiten suchte, aber doch zugleich anerkannte, unterstützte eine freiere Ansicht der geschichtlichen Verhältnisse, ja förderte ihre Entwickelung. Denn sie glaubte keinen Grund zu haben, diese zu fürchten.

Die Theilnahme, welche die Revolution in Dänemark erregte, verhinderte die dänische Regierung nicht, die politische neutrale Stellung einzunehmen, die ihr für das Land die vortheilhafteste zu sein schien. Wer mit den leidenschaftlichen politischen Schriften der damaligen Zeit, mit den Parlamentsverhandlungen in London bekannt ist, der weiß, wie das Seltsame stattfand, daß die durch die Verfassung absoluteste Monarchie in Europa, von der liberalen Opposition in England, von den Jakobinern selbst, in Frankreich, von den Anhängern der Revolution in Deutschland, gelobt wurde. „Gebt uns euren Bernstorf", hieß es im Parlament von der Seite der Opposition, „und

wir ſchenken euch unſern Pitt und noch vieles dazu.“ Eine ſolche Aeußerung der heftigen Partei ward in Dänemark mit Freuden vernommen; die beſchränkte Bedeutung, die ſie in einem vorübergehenden Moment in England hatte, ward überſehen, und ſie drang als eine Anerkennung der würdigen Stellung des Volks in Europa, in alle Winkel hinein, wo nur ein politiſches Intereſſe ſich regte.

Wenn man alle dieſe Verhältniſſe erwägt, ſo muß man erſtaunen über die Ruhe und die innere Zufriedenheit mit der Regierung, die dennoch herrſchte. Die Schriftſteller zwar traten kühn genug hervor; Aufſätze erſchienen, die mit einer großen Heftigkeit geſchrieben waren: aber ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ſolche Flugſchriften keinenwegs einen Maaßſtab der Geſinnungen des Volks abgeben. Unter den Schriftſtellern, die ſich in dieſer Rückſicht auszeichneten, verdienen bloß zwei genannt zu werden: Heiberg und Malte Brun.

Der Erſte war ein in vieler Hinſicht merkwürdiger Mann, von einer ſtrengen, ſchonungsloſen Geſinnung; er beſaß ſehr gründliche philologiſche Kenntniſſe, handhabte mit großem Geſchick alle lebendige

europäiſche Sprachen, in Rede wie in Schrift; er gehörte zu den ſicheren, in ſich abgeſchloſſenen Naturen, die nicht von einem unbändigen Wiſſenstriebe geängſtigt und eben daher ſich ihrer erworbenen Fähigkeiten bewußt werden. Eine düſtere Beſtimmtheit erregte in ſeiner Nähe bei denen, die ihn wenig kannten, eine geheime Scheu; er war ſeiner innerſten Geſinnung nach ein ſtrenger Demokrat; nie ſchmeichelte er weder den Höheren noch ſeiner Umgebung, am wenigſten ſich ſelbſt; ſeine Popularität ſchrieb ſich her, von dem, was er in Uebereinſtimmung mit den Schriftſtellern des Tages bekämpfte, nicht davon, daß er etwa nationale Schwächen vertheidigte; er ward als Gelehrter geachtet, als Bürger geſchätzt, als polemiſcher Schriftſteller allgemein gefürchtet. So war er unter allen revolutionären Schriftſtellern der bedeutendſte, und ſeine Angriffe völlig rückſichtslos. Heiberg würde unter einem gährenden Volke bei der impoſanten Stellung, die er einnahm, bei der unerſchütterlichen Feſtigkeit ſeiner Geſinnung, für jede Regierung ein gefährlicher Mann geweſen ſein. Gegner, die gegen ihn auftraten, wurden völlig zermalmt. In einem kleinen Staate, in deſſen Hauptſtadt ſich alle Bewe-

gung concentrirt, ſteht man ſich nahe, kennt ſich genau. Eine jede perſönliche Schwäche ſeiner Gegner hob er mit Strenge, ja mit ſchonungsloſer Grauſamkeit hervor, und er ſchien alle ſeine Gegner ſo durchaus zu kennen, daß ſie, in ſich verſchüchtert, befürchteten, er möchte auch das wiſſen, was er noch verſchwieg, aber wohl auch gelegentlich ans Licht ziehen würde. Dadurch lähmte er eine jede Feder, die ſich gegen ihn erhob, und ſelten ward ein Angriff beantwortet. Gegen ihn konnte man ähnliche Waffen nicht brauchen. Seine ſtrenge äußere Rechtlichkeit ſchien keine ſchwache Seite für den Angriff darzubieten; dennoch war er in engeren freundſchaftlichen Verhältniſſen treu, und der leicht bewegliche, ſelbſt furchtſame Rahbek war einer ſeiner genaueſten Freunde. Ich habe von jeher ſolche eiſerne Naturen, die ſich in einem abſtracten Principe völlig ruhig verhalten, die von der leeren Allgemeinheit aus, auf alle bewegliche menſchliche Verhältniſſe, wie auf Nichtigkeiten herabſehen, nie ſo ſehr bewundern, mich nie mit ihnen befreunden können. Es giebt Menſchen, deren Schwächen mir wohl bekannt ſind, die oft und mit Recht getadelt werden, und die mir dennoch in ihrer leicht angreifbaren

Menſchlichkeit nicht allein liebenswürdiger, ſondern auch bedeutender, größer erſchienen, als ſolche verſteinerte Naturen. Freilich nur dann, wenn eine große, von aller ſcheinbar unruhigen Bewegung unberührte Idee der Liebe ihr ganzes Weſen durchdringt und läutert. Ich habe Heiberg in Kopenhagen kaum geſehen; ich kam mit ihm in keine perſönliche Berührung. Seine Flugſchriften, die faſt alle Angelegenheiten des Tages berührten, bald dieſe, bald jene Behörde, bald die frühere, bald die jetzige Regierung, ja ſelbſt den Hof angriffen, habe ich kaum geleſen. Ein junger Menſch, unruhig bewegt, mit ſeiner eigenen Bildung fortdauernd beſchäftigt, iſt wenig geeignet, auf das Detail äußerer Verhältniſſe aufmerkſam zu ſein; ſeine inneren Angelegenheiten verſchaffen ihm genug Gegenſtände der nie ruhenden Sorge. Und doch war auch ich als junger Mann gewiſſermaßen ein Jakobiner wie die Uebrigen, wenigſtens im Anfange der Revolution, und es iſt mir noch jetzt unbegreiflich, wie die Greuel derſelben mich nicht ſogleich zur Beſinnung brachten. Aber das iſt das Furchtbare einer jeden gewaltſamen Bewegung der Geſchichte, in einer jeden Richtung, ſowohl, wenn ſie das de-

ſpotiſche, als wenn ſie das demagogiſche Element derſelben hervorhebt, daß ſie den Menſchen vollkommen verblendet, daß ſie, wo ſie eindringt, ja wo ſie das ruhigſte Gemüth nur berührt, doch niemals den ſtarr einſeitigen fanatiſchen Charakter ablegt. Selbſt die Hinrichtung des Königs und der Königin in Frankreich brachte mich nicht ſogleich zur Beſinnung. Alle die verſchiedenen Phaſen der Revolution habe ich innerlich durchlebt; die dämoniſche Begeiſterung, die Macht der wahnſinnigſten Ideen riſſen mich hin, betäubten mich. Zu meiner innern Unruhe geſellte ſich dieſe äußere. So muß ich ſie nennen, denn ich duldete die ganze politiſche Bewegung nur wie ein Aeuſſeres, es war ein Wiederhall der mächtigen Zeit, ein Echo ihres Geiſtes, ein Fremdes, welches ich in mich aufnahm und gewähren ließ, nicht ein eigenthümlicher Ton, der aus meiner innerſten Seele erklang.

Ich erinnere mich, wie einmal der gute Rahbek von der Zeit ſprach, in welcher eine Nationalverſammlung berufen werden ſollte, als könnten wir jetzt Lebenden wohl an dieſer Zeit Theil nehmen. Die populären Miniſter Bernſtorf und Schimmelmann fanden einen Platz in dieſer Verſammlung, natürlich

neben den lautgewordenen demagogiſchen Schriftſtellern. Doch war die ganze Anſicht eine gemäßigte; den ausgezeichnetſten Beamten ward ein entſchiedener Einfluß zugeſtanden; vor Allen dem allgemein geſchätzten Generalprokurator Colbiörnſen. Alles war nach franzöſiſchen Anſichten gemodelt, doch ſollte es ruhig und friedlich zugehen. Wir ſprachen uns in dieſe Anſicht wie in einen Traum hinein; und wie es zu geſchehen pflegt, Alles ſchien uns ſo natürlich, ſo nothwendig; ein jedes kleine Ereigniß des Tages erhielt eine Bedeutung, und zuletzt ſchien mir die Zuſammenberufung der Stände ſo unvermeidlich, ſo nah, daß ich faſt darüber erſchrak. Dieſer Gedanke verfolgte mich in meine Einſamkeit, aber da geſtaltete er ſich ganz anders. Wie in unruhigen Träumen die Geſtalten ſich unwillkürlich verzerren, die Füße, die Arme, die Naſe, ſich verlängern, der Kopf ſich rieſenhaft ausdehnt, ſo bildeten ſich alle Greuel der Revolution in den ruhigen Gang der erwarteten Entwickelung hinein; ich hörte das wilde Geſchrei der Menge; mir ſchauderte, wenn ich mir dachte, daß auch ich mich in ihrer Mitte bewegen ſollte, ich hörte mein eigenes Jubelgeſchrei aus der Menge des Volks

hervortönen und bebte vor mir selber, wie vor einem Gespenst, zurück. Ich liebte den Kronprinzen; treue Anhänglichkeit an das Königliche Haus war eine stillschweigend vorausgesetzte Bedingung meines ganzen Daseins; Bernstorf vor Allen schien mir so innerlich mit dem Schicksale des Landes verknüpft, daß ein wilder Zwang, gegen ihn ausgeübt, alle Verhältnisse des Landes, die Ruhe einer jeden Familie erschüttern und zerstören mußte; und dennoch sah ich den empörten Haufen gegen das geheiligte Haupt des Landes, gegen den verehrten Diener desselben sich verletzend erheben.

Träume der Art beunruhigten mich zwar öfters, aber meine Theilnahme für die Revolution litt dennoch nicht.

Heiberg verließ Kopenhagen, schloß sich in Paris Talleyrand an; ich traf ihn 1814 dort. Von politischen Gegenständen war nicht die Rede. Ich hatte ihn früher zu wenig gekannt und die vielen Modificationen politischer Verhältnisse, die er durchlebt hatte, schlossen mir den Mund. Sein Schicksal war freilich an den gewandtesten Diplomaten in Europa geknüpft, stieg und fiel, wie der Einfluß seines Principals ab oder zunahm; daraus aber zu schließen, daß der in Dänemark stolze und strenge Demokrat, in Frankreich

ſeine politiſchen Geſinnungen ſo oft geändert hätte wie Talleyrand, wäre ſehr unbillig. Selbſt das Urtheil, welches über den Letztern gefällt zu werden pflegt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft.

Talleyrand war der kälteſte, beſonnenſte, klügſte in ſeiner Umgebung, er überſah die Lage ſeines Vaterlandes im Innern wie nach außen. Nimmt man nun an, daß er durch das Talent, welches ein Jeder ihm willig zuſchreibt (auch diejenigen, welche ihn am höchſten tadeln), die Zuſtände ſchärfer auffaßte; daß er klarer erkannte, ob ſie zu halten waren, oder aufgegeben werden mußten; nimmt man an, daß er ſein Vaterland mehr liebte, als abſtracte Principien, und ſcharf richtend und zeitgemäß wie Keiner, weder an den mächtig leidenſchaftlichen Napoleon, der einer unſicheren Zukunft, noch an die Bourbons, die, wie er glauben mußte, einer abgeſtorbenen Vergangenheit angehörten, wohl aber an ſein Vaterland ſich anſchließen wollte: dann wüßte ich in der That nicht, wie er anders hätte handeln können. Er gab ſich, das kann offenbar, wenn man billig ſein will, zugleich heißen, er gab ſein Vaterland nie auf, und daher endigte eine jede Niederlage des Letzteren mit einem

Siege für ihn, und das heißt doch zugleich, mit einer neuen Hoffnung für Frankreich. Allerdings, wenn man ihn auf die gewöhnliche Weise nach der herrschenden Ansicht mit Lafayette vergleicht, die beide den langen Zeitraum zwischen der ersten Revolution von 1789 und der letzten von 1830 durchlebten, so kann man diesen das Schaaf und jenen den Fuchs aller wechselnden Zustände in Frankreich nennen, und dennoch wären wohl beide Bezeichnungen einseitig uud ungerecht. Ich will mich keinesweges zum Vertheidiger der Gesinnungen Talleyrands aufwerfen, aber man muß bekennen, daß es zu voreilig wäre, über den Mann, der noch in seinem ungewöhnlich hohen Alter als der scharfsichtigste Rathgeber seines Vaterlandes starb, der der siegreichste Meister aller wandelbaren Verhältnisse blieb, so entschieden den Stab zu brechen. Lafayette und Talleyrand bilden allerdings zwei lehrreiche Gegensätze. Der Erstere blieb der Ansicht, ein patriarchalisches Verhältniß zwischen dreißig Millionen Menschen einzurichten, sein ganzes Leben hindurch getreu, und so mußte es geschehen, daß das, was er wollte, nie gelang; der andre glaubte, daß das geschichtliche Leben, daß die lebendige Gegenwart ein Recht habe, daß man,

um politiſch thätig zu ſein, überhaupt zu herrſchen, zuerſt die unüberwindlichen Verhältniſſe kennen, ja ihre faktiſche Gewalt anerkennen müſſe, wenn man ſie beherrſchen, wenn man überhaupt regieren will. Beide Momente ſind in ihrem Gegenſatze unrichtig, beide in ihrer Wechſeldurchdringung bilden das eigentliche Leben der Geſchichte. Lafayette blieb fortdauernd revolutionär, denn das abſtracte Princip, welches er feſt hielt, hatte in ſteter Trennung von der geſchichtlichen Wirklichkeit keine nährende Wurzel; Talleyrand ließ der mächtigen Gegenwart ihr Recht widerfahren, aber die Siege, die er ſcheinbar errang, waren vorübergehend, wie die Momente der Geſchichte, aus welchen ſie entſprangen. Beiden fehlte die Baſe, die mächtiger als ein abſtrakter Traum und beſtändiger als eine wechſelnde Klugheit, durch eine tiefe Vergangenheit das Leben der Gegenwart und die Entwickelung der Zukunft geſtaltet. Lafayette aber und Talleyrand ſtellten die getrennten Momente der franzöſiſchen Geſchichte dar. Die Revolution fing an, als ſie von einander getrennt wurden, und kann nur endigen, wenn auf irgend eine Weiſe die Trennung aufhört.

Heiberg, der eine paſſive und untergeordnete Rolle

als Translateur ſpielte, konnte wohl ſeine urſprüngliche Anſicht in allen Verhältniſſen feſthalten. In ſeinem kleinen Vaterlande mochte er ſich berufen fühlen, einen freieren Zuſtand zu begründen: die Macht, die ihn hier umgab, die convulſiviſche Bewegung eines mächtigen Landes mußte er, der Fremde, wohl anerkennen. Er ſchwieg, aber ich habe allen Grund zu glauben, daß er ſeine alte Geſinnung fortdauernd feſt gehalten hat. Mir erſchien er gütig, gaſtfrei, wohlwollend, und daß ich ihn nur im Anfange meines Aufenthaltes in Paris und ſpäter nicht wieder ſah, lag in ſeinem Verhältniß zu Malte Brun. Er haßte dieſen, und es war bei ſeiner Geſinnung unvermeidlich. Später ſah ich ſeinen Namen unter mehreren Notizen und Kritiken in einem Journal, deſſen Titel mir nicht gegenwärtig, welches während der Reſtauration erſchien. Es fand ſelbſt dadurch eine perſönliche Berührung ſtatt. Eine kleine Schrift, in welcher ich die Verhandlungen des norwegiſchen Storthings im Jahre 1824 bekannt machte und mit hiſtoriſchen Betrachtungen begleitete, ward von ihm wohlwollend angezeigt. Er machte dabei nur eine tadelnde Bemerkung, welche mich in einer Rückſicht überraſchte.

Als Anhang waren die Statuten der Universität in Christiania und die norwegische Staatsverfassung abgedruckt, jene zuerst, diese folgte nachher. Er schloß daraus, daß ich als ein pedantischer Professor die Statuten einer Universität höher schätzte, als die Constitution des Landes. Ich hatte in der Schrift selbst an einer Stelle von der Universität gesprochen und schloß an diese Bemerkungen die Statuten im Anhange an, die ganze Schrift aber endigte mit allgemeinen Betrachtungen über die Verhältnisse des Landes und zu diesen gehörte der letzte Anhang, so daß man wohl die kritische Bemerkung mehr als Folge einer diplomatischen Pedanterie betrachten konnte, die ich bei einem so festen, seiner Gesinnung treuen, von den äußeren Verhältnissen zwar gebundenen, aber nicht beherrschten Manne, keineswegs voraussetzte.

Malte Brun war eine ganz andere Natur. Er war mit mir ohngefähr zu gleicher Zeit Student geworden, wir sahen uns oft, es herrschte ein freundliches Verhältniß zwischen uns: ein vertrauliches konnte es freilich nicht werden, denn ein solches war für mich nur möglich, wo mein innerer Bildungsprozeß auf irgend eine Weise Theilnahme und Förderung fand.

Malte Brun hatte ein faſt knabenhaftes Anſehen, und wenn er auch, ſo wie er ſich darſtellte, leicht Vertrauen erregte, ſo entdeckte man doch bald etwas Schwankendes und Unbeſtimmtes in ſeiner Perſönlichkeit. Er war ſtark blond, ſein Körper ſelbſt hatte etwas Weichliches, ſein Gang wie ſeine Haltung waren unſicher, dabei aber war er höchſt beweglich, unruhig, ohne heftig zu ſein; er galt für einen jungen Mann von guten Schulkenntniſſen, und die Neigung, ſich ſchnell und auf die leichteſte Weiſe bemerkbar zu machen, beherrſchte ihn ganz. So ward er, nachdem er die erſten Prüfungen überſtanden hatte, bald politiſcher Schriftſteller und erhielt als ſolcher einen gewiſſen Ruf. Wo eine Jugend verſammelt iſt, die nur einige Bedeutung hat, da zeigt ſich auch eine widerſtrebende Unruhe, eine gährende Bewegung, die zwar höchſt gefährlich iſt, wo ſie die Oberhand gewinnt, und die Zeit wie die Geſinnung der Jugend ganz in Anſpruch nimmt, die aber doch auch nirgends vollkommen fehlen darf. Was am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts noch die Streitigkeiten zwiſchen den Landsmannſchaften und geheimen Verbindungen, was die Oppoſition gegen die akademiſche Behörde und das

Einwerfen der Fenster des Prorektors waren, das war nach der Revolution in Kopenhagen damals die Sucht, die mächtigsten Männer und den Hof anzugreifen. Ich will gestehen, daß ich von dieser jugendlichen Schwäche nicht frei blieb. Von den eigentlichen Staatsverhältnissen wußte ich zwar nichts, so viel ohngefähr, wie Malte Brun; ich ergriff sogar die Feder, wie der übermüthige deutsche Bursche den Stein, aber dieser Versuch war mir, ich darf es sagen, heilsam. Ich war von jeher, worauf ich irgend Forschung oder Nachdenken hinwandte, von einem zu reichen Inhalte, der sich mir aufdrängte, beherrscht. Man hat mir in meinem höchsten Alter nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß ich ihn nie vollkommen zu bewältigen lernte; jetzt sollte ich nun das Inhaltlose darstellen, Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht; jene in ihrer Allgemeinheit durchaus leeren Worte sollten einen künstlichen Inhalt erhalten. Einen solchen vermochte ich ihnen nicht zu geben, und was ich niederschrieb, kam mir höchst armselig und albern vor. Es war natürlich, daß ich darüber nachdachte, ob dieses Mißlingen aus meinem Ungeschick entsprang, oder in der Natur des Gegenstandes lag. Es ist eben so natür-

lich, daß ich das Letztere annahm, und so legte die eitle Selbstzufriedenheit vielleicht den ersten Grund zu einer gemäßigteren politischen Gesinnung. So viel ist gewiß, daß ein Gegenstand, der für mich keinen Keim der Entwickelung in sich enthielt, mir immer gleichgültiger werden mußte, und wenn ich äußerlich noch heftig demagogisch erschien, so war es nur, weil ich den Ruf, als ein kühner und freimüthiger Jüngling zu erscheinen, nicht aufgeben wollte. So wie meine Freunde mit mir einen literärischen Vereinigungspunkt in Borups Gesellschaft, einen wissenschaftlichen durch den oben erwähnten Verein der Naturforscher fanden, so bildete sich auch eine politische Gesellschaft in einem Kaffeehause (Neergaard's Kaffeehuus). Hier ward bei Punsch politisirt; die Gesellschaft hieß in der Stadt der „Kopenhagner Jakobinerklub", und ich besuchte sie, wie mehrere meiner Freunde, wenn auch nicht oft, doch nicht ganz selten. Auch hier war ein kleiner junger Mann, der vorzüglich damals das Wort führte, und sich gar seltsam und grausam stellte. Er mochte gern die Rolle eines Marat und Robespierre unter uns spielen. Die bekannte Aeußerung des Letzteren: „Ihr wollt eine Constitution haben, ihr

müßt aber erſt noch eine Revolution erhalten!" ausgeſprochen, als ſchon Ströme von Blut gefloſſen und alle Verhältniſſe aufgelöſt waren, bildeten ſeine Deviſe bei der demagogiſchen Schilderhebung. Ich weiß nicht, was aus dieſem kleinen Wütherich geworden iſt, der eigentlich ein ſchwaches Schaafsherz unter dem Wolfspelze trug — kaum etwas Bedeutendes. — Indeſſen habe ich genug erlebt, um zu wiſſen, wie gerade ſolche ſchwächliche Naturen ſich ſelbſt in eine metzgerartige Geſinnung hineinreden, und von einer wahnſinnigen Maſſe getragen, bei aller innern Erbärmlichkeit, die Gefährlichſten werden können. Hier trat nun die Inhaltsloſigkeit der Demagogie mir als perſönliche Fratze entgegen. Ich opponirte, und leider nur gar zu häufig, mit der unbeſonnenſten Heftigkeit. Eine Oppoſition, welche mit Ruhe und Feſtigkeit durchgeführt, mir und Anderen hätte nützlich ſein können, verlor dabei nicht allein für dieſe, ſondern auch für mich, allen Einfluß, und der Streit endete mit Selbſtvorwürfen, die nur zu verdient waren.

Indeſſen ſchrieb Malte Brun eine Flugſchrift nach der andern. Als man wenig auf die erſten achtete, ward er immer kühner. Einige Mal, wenn eine An-

klage laut ward, verschwand er, verbarg sich bei Freunden; ich kannte gewöhnlich seinen Aufenthalt; und es versteht sich von selbst, daß die polizeilichen Verfolgungen eine große Theilnahme an seiner Person erregten, die er durch seine Angriffe nie erlangt hätte. Letztere habe ich kaum gelesen; daß ich aber seinen Aufenthalt wußte, daß ich ihn in seinem geheimen Zufluchtsorte besuchte, das hatte für mich einen gefährlichen Reiz, wie ein jedes politische Geheimniß für die Jugend. Zuletzt fand man seine Lage so gefährlich, daß man eine Flucht nach Schweden für nothwendig hielt. Seine Freunde überlegten, wie man ihn fortbringen solle. Malte Brun war seiner persönlichen Furchtsamkeit wegen sehr bekannt. Einer, der an der Deliberation Theil nahm, fand es nothwendig, ihn mit geladenen Pistolen zu versehen. „Um Gottes Willen", rief Rahbek, „wollt ihr seinen Feinden Waffen in die Hände geben?" —

Ich traf Malte Brun 1799 in Leipzig. Er hatte nun, wie Heiberg früher, sein Vaterland auf immer verlassen, um in Paris sein Glück zu machen. Er besaß wie jener die Fähigkeit, die lebenden Sprachen in Rede wie in Schrift, mit Leichtigkeit zu handhaben.

Der junge Mann beweinte sein Vaterland, prophezeite aber den Sturz der Regierung und die nahe Befreiung. Wie er gesinnt war, fehlte ihm nur der rechte, kühne, rücksichtslose Herrscher; seiner Gesinnung nach ward er durchaus von der herrschenden Meinung seiner Umgebung getragen. Wenige Jahre waren vergangen, als sein Ruf aus Paris erscholl; als er keine Flugschriften mehr schreiben konnte, halfen ihm Talent und Kenntnisse durch. Er ward der erste Begründer einer allzeitigen und wissenschaftlichen Geographie in Frankreich, er half zuerst in diesem Lande einem nationalen Bedürfnisse ab, ja nicht dort allein; freier, umsichtiger, allzeitiger behandelte er seine Wissenschaft, als sie bis dahin selbst in England oder Deutschland behandelt wurde. Als Humboldt eine neue Wissenschaft (die physikalische Geographie) begründete, war er der Erste, der sie für die allgemeine Geographie, wenn auch nicht durchgreifend, benutzte. Es entstand ein Wetteifer in Frankreich, den Fremden, dessen Verdienste anerkannt wurden, zu überbieten. Es ist gelungen; geographische Vereine bildeten sich allenthalben, aber lange war er der anerkannte Mittelpunkt dieser Unternehmung. Aber auch sein frühzeitig aus-

gebildetes politiſches Geſchick ruhte nicht; er verkaufte ſich an Napoleon und nahm Theil an dem Journal des Debats, welches eine Zeitlang Journal de l' Empire hieß. Als nach der Schlacht bei Epernay Blücher ſich zurückzog, um ſeine Macht zu concentriren, erſchien dieſes Journal in Napoleons Hauptquartier. Die Berichte, welche die Schlachten von Brienne und Epernay als vollſtändige, von den franzöſiſchen Armeen errungene Siege, und das Blücherſche Heer als in völlige Auflöſung gerathen, darſtellten, waren, wie verſichert wurde, von Malte Brun verfertigt. Mir traten, als ich dieſes im Blücherſchen Hauptquartier hörte, lebhaft die Erinnerungen an die früheren Tage in Kopenhagen entgegen, und nun fanden wir uns, in die mächtigen Kämpfe fremder Völker hineingeriſſen, auf eine ſo ſeltſame Weiſe einander gegenübergeſtellt.

Ich traf Malte Brun in Paris, in dem Quartier der Gelehrten, in Rue St. Jacques, und er trat mir noch immer mit einem einigermaßen kindlichen Ausſehen und einer weißen Kokarde entgegen. Er wohnte ſehr anſtändig, ſeine kleine Frau, aus Laon gebürtig, war eine anmuthige und liebliche Geſtalt. Ich erin-

nere mich nicht, ob sie schon lange verheirathet waren, wenigstens waren sie noch immer sehr zärtlich gegen einander. Er gab den Tag darauf ein glänzendes Dejeuner; mehrere Gelehrte waren zugegen, Cuvier, den ich schon besucht hatte, unter diesen; Humboldt hatte sich entschuldigen lassen. Er freute sich ungeheuchelt darüber, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen, und äußerte sich sehr offen über seine Lage. Daß er das Kaiserliche Hauptquartier begleitet hatte, wollte er nicht gestehen, obgleich ich es von mehreren Gelehrten bestätigen hörte. Ich merkte bald, daß er einen großen Theil der Summe, über die er zu gebieten hatte, zu dem Frühstück verschwendet haben mußte. Es war sichtbar, daß er sich aufs Aeußerste einschränkte. Zuletzt machte er gegen mich kein Geheimniß daraus. „Brun," sagte ich, „es muß Dir doch unangenehm sein, so oft politische Gesinnungen zu wechseln. Du gingst als ein Demokrat, ja fast als Demagog aus Dänemark, um in Paris ein Diener der Politik Napoleons zu werden; du trägst jetzt die weiße Kokarde, und wenn die Schonung, ja fast Verehrung, mit welcher die Sieger Frankreich behandeln, fortdauert, so wird es sich in wenigen Jahren

erheben, als ein mächtiges Reich daſtehen, ſich durch eine aufgedrungene Dynaſtie verletzt fühlen und dieſe verdrängen. Du wirſt dann wieder eine andere Kokarde tragen müſſen, ſo wie Du die weiße, wie mir ſcheint, etwas zu frühzeitig und voreilig aufgeſteckt haſt. Ob Du dich unter den Bourbons wirſt erhalten können, bleibt doch immer zweifelhaft. Verlaſſe Paris, in Bonn wird man eine neue Univerſität errichten, ich zweifle nicht, daß Du bei Deinem Rufe als Geograph eine anſehnliche Anſtellung erhalten würdeſt. Du kannſt ſelbſt Deine Forderungen ſtellen; eine ſolche Stellung iſt für Dein ganzes Leben eine geſicherte; Du biſt allen Wechſelfällen Deines zukünftigen Lebens entriſſen, wie aller Politik; lebſt in der Nähe von Frankreich, und kannſt Dich Deiner Wiſſenſchaft ganz widmen.“ Ich durfte ihn damals zu einem ſolchen Schritt ermuntern. Sein Ruf, als der Erſte in ſeinem Fache in Europa, war ſo entſchieden, daß, wenn ich nur gegen Hardenberg geäußert hätte, daß er wohl zu gewinnen wäre, ein Anerbieten ohne allen Zweifel an ihn ergangen ſein würde. „Freund“, antwortete er, „es iſt wahr, meine Lage iſt hier keineswegs eine geſicherte, jetzt eine bedrängte, für die nächſte Zukunft

eine ungewisse, aber Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß dies mich sonderlich quält. Wenn man Geld genug hat, kann man nirgends angenehmer leben als in Paris, aber auch nirgends weniger unangenehm mit wenigem Gelde, als hier. Ich habe keine Kinder, ich liebe meine Frau, die nicht verwöhnt ist, die eigentliche Noth ist noch fern, und so wie die Verhältnisse sich nur einigermaaßen geordnet haben, und die Ruhe wieder eintritt, wird meine Stellung auf jeden Fall verbessert. Ich kenne das Pariser Publikum und kann als Schriftsteller unabhängig leben. Aber Paris verlasse ich nie, ich kann meine junge Frau nicht nach einem fremden Lande bringen, ich kann nirgends leben als in Paris; die Atmosphäre dieser Stadt ist mir wie die Lebensluft, der Athem würde mir ausgehen an einem jeden andern Orte; Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens wie hier, findet man, man mag arm oder reich sein, nirgends." Er konnte sich nicht stark genug über die Nothwendigkeit, nur in Paris zu leben, ausdrücken. Er versicherte, daß die glänzendste Stellung ihn nicht bewegen könnte, diese Stadt zu verlassen. Ich fand ihn während seiner bedrängten Lage selten zu Hause, aber wir gaben uns

Rendezvous in dem Tuilerien-Garten, in den Champs-Elysees, in verschiedenen Cafés, und er, wie seine Frau, waren immer aufgeräumt und guter Dinge. Das Journal des Debats ruhte wahrscheinlich, aber er gab ein Journal heraus, dessen Titel ich vergessen habe, wahrscheinlich sind nur ein Paar Hefte davon erschienen; ich durfte es benutzen, um einige Aufsätze einzurücken, die von ihm ins Französische übersetzt, die Franzosen belehren sollten über ihre Stellung zu den siegreichen Heeren. Sie mußten nach der damaligen Lage der Sachen nur zu gemäßigt sein, sie sind in der Verwirrung, die noch herrschte, wohl kaum gelesen, gewiß nicht beachtet worden.

Malte Brun ließ seinen Kaiser, dem er eben gedient hatte, auf eine so unbefangene Weise fallen, daß mir diese Gesinnungslosigkeit doch höchst unangenehm auffiel, daß sie einem Manne von stark befestigten Grundsätzen, wie Heiberg, empörend war, konnte man voraussetzen. Heiberg haßte diesen schwachen Menschen, Malte Brun schien seinen Landsmann zu fürchten, sie sahen sich nie.

Einige Jahre nach dem Kriege las ich in irgend einem französischen Blatte, wie Malte Brun einen

ſtark beſuchten Salon eröffnet hatte. Er ſtarb bekanntlich während der Reſtauration.

Ich muß hier noch einen dritten Schriftſteller erwähnen, obgleich er ein Theolog war und die Schrift, die er heraus gab, „das theologiſche Repertorium", die Politik nicht berührte. Aber dieſe Zeitſchrift behandelte die theologiſchen Angelegenheiten meiſt äußerlich und vermehrte auf jede Weiſe die ſtillgährende Bewegung in der Literatur. Schon das erſte Heft machte ein ungewöhnliches Aufſehen, welches durch ein jedes folgende noch vermehrt wurde. Die Zeitſchrift erſchien anonym. Keiner konnte den Verfaſſer errathen, aber er ſchien mit den Verhältniſſen der Geiſtlichkeit in Dänemark und Norwegen genau bekannt zu ſein. Zwar enthielt die Zeitſchrift theologiſche Aufſätze, beſonders exegetiſche, nach Anſichten, wie ſie in den Schriften des berühmten Paulus herrſchen, aber, was allgemeines Aufſehen erregte, waren die Nachrichten von allerlei Ungebührlichkeiten, die unter der Geiſtlichkeit im Lande ſtattfanden. Kein Landprediger, ſelbſt in den entfernteſten Gegenden Jütlands, wenn er ſich etwas zu Schulden kommen ließ, war ſicher. Oft erinnerten dieſe Angriffe an Bahrdt's berüchtigten Kirchen- und Ketzer-

Almanach. Wie die Verhältniſſe der geiſtlichen Angelegenheiten damals waren, mußte man geſtehen, daß eine ſolche Kontrole, die ganz unerwartet von einer unbekannten Hand herrührte und drohend über einem jeden ſchuldigen Haupte ſchwebte, heilſam genannt werden konnte. Die Begierde, den Verfaſſer zu entdecken, war grenzenlos. Nyrup, ein leidenſchaftlicher Literat, hatte keine Ruhe; endlich wußte er ſich aus der Druckerei Manuſcript zu verſchaffen: aber die Handſchrift war Jedermann unbekannt. Man rieth hin und her, keine einzige Vermuthung hielt Stand; die Perſönlichkeit des Verfaſſers ward immer räthſelhafter, und in einer ſo begrenzten Literatur, wie die däniſche, ſchien eine ſo unzugängliche Anonymität völlig unbegreiflich. Aber Nyrup ſetzte ſeine Unterſuchungen unverdroſſen fort. Endlich gelang es ihm zu ermitteln, daß die Handſchrift die eines theologiſchen Kandidaten war, der Malte Müller hieß und der ſich ſeit einigen Jahren in Jena aufhielt. Im nächſten Hefte erſchien nun eine Notiz folgender Art: „Der Verfaſſer der Zeitſchrift habe erfahren, daß ein gewiſſer Malte Müller in Jena ſich als den Herausgeber des Repertoriums zu nennen erkühne. Dieſer Mann ſei

dem wahren Verfaſſer ſehr wohl bekannt, man wiſſe von ihm ſo Vieles, was er nicht wünſchen könnte öffentlich beſprochen zu ſehen, und warne ihn.“ Dieſe Anzeige machte Nyrups Entdeckung wieder zweifelhaft, da man ohnehin nicht gut einſah, wie ein bis dahin wenig bekannter Kandidat außerhalb des Vaterlandes, in einer ſolchen Entfernung, ſo genaue Nachrichten über die engſten perſönlichen Verhältniſſe erhalten konnte. Und doch war dieſer Malte Müller wirklich der Verfaſſer. Eben die Hülfe, die ihm in Dänemark nothwendig war, verrieth ihn zuletzt. Der Reiz der Anonymität war nun verſchwunden; die Angriffe erſchienen durch ihre Wiederholung abgeſtumpft, oft waren ſie wohl auch nicht zu rechtfertigen. Die Zeitſchrift verlor alle Bedeutung und ging ein.

Dieſen Malte Müller traf ich nun noch 1798 in Jena. Mehrere von denen, die damals in Jena ſtudirten, werden ſich ſeiner noch erinnern. Es war ein etwas düſterer verſchloſſener Menſch, gewiß nicht ohne Kenntniſſe, am meiſten aber in den literariſchen Klatſchgeſchichten bewandert. Als ich ihn ſah, nährte er ſich noch von dem Aufſehen, welches ihm durch ſeine Zeitſchrift in ſeinem Vaterlande zu erlangen ge-

lungen war. Es war eine durch seine Lage nothwendig gewordene Finanzspeculation. In Jena war es leicht Credit zu erhalten, besonders waren die Dänen als gute Zahler bekannt. Sein Repertorium mag ihm eine für seine Lage nicht unbedeutende Summe verschafft haben. Die angekommenen Wechsel vermehrten seinen Credit, und als die Zeitschrift aufhörte, als die Rimessen ausblieben, konnte er noch lange von Schulden leben. Seine Wohnung während meines Aufenthaltes in Jena war ansehnlich; als Landsmann sah ich ihn natürlich oft. Mit den Professoren hatte er gar keinen Umgang, aber er besaß eine Gewalt, Jünglinge an sich zu ziehen, fest zu halten und dann tyrannisch zu beherrschen, wie ich sie fast nie gekannt habe. Mir war er dadurch ein interessanter Gegenstand der Beobachtung geworden. Daß ein Mann, der damals in dem, durch bedeutende Geister aufgeregten Jena, selbst nicht ohne geistige Fähigkeiten, lebte, eine gewisse Gewandtheit erhalten konnte, über Gegenstände der Philosophie und Poesie zu sprechen, begriff ich wohl; daß ein solcher, der nicht verpflichtet war, in seinen Mittheilungen strenge Ordnung und Gründlichkeit vorherrschen zu

laſſen, den jungen Männern zugänglicher erſcheinen mußte, als die Lehrer, iſt auch nicht ſchwer einzuſehen: dennoch blieb mir der Zauber, den er ausübte, ein Geheimniß. Er konnte einen ſolchen jungen Mann völlig abſorbiren, und bewachte dann ſeine Schritte mit einer leidenſchaftlichen Eiferſucht. Eine jede Zuneigung, gegen einen Andern geäußert, wenn er dieſem einen geiſtigen Einfluß zutraute, der dem ſeinigen gefährlich werden konnte, ſuchte er durch jedes Mittel zu unterdrücken. Er ſaß Schulden halben im Karzer, als ich Jena verließ. Als ich 1802 nach meinem Vaterlande zurückkehrte, fand ich ihn in Kopenhagen. Ich weiß nicht, wie er von Jena losgekommen iſt. Seine Stellung in ſeinem Vaterlande iſt mir unbekannt geblieben. Aber ein geiſtreicher und begabter junger Mann aus einer anſehnlichen Familie, der ſich lebhaft an mich anſchloß und den ich ſehr lieb gewann, war ſchon lange Zeit vorher auf eine zauberhafte Weiſe beherrſcht. Er erzählte Wunderliches von der Gewalt, die Müller über ihn ausgeübt hatte. Wie er erſt durch intereſſante Mittheilung ſolcher Anſichten philoſophiſcher, wie äſthetiſcher und religiöſer, die in Dänemark vollkommen fremd klangen, ſeine Aufmerk-

samkeit gefesselt, wie er seine Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände durch Erzählungen aus dem Leben der berühmtesten Gelehrten und Dichter zu beleben gewußt hatte; wie er sich angeregt, immer tiefer bewegt fühlte, wie in eine andere Welt versetzt, wie Alles, was er bisher erfahren, gelernt, gedacht hatte, ihm dürftig, armselig erschien. Anfänglich hätte er sich glücklich gefühlt, aber nachdem er ganz in seiner Gewalt war, bemerkte er mit immer größerer Angst, wie Müller alle seine Schritte belauerte, wie er ihn von seinen früheren Freunden zu trennen suchte; die schöne freie geistige Welt, die er ihm eröffnet hatte, schien ihm jetzt ein Gefängniß zu sein; oft suchte er sich loszureißen, aber er vermochte es nicht. Als ich nun diesen jungen Mann kennen lernte, als sein lebendiger Sinn für tiefere geistige Beschäftigung, auch manche ideenvolle und geistreiche Ansichten, die er ohne allen Zweifel dem Müller zu verdanken hatte, mich anzogen, beschloß er, wie er gestand, nach vielen inneren Kämpfen, sich ganz von Müller und seiner Herrschaft loszureißen. Er erzählte mir wunderliche Scenen, die stattfanden während dieser Zeit, und durch welche die Trennung freilich immer nothwendiger erschien.

Er hatte erſt mit heftigen Vorwürfen angefangen, nannte ihn einen Gefühlloſen, einen Undankbaren, rief ihm die ſchönen Stunden zurück, in welchen er erkannt hatte, daß er ihm ſein eigenſtes innerſtes geiſtiges Leben verdanke. Als dieſe Vorwürfe ſchon durch ihre Wiederholung ihre Gewalt verloren, als der Unterjochte ihn über die tyranniſche Gewalt, die er ausübte, ſchalt, weinte er und ſtellte ſich wie ein Verzweifelter, er warnte ihn vor meinem Einfluſſe. Ein leidenſchaftlich liebendes Mädchen konnte ſich nicht wahnſinniger betragen als er, der junge Mann ſchauderte vor einer Leidenſchaft zurück, die ihm unheimlich ſchien, und er entfloh dem Geiſte, der ihm erſt ſo freundlich erſchienen war, und ſich jetzt in ein Geſpenſt verkehrt hatte, faſt mit Entſetzen. Müller, der für eine kurze Zeit ein ſo großes Aufſehen in ſeinem Vaterlande erregte, iſt dort völlig verſchollen; ich wenigſtens habe ſeitdem nie Etwas von ihm gehört.

Zur Darſtellung des politiſchen Treibens der Zeit, die ich in Kopenhagen damals zubrachte, gehören auch einige Ereigniſſe, die das Publikum bewegten, und

die ein eigenthümliches Gepräge tragen. Ein holländischer Professor in Groeningen, C., gehörte zu der damals unterliegenden oranischen Partei. Er war Professor der Chemie. Gedrängt von der siegenden Partei, wünschte er auszuwandern, und man bot ihm eine Stelle als Professor der Chemie bei der Universität in Kopenhagen an. Er hatte eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt; man konnte ihn als ein Haupt der oranischen Partei, wenigstens in seiner Provinz, betrachten, und man hatte wohl die Hoffnung genährt, daß eine Menge reicher Familien, welche seine politischen Gesinnungen theilten, mit ihren bedeutenden Kapitalien ihm folgen und in Dänemark einwandern würden. Dieser Beschluß der Regierung erregte bei der Universität einen großen Unwillen, und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens fanden sich die Gelehrten in ihrer Nationalität angegriffen. Manthey hatte sich von rechtswegen den Ruf eines tüchtigen Chemikers erworben; das allgemeine Mißvergnügen, welches immer lauter ward, wenn Ausländer die Einheimischen von den wenigen Stellen bei der Universität verdrängten, ließ sich leidenschaftlich vernehmen; dann aber ward auch die oranische Partei

als eine antiliberale betrachtet, und der politiſche Haß verband ſich mit dem nationalen, und ward geſteigert, als man entdeckte, daß die Berechnung der Regierung eine irrige war. C. kam allein, von keiner reichen Familie begleitet.

Als C. nach Kopenhagen kam, ließ der Profeſſor der Geſchichte, Kall, eine Darſtellung der letzten politiſchen Ereigniſſe drucken. Er nahm in dieſer die heftigſten Angriffe gegen C. mit auf, und ein Prozeß fing gegen ihn an, der, als er in der letzten Inſtanz vor dem höchſten Gericht verhandelt wurde, das allgemeinſte Intereſſe auf ſich zog. Daß alle Sachen vor dieſem Gericht öffentlich und mündlich ausgeführt werden, habe ich ſchon erwähnt. Die alterthümliche Art, mit welcher das höchſte Gericht des Landes eröffnet wird, iſt merkwürdig. Zwei Herolde in dem Koſtüme vergangener Jahrhunderte, verkündigen auf den großen Plätzen und auf den Ecken der Straßen, indem ſie durch Trompetenſchall das Volk um ſich verſammelt haben, auf eine feierliche Weiſe die Eröffnung des Gerichts. Die Verkündigung findet im Februar ſtatt. Im März fängt das Gericht ſeine öffentlichen Sitzungen an. Der königs-

liche Thron ist im Hintergrunde des ansehnlichen Saals angebracht. Während aller Sitzungen wird der König, obgleich abwesend, doch als gegenwärtig, von dem plaidirenden Advokaten angeredet. Bei der Eröffnung des Gerichts, als eine Sache, welche zum Urtheil reif war, zum letzten Male plaidirt und zugleich das Urtheil gesprochen wurde, hatte ich mir einen Platz zu verschaffen gewußt, und diese feierliche Scene hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Obgleich die Sache, welche verhandelt wurde, mir völlig gleichgültig war, verfolgte ich dennoch die Rede und Gegenrede der Advokaten mit der größten Aufmerksamkeit. Bei den Verhandlungen, die der genannte Prozeß hervorrief, fehlte ich natürlich nicht. Es war freilich vorauszusehen, daß der Professor den Prozeß verlieren mußte. Dieser war keineswegs ein fruchtbarer Schriftsteller; außer einem Handbuche der Weltgeschichte, welches in den Schulen gebraucht wurde, hatte er nichts drucken lassen, etwa einige Aufsätze in den Schriften der Königlichen Akademie ausgenommen. Die Behauptung daher, daß seine Geschichte der neuesten Ereignisse in Holland, ohne alle Beziehung auf C. bloß aus einem wissenschaftlichen Interesse für sein Fach entstanden

sei, ließ sich um so weniger durchführen, da die Darstellung zu sehr im Sinne der antioranischen Partei abgefaßt war. Sein Advokat hatte daher eine schwierige Sache zu vertheidigen, die Plaidüre erschien mir im höchsten Grade meisterhaft und ich erwähne diese Sache schon deswegen, weil der Eindruck, den die Verhandlung auf mich machte, ein bleibender war. Ich hatte so viele Auszüge aus öffentlichen Verhandlungen in der Pariser Kammer, wie im englischen Parlament gelesen. Hier war ich nun Zeuge lebhafter Reden der beiden Parteien und der allgemeinen Theilnahme, die sie erregten. Zwar waren es gerichtliche Verhandlungen in der gewohnten Art, aber die Natur der Sache selbst ertheilte diesen eine politische Bedeutung. Der große Gerichtssaal war gedrängt voll von Zuhörern, die mit der größten Spannung besonders die Vertheidigung des Angeklagten verfolgten. Dieser war wegen seiner liberalen Gesinnung bekannt. So viel ich mich erinnere, lag der Hauptnerv seiner Vertheidigung darin, daß er das rein Geschichtliche des Aufsatzes hervorhob, daß er den Gerichten das Recht absprach, über die Absichten, welcher die Abfassung veranlaßt hätten, zu richten; daß die behaup-

tete Parteilichkeit, die in der Darstellung stattfinden sollte, Gegenstand einer wissenschaftlichen Kritik, aber nicht einer gerichtlichen Untersuchung sei; daß er endlich mit großer Beredsamkeit die Nachtheile hervorhob, die für eine jede wissenschaftliche Geschichtsforschung entstehen würden, wenn diese auf irgend eine Weise die Gegenwart berührte, in dem Falle, daß das Gericht sich für kompetent erklärte. In der vorliegenden Schrift, sagte er, fände man keine von dem Verfasser ausgehende Beschuldigung gegen den Kläger. Alles, was ihm unangenehm sein könnte, war in den holländischen Blättern, die man als geschichtliche Quellen ansehen mußte, schon öffentlich geworden. Auch hatte der Verfasser keinesweges die Widerlegungen der oranischen Partei, so weit sie ihm zugänglich waren, unerwähnt gelassen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit erfahren, welch ein unermeßlich erregendes Princip in solchen öffentlichen Verhandlungen liegt; wie in diesen mündlichen Vorträgen die einmal herrschende Parteiung sich jedesmal steigert. In Sachen, die nicht durchaus rein gerichtlicher Art sind, wie diese, wird in den modernen Staaten die Wuth der Parteien nur zunehmen; eine jede wird sich den Sieg

zuſchreiben, und führen die Discuſſionen zu keinem entſchiedenen Endreſultate, ſo werden ſie jederzeit einen endloſen Kampf herbeiführen; die Niederlage durch eine Majorität wird den Kampf nicht beendigen, ſondern nur die Anſtrengungen der Beſiegten concentriren; wo aber, wie hier, durch einen Gerichtsſpruch die Sache auf immer entſchieden iſt, da wird dieſer, wie er auch ausfällt, jederzeit von der einen Partei als ein ungerechter beurtheilt werden. Der Profeſſor verlor die Sache, doch war der Richterſpruch äußerſt gelinde, und dieſe Milde der Gerichte hatte einen ſehr guten Erfolg. Wenn wir den Verfaſſer auch als einen Märtyrer der nationalen und liberalen Intereſſen während der Verhandlungen betrachteten, ſo glaubten wir doch auch, daß das Gericht ſelbſt durch die Gelindigkeit des Spruches ſo viel wie möglich auf unſere Seite getreten wäre. Die ganze Sache war ſchon, ehe ich Kopenhagen verließ, vergeſſen. C. blieb ſeitdem völlig unangefochten und genoß Anſehen und Achtung. Er trug zwar die Chemie vor, ich glaube aber nicht, daß er dieſe Vorträge lange fortſetzte.

Ein zweites Ereigniß, welches einige Tage hindurch die ganze Hauptstadt in unruhige, ja, wie Einige glaubten, selbst gefährliche Bewegung versetzte, und wenn gleich ursprünglich ohne alle Beziehung auf Politik, dennoch durch eine in der Jugend herrschende Gährung eine beunruhigende Bedeutung erhalten konnte, darf hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, als ich persönlich mit in dieses Ereigniß hineingezogen und durch das Resultat einer commissarischen Untersuchung, sogar nebst einem zweiten Jüngling allein bestraft wurde. Es kann nicht meine Absicht sein, eine jugendliche Unbesonnenheit zu vertheidigen. Ich will das ganze Ereigniß, und wie ich hineingezogen wurde, unbefangen erzählen.

Nr. 8, jene mir so wichtige Stube der Gebrüder Mynster im Friedrichs-Hospital, lag in einer sehr entfernten Gegend der Stadt. Es war ein schöner heiterer Sommertag, irre ich nicht, im Juni. O. H. Mynster und ich beschäftigten uns sehr ernsthaft und mit irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande. Ganz

voll von diesem eilte ich nach Hause. Meine damalige Wohnung war zwar in einer kleinen Straße, aber in dem lebhaftesten Theile der Stadt. Lange ging ich in meinen Gedanken vertieft, sah zwar wie eine Menge Menschen über den großen Platz alle in einer Richtung hin eilten, aber ohne dadurch gestört zu werden. Kleine Straßen-Aufläufe waren zu der Zeit in Kopenhagen nicht selten. Als ich aber jenseit des großen Platzes in die Straße hineintrat, erschien der Menschenstrom immer mächtiger. Einige, die sich begegneten, besprachen sich mit großer Lebhaftigkeit; die herrschende Aufregung ward mir nun völlig klar. Die Ersten, an die ich mich wandte, antworteten nicht, eilten vielmehr schnell weiter. Ich ließ mich von dem Menschenstrome forttragen, der immer dichter ward, und kam in die Nähe des Posthauses. Hier drängte sich nun Alles gewaltsam zusammen. Vor dem Posthause, wo zwei Straßen sich kreuzen, stand eine ansehnliche Wache, die den unruhigen Menschenhaufen zurückhielt. Offenbar war hier der Schauplatz eines bedeutenden Ereignisses gewesen, und ich erfuhr nun, daß ein Streit zwischen einem Studenten und einem Garde-Offizier stattgefunden hätte.

Der Letztere habe den Degen gezogen und seinen Gegner bedeutend verwundet. Einige nannten die Wunde tödtlich, andere versicherten mit großer Zuversicht, daß der Student todt auf dem Platz geblieben sei. Das Volk nun, welches Zeuge eines so empörenden Auftritts gewesen war, wollte den Offizier ergreifen. Dieser hatte sich nach dem Posthause zurückgezogen, man hatte das Thor, so bald er innerhalb desselben war, fest verschlossen. Das empörte Volk behauptete, man wolle den Schuldigen beschützen, verbergen, um ihn nachher ungestraft entschlüpfen zu lassen. Es forderte, daß eine Wache geholt werde, die den Schuldigen als einen Verbrecher abführen sollte. Das Volk habe, erzählte man, das Posthaus stürmen wollen, die Studenten des nahe liegenden Collegiums (die Regenz) wären mit vielen Andern, die aus den Hörsälen herbeigeeilt waren, mehrere Hundert an der Zahl, nachdem man für den Verwundeten oder Todten Sorge getragen, nach dem Posthause vorgedrungen, Alle in der heftigsten Aufregung und durch das empörte Volk mächtig unterstützt. Jetzt war der Platz vor dem Posthause gesäubert. Schon seit ein Paar Stunden war die ganze Stadt in Aufruhr gewesen;

ich hatte auf der entfernten Stube nichts davon gehört. Das von der Wache zurückgedrängte Volk sprach zwar heftig, äußerte seinen Unwillen laut, verhielt sich aber sonst ruhig. Es war klar, daß, wenn ein Heerd der Unruhe noch irgendwo brannte, dieser jenseits der Wache sein mußte, etwa nach der Regenz zu. Sie hatte offenbar den Auftrag, das Volk von diesem Mittelpunkt der gährenden Bewegung abzuhalten. Ich hätte ein ganz Anderer sein müssen, als ich wirklich war, wenn diese Erzählungen, wenn die Entrüstung einer großen Menschenmasse, in deren Mitte ich mich befand, mich nicht aufs heftigste aufgeregt hätte. Ich blickte mit einer ungeheuren Spannung nach der durch die Wache abgesperrten oberen Straße hin. Alle Fenster in den Häusern waren geöffnet, eine Unzahl von Menschen blickte heraus; aber die Straße war auf seltsame Weise leer. Diese Leere hatte für mich etwas wunderbar Imposantes. In der Nebenstraße, dem früher erwähnten runden Thurm gegenüber, in welcher Professoren wohnen, Collegien, am andern Ende das Universitätsgebäude, lagen, dachte ich mir das zusammengedrängte Heer der unzufriedenen Stu-

denten, Bürger, Matroſen der Königlichen Marine, die, wie um mich her erzählt wurde, von allen Seiten dem Studenten zu Hülfe geeilt waren. Ich war überzeugt, daß dieſes Heer dort verſammelt, noch immer zum gefährlichen Widerſtand entſchloſſen war, Ich war aufgeregt, ich theilte die Ueberzeugung des Volks, daß man auf eine empörende Weiſe den Offizier zu beſchützen ſuche, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ich mit dem Benehmen der Studirenden zufrieden war. Vor einem jeden, ſelbſt ruhigen Volkshaufen, hatte ich von jeher eine gewiſſe Scheu; ein perſönlicher Stolz verbot mir, mich unter das Volk zu drängen. Wo eine Wache zu gebieten hat, bleibe ich, wo möglich, immer in der Ferne, ein jedes Abweiſen verletzt mich. Ich habe mich eben daher mein ganzes Leben hindurch von allen Aufzügen, bei welchen das Militair die Ordnung erhalten mußte, fern gehalten; ein wild bewegter aufrühriſcher Volkshaufe aber ſtößt mich durch das unſäglich Widerwärtige mehr ab, als daß er mir Furcht erregte. Es iſt mit dieſem Widerwillen eine Art von Ekel verbunden, den ich faſt phyſiſch nennen möchte. Ich habe gefährliche Ueber-

ſchwemmungen erlebt, Feuersbrünſte drohten in meiner Nähe, ich habe in einem heftigen Sturme Schiffbruch erlitten: aber alle drohende Gefahr der Natur hat etwas Großartiges, Bewunderungswürdiges, ja Herrliches, was ſelbſt, wo ſie mit Untergang droht, den Geiſt erhebt und aus ihr heraus wie eine mächtige geiſtige Muſik ertönt; es liegt jederzeit, wo ihre unwiderſtehliche Macht unaufhaltſam vordringt, etwas Verſöhnendes in dieſer Gefahr; eine geheime Verwandtſchaft thut ſich kund, wir fühlen uns erhoben, indem wir beſiegt werden, wir fühlen uns beſtätigt, indem wir unterliegen. Aber wenn das fratzenhafte, vielköpfige Ungeheuer eines empörten Volkes, in widerwärtiger Bewegung, ſeine vielfältigen Glieder regt, wenn es in ekelhaften Windungen, tauſendfach in einander gewundener Schlangen ähnlich, ſich biegt und krümmt, ſo liegt in dieſer Maſſe nichts Verſöhnendes, nichts Großes, und wir fühlen uns wie in den Schmutz des Daſeins getreten, wenn wir unterliegen. Es giebt nichts Furchtbareres, als wenn man ſich geſtehen muß, daß der Geiſt ſelber von dem Wahnſinn einer ſchreienden, heulenden, ſich ungeſtüm gebärdenden Menge ergriffen wird. Trotz meiner Auf-

regung gewann dieſes Gefühl die Oberhand, das unruhige Gerede um mich her fing an mir widerwärtig zu werden; es verwirrte mich immer mehr, ich ſehnte mich nach der einſamen Ruhe meiner Stube, die in der Nähe war, und beſchloß fortzugehen.

Da meine Wohnung in ſehr geringer Entfernung jenſeit der Wache lag, und zwar in einer Richtung, die mich von dem Platze des Zuſammenlaufs entfernte, ſo glaubte ich den hier kommandirenden jungen Offizier, der mich kannte, dahin zu bringen, mich durchzulaſſen. Der junge Mann, der ſehr erhitzt war, antwortete kurz und ſchmähend; ich war gereizt, hoffte aber doch immer noch, durch vernünftige Vorſtellungen meinen Zweck zu erreichen. Das Geſpräch hatte die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden erregt, die, wie faſt immer bei ſolchen Gelegenheiten, meine Bitte höchſt billig fanden und dem Offizier immer härtere und lautere Vorwürfe machten. Ich hätte mich nun ſtillſchweigend entfernen, ja den Offizier dem Volke gegenüber rechtfertigen ſollen, ich hätte dann in der That eine Rolle geſpielt, auf die ich ohne Beſchämung zurückblicken konnte. Ich that es nicht, ich glaubte mich nun einmal beleidigt, es ſteckte etwas

vom Pöbel in mir. Vielleicht hatte der Offizier darin nicht ganz Recht, daß er, ohne mich zu warnen, einen Schritt that, durch welchen die Unruhe vermehrt werden mußte. Ein Soldat trat hervor und stieß mich mit dem Kolben seiner Flinte auf die Brust, daß ich in die Arme der Umstehenden zurücktaumelte. Ein lautes Geschrei des Unwillens hörte ich um mich her. Ich hätte es beschwichtigen können, ja sollen, aber ich handelte leider wie ein ganz geringer Mensch.

Der plötzliche Zorn, der einen Menschen wie im Wahnsinn ergreift, und ganz das Bewußtsein überwältigt, wird oft als ein Entschuldigungsgrund, selbst für Verbrechen, betrachtet; in juridischer Hinsicht mag man nicht ganz Unrecht haben, denn dort gilt die Unsittlichkeit als solche nicht als das zu Bestrafende, sondern nur die That, wie sie mit ihren nahe liegenden, in der Erscheinung hervortretenden Motiven dem Richter vorliegt. Der Zorn selbst aber ist in der That als ein tiefes Verderben zu betrachten; das nie zu verdrängende sittliche Gefühl zeigt uns in dem Moment des Zornes die eigene Nichtigkeit, und diese ist es, die sich behaupten will, es ist die Energie der

wohlbewußten Lüge, die niemals in der Form eines geordneten Bewußtseins hervortreten kann, denn der entsetzliche Kampf ist eben gegen dieses gerichtet. Wie mannigfaltig die Arten des Wahnsinns auch sein mögen, auf ähnliche Weise entspringen sie alle, und selbst, wo der zerstörte Zustand ein bleibender ist, liegt ein verborgenes geordnetes Bewußtsein, als das zurückgedrängte, im Hintergrunde, und der Wahnsinn erhält sich nur als ein fortdauernder Kampf gegen dieses. In der psychischen Heilkunde ist diese Ansicht von der höchsten Wichtigkeit. Sie vorzüglich vermag die falsche Ansicht zu verdrängen, als müsse man sich an den Wahnsinn selbst wenden, ihn unterstützen, mit ihm ins Bündniß treten und sich nach den Grillen des Wahnsinnigen richten. Man soll vielmehr diese nie gelten lassen, man soll mit allen Waffen, besonders denen des Lächerlichen, sie bekämpfen, und sich unmittelbar an das verdrängte, geordnete Bewußtsein wenden. Ich spreche nicht bloß aus einer theoretischen Ansicht heraus, sondern auch aus Erfahrung. Ich habe in Irrenanstalten, die ich nicht selten in meinem Leben besuchte, eben, wo diese Ansicht vorherrschte, die glänzendsten Erfolge erlebt.

Freilich erfordert eine ſolche Heilmethode eine große Virtuoſität; eine jede Art des Wahnſinns eine andere Behandlungsweiſe. Der Arzt muß völlig ruhig, durchaus unerſchütterlich handeln, einer geſetzlichen Naturgewalt ähnlich, welcher gegenüber, der Wahnſinnige ſich in ſeiner völligen Ohnmacht und Nichtigkeit erblickt.

Mein Wahnſinn ward nun leider durch einen ähnlichen des aufgeregten Pöbels unterſtützt, ich gehörte ihm völlig zu. „Auf dem Rathhauſe," rief man mir zu, „ſind Gerichtsperſonen verſammelt; dort müſſen Sie hineilen, da Ihre Klage vorbringen." Mir mußte Recht geſchehen. Ich ſtürzte erhitzt und völlig bewußtlos fort. Auf dem weiten Wege bis zum Rathhauſe fand ich mich allenthalben von einem dichten, aufgeregten, ſchreienden Menſchenhaufen umgeben. Ich hatte nicht einmal die Ueberlegung, mich darüber zu wundern, es fiel mir gar nicht ein, daß ich nun den Mittelpunkt des Aufruhrs bildete.

Das alte, bei dem großen Stadtbrande ſpäter abgebrannte Rathhaus lag völlig iſolirt, mitten auf einem großen Platze; eine hohe Treppe führte zu dem Eingange, und von dieſem überblickte ich den dicht zu-

sammengedrängten unruhigen Menschenhaufen, der den Platz erfüllte, sah alle Fenster der Häuser geöffnet und mit Zuschauern besetzt. Es war, als wollte ein strafendes Bewußtsein mir die Rolle klar machen, die ich hier spielte; ich kämpfte es gewaltsam nieder und trat mit trotzigem Zorn in den Saal ein, worin ernsthafte Richter, in ruhiger und besonnener Haltung, um einen Tisch versammelt saßen. Ich war zu heftig aufgeregt, um in geordneter Darstellung meine Klage vorbringen zu können. Mit stiller, ja mit höflicher Ruhe ersuchten mich die Richter, mich zu fassen, mich zu besinnen. „Wäre mir," sagten sie, „Unrecht geschehen, so würde ich Genugthuung erhalten. Es wäre aber nothwendig, die ganze Lage der Sache zu kennen, und dazu wäre eine kaltblütige Darstellung erforderlich." Ich sah dies ein. Die Ruhe um mich her beschwichtigte mich allmälig, und als ich nun meine Erzählung anfing, schien ich mir keineswegs so unschuldig, wie während meines Zorns; indessen erzählte ich Alles mit diplomatischer Genauigkeit. Einige Fragen jedoch entrüsteten mich. Aus meiner Erzählung ging klar hervor, daß ich nichts von dem Ereignisse wissen konnte, welches die Auf-

regung veranlaßt hatte. Dennoch wurden in diesen Theil meiner Aussage Zweifel gesetzt. Man ermahnte mich die Wahrheit zu sagen, man erinnerte mich, daß ich aufgefordert werden könnte, meine Aussage eidlich zu bestätigen. Diese Ermahnung empörte mich. „Sie belieben, meine Herrn," sagte ich, „mich als einen Lügner zu behandeln. Die Wahrhaftigkeit dem Gericht gegenüber ehrenhaft zu behaupten, gilt mir so viel, ja mehr als ein Eid. Dieser hat nur ein Gewicht, wie eine Bedeutung für einen abergläubischen Pöbel." — Diese Ansicht, die aus der Verbindung eines abstract sittlichen und eines eben so leeren allgemeinen politischen Prinzips entstanden war, hatte mich in der letzten Zeit sehr beschäftigt. Als ich sie nun hier öffentlich vor Gericht trotzig auszusprechen wagte, erschien ich mir nicht wenig gehoben. Ich hatte ein Mittel gefunden, um mich wenigstens momentan aus der demüthigen Stellung zu retten, in welche ein strafendes Bewußtsein mich versetzt hatte. Während nun meine Aussage protokollirt wurde, ward der Tumult auf dem Platze immer heftiger. Ein Unterbeamter wurde herausgeschickt, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Er brachte die Nachricht, daß

das Volk, in dem Wahne, daß der Student arretirt wäre, immer unruhiger würde. Während der Zeit ward das Geschrei immer lauter, ein Paar Steine fuhren durch die Fensterscheiben, und die Richter sahen sich bedenklich an. „Eilen Sie hinaus," rief eine der Gerichtspersonen. Ich stand nun auf der hohen Treppe, winkte mit der Hand und rief so laut als ich vermochte: daß ich der Student wäre, daß ich meine Anklage angebracht, daß man mir Genugthuung versprochen hätte, daß ich mit den versammelten Gerichtspersonen sehr zufrieden wäre. Ein lautes Hurrah ertönte, und das vernichtende Bewußtsein der armseligen Rolle, die ich spielte, überwältigte mich. Ich schlich mich so unbemerkt wie möglich in den dichten Haufen hinein. Ich riß mich von Einigen gewaltsam los, die mich fest halten wollten, ohne allen Zweifel, um für die Aufmerksamkeit des Volkes einen Mittelpunkt zu bilden. Es gelang mir endlich, unbekannt durch das Gedränge zu schlüpfen. Ich eilte beschämt durch die immer stiller werdenden Straßen und erreichte betäubt meine Stube. Ich vermag das Gefühl, was mich hier niederschmetterte, nicht zu schildern. Ich versetzte mich in den

ruhigen Augenblick zurück, als ich, erfüllt von wissenschaftlichen Betrachtungen, erheitert durch den schönen warmen Tag, in einem stillen Frieden mit mir und der ganzen Welt lebend, den Freund verließ. Nur wenige Stunden waren seitdem verflossen. Es war mir, als läge ein dunkler, nächtlicher Abgrund zwischen dieser nahen Vergangenheit und der Gegenwart, als hätte sich in der kurzen Zeit das Innerste meines ganzen Daseins fratzenhaft umgekehrt; ich beurtheilte jetzt meine Heftigkeit, meinen Zorn sehr hart, ich fand den Offizier völlig gerechtfertigt. Wer bei solcher Gelegenheit sich unter die Masse mischt, gehört ihr zu, sagte ich, und hat alle Ansprüche auf Persönlichkeit verloren. Die Forderung, daß er in mir den Freund — doch eigentlich nur den entfernten Bekannten — hätte erkennen sollen, schien mir lächerlich. Immer wieder von neuem dachte ich mir, wie ich hätte handeln müssen, hätte handeln sollen; ich zwang mich zu der Vorstellung, als wäre ich in der That so vernünftig gewesen; es gab Momente, wo diese Vorstellung, als wäre das Thörichte auch wirklich nicht geschehen, mich vorübergehend beruhigte, aber nur um mich gleich darauf noch viel härter zu

demüthigen. Leider war dieser Auftritt nicht der letzte, den ich in dieser Art erlebt habe. Auf eine so vernichtende Weise aber wie hier, erlebte ich ihn zum ersten Male. Dem Volke, der öffentlichen Stimme gegenüber, wollte ich von jeher würdig erscheinen. Die Hoffnung, meinen öffentlichen Ruf, den ich von jetzt an vernichtet glaubte, wieder herzustellen, hatte ich fast aufgegeben. So schlief ich nun zuletzt, von unruhigen Betrachtungen erschöpft, gegen Morgen ein. Wie es zu geschehen pflegt, der Morgen fand mich ruhiger, die heftigen Uebertreibungen nach entgegengesetzter Richtung waren verschwunden; aber ein stilles Mißbehagen ließ sich nicht verdrängen, ich mußte die Freunde aufsuchen. Gegen Mittag war ich wieder auf Nr. 8, und wie erstaunte ich nun, als meine Freunde mir heftig aufgeregt, offenbar aber nicht mißbilligend, entgegentraten. Das Gerücht meiner That war durch die ganze Stadt gegangen. Einige aus dem Hause hatten mich erkannt, mein Name war von Munde zu Munde gegangen, ich war der Held des Tages geworden — es war natürlich. — Diejenigen, welche den Aufstand veranlaßt hatten, waren sich der Gefahr ihrer Lage sehr wohl bewußt,

und hielten ſich verborgen. So ward ich allein genannt. Nun ſollte ich Alles erzählen, alle Glieder der Familie drängten ſich um mich her, man hatte meine Ankunft mit großer Ungeduld erwartet. Dieſer Empfang vernichtete nun plötzlich alle mein Bedenklichkeiten. Ich hatte erwartet, daß alle meine Freunde mir vorwerfen würden, was ich mir ſelber vorwarf: aber, was alle Welt zu billigen ſchien, glaubte ich nicht mißbilligen zu dürfen, ich war nun völlig heiter, und erzählte. Vor den Gerichtsperſonen war mein Bericht, nachdem ich mich beſonnen hatte, diplomatiſch treu. Hier aber ſtand ich nun freundlich geſinnten Menſchen gegenüber, die meine That als eine Heldenthat betrachteten. Ich erfuhr, daß die öffentliche Stimme ſie eben ſo bezeichnete; ja, was ich gethan hatte, erſchien mir faſt ſelbſt in dem vortheilhaften Lichte der öffentlichen Meinung. Ich blieb im Ganzen zwar der Wahrheit getreu, aber ich erſchien dem Offizier gegenüber trotziger, herausfordernder. Als Profeſſor Bang nach Hauſe zurückkehrte, mußte ich meine Erzählung wiederholen, und war nun völlig beruhigt und zufriedengeſtellt, da ich ſah, daß auch

dieſer beſonnene Mann ſich über die Rolle, die ſein Neffe ſpielte, ſogar zu freuen ſchien.

Um dieſes zu begreifen, muß man die in Kopenhagen herrſchende Stimmung kennen. Man fand allgemein, nach einem langen Frieden, das große ſtehende Heer überflüſſig, ja betrachtete es als eine drückende Laſt für das Land. Dieſer Gegenſtand ward mit der größten Freimüthigkeit eben in dieſer Zeit behandelt. Der Kammerherr von Hennings, Amtmann in Ploen, auch ſonſt als freier politiſcher Schriftſteller bekannt, hatte öffentlich gegen die Größe des ſtehenden Heeres geſchrieben; ſeine Schrift machte ein großes Aufſehen und veranlaßte in Kopenhagen ein Menge Flugſchriften ähnlicher Art. Zwei hohe Offiziere hatten in einem ſehr leidenſchaftlichen Tone, Gegenſchriften abgefaßt. Der Streit ward immer perſönlicher, ja endigte mit einer Herausforderung des einen Offiziers, die nicht angenommen wurde. Das Publikum nahm auf die leidenſchaftlichſte Weiſe Theil an dieſen Streitigkeiten, beſonders war aber damals die Garde verhaßt. Nun hatte ein Garde-Offizier den Degen gezogen, gegen einen Unbewaffneten, am hellen Tage, unter den Augen des Volks, und ward, wie man

glaubte, nach dieſer That nicht arretirt, ſondern beſchützt. Die Erbitterung war allgemein, ein jeder tadelte die Behörde.

Jetzt erſt erfuhr ich den wahren Zuſammenhang der Geſchichte. Als man in dem Poſthauſe den Offizier aufgenommen hatte und der Forderung des unruhigen Volkes, ihn als Arreſtanten nach der Hauptwache zu bringen, nicht Folge leiſten wollte, wurde die Glocke auf der Regenz, die man täglich benutzte, um die Studirenden zum Mittagseſſen zu verſammeln, als Lärmglocke gezogen. Lange und anhaltend ward geläutet, daß alle Studenten, die im Hauſe waren, erſchraken und zuſammenliefen. Mit den Studirenden verband ſich das Volk, beſonders eine Menge Matroſen; die Polizei ward vertrieben, zum Theil mißhandelt, und erſt das Militair verhinderte die ferneren Angriffe. Unruhen dieſer Art waren in Kopenhagen bis jetzt etwas Unbekanntes, und die Behörden betrachteten die ganze Sache, die an und für ſich unbedeutend war, für gefährlicher als ſie wirklich war. Man hatte ſcharfe Patronen an das Militair vertheilt; den Tag darauf durchzogen Patrouillen die Straßen, man ſoll, wird verſichert, ſelbſt die

Artillerie in Thätigkeit geſetzt haben, als befürchtete man einen wirklichen Aufſtand des Volkes. An einen ſolchen aber wurde gar nicht gedacht. Den folgenden Tag trieb ſich zwar eine Menge Menſchen auf den Straßen herum, kleine Gruppen verſammelten ſich, die unſinnigſten Gerüchte verbreiteten ſich, aber die Ruhe wurde nicht mehr geſtört. Man erzählt einen ſeltſamen Auftritt, der eben an dem zweiten Tage, den hypochondriſchen und ſchüchternen Profeſſor Gamborg in keine geringe Verlegenheit ſetzte. Er war der ſogenannte Probſt der Regenz. Zwei Schiffszimmerleute ließen ſich bei ihm melden, und als ſie vor ihn gelaſſen wurden, redeten ſie ihn folgendermaßen an: „Sind Sie nicht der Vormann der Studenten?“ Als er dieſe Benennung nicht entſchieden abzulehnen wagte, fuhren ſie fort: „Wenn die Studenten mit Gewalt ihr Recht fordern wollten, ſo ſtünden ihnen 200 tüchtige Männer zu Gebot.“ Dieſe Schiffszimmerleute waren höchſt entſchloſſene, ja verwegene Menſchen. Bei den Feuersbrünſten grenzte ihr Muth an Tollkühnheit, ihre Waffen waren, für den Kampf in der Nähe, Aexte, und den entfernten Feind griffen ſie mit ſtarken und

ſpitzen eiſernen Hacken an, die an langen Stricken befeſtigt waren und die ſie mit außerordentlichem Geſchick nach einem jeden Punkte zu ſchleudern vermochten. An einen politiſchen Aufſtand dachte nun dieſes Volk gar nicht, aber eine Gelegenheit, die ihnen verhaßten Soldaten anzugreifen, wollten ſie nicht vorübergehen laſſen. Sie erſchraken nicht wenig, als ſie erfuhren, daß Gamborg die Verpflichtung habe, einen Jeden, der an dem Aufſtande Theil nehmen wollte, ſei er Student oder nicht, der Obrigkeit anzuzeigen; daß es ſein Amt ſei, Ruhe und Ordnung unter den Studenten zu erhalten, daß ſie ihn als einen Offizier unter den Studirenden betrachten müſſen, und als er nun anfing, ihnen nicht allein das Gefährliche, ſondern auch Geſetzwidrige ihres Anerbietens ernſthaft vorzuſtellen. Es wurde jetzt eine Unterſuchung eingeleitet. Ich konnte allerdings erwarten, vorgeladen zu werden. Eines Morgens trat ein älterer Student, W., zu mir herein, der ſich als ein ein tüchtiger Philolog auszeichnete. Er hatte gehört, daß ich ſowohl als er vor der Unterſuchungs-Commiſſion erſcheinen ſollte. Ich hatte wenig Umgang mit ihm gehabt, und er mochte vorausſetzen,

daß meine Theilnahme an den Unruhen ſich weiter erſtreckte, als es wirklich der Fall war. Seine Abſicht war nun, mit mir zu überlegen, wie wir unſere Ausſagen in Uebereinſtimmung bringen wollten. Er fing ſchon an, den Hergang zu erzählen, ich unterbrach ihn, verſicherte, daß es meine Abſicht wäre, wenn ich vernommen würde, Alles zu ſagen, was ich wußte; daß ich dieſes glücklicherweiſe jetzt, ohne irgend Jemand zu compromittiren, thun könnte, weil mir der Hergang der Sache durchaus unbekannt wäre; daß mich alſo ſeine Mittheilungen in Verlegenheit ſetzen würden.

Ich will nichts von dieſer Unterſuchung erzählen, ich muß leider geſtehen, daß die allgemeine Billigung meines Verfahrens die tiefe Reue am erſten Tage in Uebermuth verwandelt hatte. Ich habe mich ohne Zweifel vor der Commiſſion nicht ganz ſo betragen, wie ich ſollte; aber wie übermüthig ich auch geweſen ſein mag, ſo vermag ich ſchon deswegen hier nicht einen wahren Bericht zu geben, weil die Art, wie ich antwortete, in der Wiedererzählung wohl eine andere, mehr energiſche und treffende Geſtalt annahm, und weil ich jene Form der Wiedererzählung von der

ursprünglichen meiner Aeußerungen vor der Commiſ=
ſion nicht mehr zu trennen weiß. Ich war der Wahr=
heit durchaus getreu, und erzählte Alles, was ich er=
lebt hatte, auf die unbefangenſte Weiſe. Mehrere
Jahre nachher, als ich von meinen Reiſen nach Dä=
nemark zurückkam, traf ich in einem Gaſthofe in
Siaelland einen Beamten, der damals bei der Unter=
ſuchung als Protokollführer aſſiſtirt hatte. Die Rede
kam, als er meinen Namen hörte, auf jene Bege=
benheit, und er erzählte mit ironiſchem Lächeln, wie
ich durch meine offenherzige Naivität die ganze Un=
terſuchungs = Commiſſion in Staunen verſetzt hätte.
Ich ſtellte ihm zwar vor, daß ein Leugnen von mei=
ner Seite ungereimt geweſen wäre, weil ja einerſeits
der Offizier und die ganze Wache gegen mich zeugen
konnte; und andrerſeits meine leidenſchaftliche An=
klage mit allen Umſtänden auf dem Rathhauſe pro=
tokollirt war. Er blieb aber dabei, daß kein beſon=
nener Menſch ſich benommen hätte, wie ich, und ich
muß leider bekennen, daß dieſe Art von Unklugheit,
die mir hier von einem verſtändigen Manne vorge=
worfen wurde, mir ſo eigenthümlich iſt, daß ich mich
noch auf meine alten Tage, unter ähnlichen Verhält=

niſſen, kaum klüger benommen hätte. Ich hatte einem Freunde einen Auftrag gegeben, den Offizier herauszufordern. Er erzählte mir ſpäter, daß er gezögert habe, die Herausforderung abzugeben. Durch die Commiſſion, die wohl einen ſolchen Fall mehr vorausſetzte, als in Erfahrung gebracht hatte, ward das Duell verhindert. Ich mußte mich mit dem Lieutenant vor der Behörde verſöhnen, und auf mein Ehrenwort verſprechen, daß ich keine weitere Genugthuung fordern wolle.

Der Garde-Offizier, der die Veranlaſſung zu dieſer Unruhe gab, iſt auch ohne allen Zweifel nicht ſo ſchuldig geweſen, wie der Widerwille gegen das Militair ihn darſtellte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Student Miene gemacht, ihn körperlich anzugreifen, und ihn dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt hat, einen Angriff abzuwehren, den er nach den herrſchenden Vorurtheilen ſeines Standes, wenn er nicht als ehrlos betrachtet ſein wollte, unter keiner Bedingung dulden durfte. Wollte man nun, wie billig, den Offizier ſchonen, ſo war man freilich, bei der Lage der Sache, auch genöthigt, ſchonend mit den Studirenden zu verfahren.

Nur W., der mich beſuchte, und ich wurden beſtraft, und mir war es nur ſeltſam, daß ich als Haupträdelsführer in einer Sache erſchien, an der ich gar keinen Theil hatte, ja die mir, als ich die Strafe erfuhr, nur durch unzuverläßige Gerüchte bekannt war. Dieſe Strafe beſtand nun darin, daß wir in dem Examinationsſaale der Univerſität vor den verſammelten Profeſſoren durch den Rektor eine Zurechtweiſung erhalten ſollten. Dieſe Strafe, auf den deutſchen Univerſitäten ſo häufig, erregte ein allgemeines Aufſehen. Eine Disciplinarſtrafe, executirt durch die Univerſität als Strafbehörde, war in Kopenhagen durchaus etwas Ungewöhnliches; es lag ſogar etwas Ausgezeichnetes, die Perſönlichkeit Anerkennendes, in dieſer Art der Beſtrafung, durch welche wir beide ausnahmsweiſe den Polizeigeſetzen entzogen wurden. Als W. und ich uns auf der Univerſität eines Vormittags einfanden, um uns der Strafe zu unterwerfen, ſahen wir im Univerſitätshofe ein dichtes Gedränge von Studirenden. Wir gingen als die Heroen des Tages triumphirend hindurch und traten in den Saal hinein. Man hatte geſucht, den Akt ſo feierlich wie möglich zu machen. Um einen Tiſch

saßen die sämmtlichen Mitglieder des Consistoriums (Concilium) in feierlicher Stille; wir waren Beide bekannt unseres Fleißes und unserer Kenntnisse wegen. Der Rektor hub an: „Wir haben von der Höchsten Behörde den Auftrag erhalten, Ihnen eine Zurechtweisung zu ertheilen; wir bedauern es, daß diese Strafe ausgezeichnete Mitglieder unserer Universität treffen soll, und sind überzeugt, daß Sie ihr Betragen selbst herzlich bereuen.“ Wir schwiegen, verneigten uns, und traten wieder ab. Während diese Zurechtweisung im Saale ertheilt wurde, waren die Studirenden ziemlich laut geworden, einige Professoren wurden unruhig, und als wir auf der Treppe vor dem Eingange erschienen, wurde uns ein lautes Vivat gebracht. So endete diese Sache. Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß ich mit der Rolle, die ich hier gespielt hatte, zufrieden war. In dem Hamburger Correspondenzblatte war die Unruhe in Kopenhagen mit Uebertreibung erzählt worden. Jetzt erschien ein berichtigender Artikel, in welchem die ganze Sache als eine unbedeutendende, als ein Pöbelauflauf durch Studenten veranlaßt, dargestellt und zugleich angezeigt wurde, wie zwei Studirende

als die Haupträdelsführer eine verdiente Zurechtweisung erhalten hätten. Zwar waren wir nicht genannt, aber das bittere Gefühl, daß dieſe Darſtellung die richtige wäre, drückte mich dennoch nieder, ſo ſehr ich es äußerlich zu verbergen ſuchte. Das Gefühl der Reue, welches mich am Abend des Ereigniſſes auf meiner einſamen Stube gepeinigt hatte, gewann die Oberhand, ja es rief eine Anſicht hervor, die mir immer klarer ward, mich immer ernſthafter zu beherrſchen begann. Hing doch dieſes Ereigniß in ſeiner tiefſten Wurzel mit der ganzen Unruhe der Zeit zuſammen. Ich fand mich in den erſten Pöbelaufſtand verflochten, den ich erlebt hatte. Wie unbedeutend er auch ſein mochte, wenn er verglichen wurde mit den Bewegungen, die allenthalben mehr oder weniger Europa beunruhigten, ſo war er doch durch den grellen Gegenſatz gegen die ſtille Ruhe, die bis dahin in meinem Vaterlande geherrſcht hatte, in einen ſehr widerwärtigen Kontraſt getreten. Was ein Aufſtand war, wußte ich nun; das Gemeine, Armſelige eines ſolchen Treibens hatte mich ſelbſt innerlich ergriffen, und es bildete ſich im Stillen eine Anſicht, die den Werth der Ordnung anerkannte, und die abſolute Vornehm-

heit einer festen herrschenden Gewalt einsah. Wie es in der Jugend zu gehen pflegt, dieses Gefühl stumpfte sich allmälig ab, ich mußte aus der Umgebung ganz herausgerissen werden, damit es wiederum Gewalt gewönne und sich zur bleibenden einsichtsvolleren Gesinnung steigerte.

Im Februar 1794, wenige Monate vor meiner Abreise, brannte das Schloß ab. Eine Schilderung des Schloßbrandes in meiner Novelle Walseth und Leith, hat Beifall und Anerkennung gefunden. Ich kann mich auf diese berufen. Hier möchte ich aber den Einfluß dieser Begebenheit auf das Volk im Allgemeinen, auf den Kreis, in welchem ich lebte, darzustellen suchen.

Als die Nachricht von einer Feuersbrunst im Schlosse erst gleichgültig aufgenommen wurde, nachher gegen alle Vermuthung immer gefährlicher lautete, trat eine Bewegung im Volke hervor, welche die grundlose Tiefe der Zuneigung zur königlichen Familie ans Licht brachte. Je heller die Flammen leuchteten, desto wärmer trat die Zuneigung hervor; es war, als wühlte

das hellodernde Feuer ſich in das innerſte Herz des Volkes. Als die königliche Familie, der arme König ſelbſt, der Kronprinz und ſeine Gemahlin mit ihm, das brennende Schloß verließen, um in der Wohnung eines Unterthanen ein Obdach zu finden, brach die Theilnahme des ſonſt ſo ruhigen Volkes leidenſchaftlich und gewaltſam hervor. Wie ganz anders erſchien mir, wie viel ſchöner das jetzt tiefbewegte Volk, als damals, da eine armſelige Streitigkeit unbeſonnener Jünglinge es auf eine widerwärtige Weiſe aufregte. Jetzt war nichts, was mich von dem bewegten Strome der Menſchen abſtieß, es war das Heiligſte, Beſte in mir, welches mich mit ihm verband und fortwälzte; ich fühlte mich gehoben, indem ich der innerlich gereinigten Maſſe, dem tiefen Gemüthe des Volkes zugehörte; und als das ganze Schloß von dem Brande ergriffen war, als das ungeheure Flammenmeer aus allen Fenſtern aufſchlug, als der brennende Thurm in die Flammen hineinſtürzte, war es mir, als leuchtete der furchtbare Brand einem neuen Tage, einem neuen Daſein. Es war die erſte tiefe Erſchütterung des lange ſchlummernden Volkes. Es war der Anfang einer Epoche in der Geſchichte eines

Landes, die immer verhängnißvoller, immer unheilsschwangerer ward. Ja in der That, diese Flammen leuchteten weissagend in eine tragische Zeit hinein. Ich hatte die ganze Nacht hindurch auf der Feuerstätte zugebracht, war nicht ohne Gefahr in den Schloßhof hineingedrungen, hatte einen großen Theil dessen gesehen, was ich in der angeführten Novelle erzählte, hatte gearbeitet, gerettet, und als gegen Morgen die Ruinen des brennenden Schlosses zusammenstürzten, als die früher hoch in die Luft steigenden Flammen, sich in den Rauch der noch brennenden Trümmer zu verbergen anfingen, eilte ich betäubt, erschöpft, ermüdet nach meiner stillen Wohnung und verfiel in einen tiefen Schlaf. In der That wird ein jeder Einwohner in Kopenhagen, als er aus der tiefen Bewegung in der Nacht, aus dem tiefen Schlaf der Ermüdung, den Tag darauf erwachend, sich besann, wie ich, geglaubt haben, daß ihn ein wilder Traum, der ihm das Unglaublichste, das Seltsamste phantastisch vorführte, geängstigt habe, und wenn er nun erkannte, daß das, was ihm ein ängstlicher Traum erschien, ein wirklich Erlebtes war, dann mußte er sich auch gestehen, daß er sich, wie

umgewandelt fühlte; und er nicht allein, sondern alle Einwohner der Stadt mit ihm. Alle Menschen erschienen mir, als wären sie durch das Feuer geläutert.

Es dauerte lange, ehe die gewöhnliche Ordnung der Dinge wieder einkehrte, bevor die Menschen sich in ihren gewöhnlichen kleinlichen Gesinnungen und selbstsüchtigen Bestrebungen wieder einnisteten und zurechtfanden. Die Einwohner mußten gestehen, daß ein so unerwartetes Ereigniß für sie alle eine große Bedeutung hatte. Die Gerüchte von einer Menge seltsamer Ereignisse, die in der unglücklichen Nacht stattgefunden hätten, häuften sich noch wochenlang. Ein großer Theil der Jugend erzählte Wunderdinge, die ihm begegnet wären, und so lange diese Aufregung dauerte, blieb auch noch der liebliche Hauch einer allgemeinen Theilnahme, über den Einwohnern schweben.

Einige Tage nach dem Brande ward in Rahbeks Zuschauer ein Ereigniß erzählt und commentirt, welches Aufsehen und Unwillen hervorrief. Man habe, während das Schloß in vollem Brande stand, während Grauen und Entsetzen alle Menschen bewegte,

einen Engländer gesehen, eine hohe Gestalt, in einen weiten Mantel eingehüllt. Dieser habe, zu seinem Glück in der fremden Sprache, aber laut genug, um von einigen Nahestehenden gehört und verstanden zu werden, sich folgendermaßen geäußert: „Hätte die thörichte Regierung die Hälfte der Summe, die in dieser Nacht verloren gegangen ist, zur Ausrüstung der Flotte gegen die Franzosen gebraucht, es stünde besser mit dem Lande, wie mit der europäischen Sache, und der Verlust dieser Nacht wäre schnell gedeckt." Allerdings flüsterte man sich in die Ohren, daß diese Person eine nicht unbekannte wäre; dennoch blieb die Vermuthung schwankend, als man zum Erstaunen Aller vernahm, daß der damalige englische Gesandte in Kopenhagen mit einer Klage über den Verfasser dieses Aufsatzes sich bitter an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Bernstorf gewandt, und nach der lauten und hochmüthigen Art seines Volkes strenge Genugthuung gefordert habe.

Graf Bernstorf nahm diese Sache klug und vorsichtig auf: es wurde eine Commission von Gerichtspersonen verordnet, und Rahbek mußte sich vor dieser stellen. Sie versammelte sich bei offenen Thüren,

in einem großen Saale. So ungewöhnlich wie die Klage, war auch dieses Verfahren. Viele von Rahbeks Freunden glaubten ihn in großer Gefahr, viele meinten, eine Klage, die einen Bruch mit den Engländern herbeiführen, auf jeden Fall unangenehme diplomatische Verwickelungen hervorrufen könne, fordere eine schonungslose Behandlung und große Strenge. Mehr oder weniger befürchteten wir es Alle, und verlebten die Tage, bis die Commission sich versammelte, in großer Spannung.

Es war ein Winterabend, der große Saal, der einige hundert Menschen faßte, war gedrängt voll; ich hatte mich mit mehreren Freunden Rahbeks frühzeitig eingefunden, die Inquisitoren kamen und nahmen ihren Platz an dem, dem Eingange entgegengesetzten Ende des langen Saales. Auch Rahbek trat herein und setzte sich zu ihnen. Die Untersuchung fing an, nahm aber gleich eine Wendung, die eine jede Furcht von unserer Seite verscheuchte. Ich hatte Rahbek in den letzten Tagen nicht gesehen, er aber war vollkommen unbefangen; die Gerichtspersonen, welche die Untersuchung leiteten, waren, wie die meisten angesehenen Beamten in Kopenhagen, seine Freunde und

Duzbrüder. Die ganze Verhandlung sah mehr einem freundschaftlichen Gespräch, als einer gerichtlichen Untersuchung ähnlich. Rahbek trieb sein gewöhnliches Geschäft; während eines ruhigen Gesprächs schnitt er seinen Inquisitoren die Federn, hielt diese dicht vor die kurzsichtigen Augen und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Spitze, indem er die an ihn gestellten Fragen ruhig und ohne alle Aufregung beantwortete. Er nahm die Verantwortung des Aufsatzes ganz auf sich und fragte, wenn er geantwortet hatte, das Mitglied der Kommission, welches sie ihm stellte: „Meinst Du, Freund, daß die Antwort in der Form, wie ich sie gegeben habe, protokollirt werden kann, oder nicht?" Eine freundschaftliche Berathung bestimmte diese Form, und so ging die Verhandlung ruhig fort. Rahbek suchte zuerst darzuthun, daß von ihm nicht gefordert werden könne, vor Gericht deutlicher die Person zu bezeichnen, die er etwa gemeint habe, da diese in seinem Aufsatze nur unklar angedeutet sei, und er sie offenbar dem Publikum gegenüber, nicht deutlicher habe bezeichnen wollen; vielmehr könne er mit Recht von dem Gesandten fordern, daß er einen Grund für seine Anklage angeben

ſolle, der offenbar in der unbeſtimmten Art der Abfaſſung ſeines Berichtes nicht aufzufinden ſei. Indem ich die Verhandlung mit Aufmerkſamkeit verfolgte, ſchien es mir, als wenn der Gang derſelben das Reſultat einer früheren Ueberlegung wäre. Man wollte es zuerſt ausſprechen, daß, den Rechten nach, dieſe Forderung eine unbillige genannt werden müſſe, daß man aber aus Rückſicht gegen den Geſandten einer fremden Macht weiter gehen wolle, als mit Billigkeit gefordert werden könnte. Rahbek erklärte alſo, daß er den Geſandten nicht gemeint habe, und damit war die Unterſuchung zu Ende.

Dieſe Ruhe der Verhandlung, dieſes Ende, das zu gar keinem Reſultate führte, dieſe wunderbare Oeffentlichkeit eines kaum vernehmbaren freundſchaftlichen Geſpräches, dieſer unbedeutende Schluß eines Ereigniſſes, welches uns mehrere Tage hindurch in die höchſte Spannung verſetzt hatte, erſchien mir faſt lächerlich. Die Volksmenge drängte ſich ſtill aus dem Saal hinaus; auch während der ganzen Zeit ward die Ruhe nicht geſtört. Von jetzt an war von dieſer Sache nicht mehr die Rede. Einige exaltirte Jünglinge meinten zwar, daß Rahbek ſich ſchwach gezeigt,

daß er die Erklärung nicht habe abgeben ſollen; Rahbek aber glaubte um ſo mehr berechtigt zu ſein, eine Erklärung dieſer Art, die eine Verwikkelung mit einem fremden Hofe auf einmal beendigte, geben zu müſſen, da er den Geſandten wirklich nicht gemeint hatte. Auch ſein Berichterſtatter habe, wenn auch unbeſtimmt, einen andern Engländer angedeutet, obgleich man nicht leugnen könne, daß durch das Betragen des Geſandten der Verdacht in ihm aufgeſtiegen ſei, daß die Aeußerung, die Jedermann empörte, wirklich von ihm herrühre. Als er den Aufſatz drucken ließ, habe er ſo wenig als ſein Berichterſtatter daran gedacht. Offenbar aber hatte der Geſandte ſich compromittirt. Mir erſchien ſpäter dieſes längſt vergeſſene Ereigniß als ein Vorbote der beiden, in den Jahrbüchern der Geſchichte mit ſtrengem Tadel verzeichneten Ueberfälle der Engländer auf Kopenhagen zu ſein.

Dieſes Ereigniß iſt das letzte von einiger Bedeutung, welches vor meiner Abreiſe aus Kopenhagen, die ſchon als der Anfang einer Trennung von meinem Vaterlande betrachtet werden kann, ſtattgefunden hat.

Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß ich mitten in der Lust des Lebens die Vorstellung, daß mir ein früher Tod bevorstehe, nicht zu verdrängen vermochte. Obgleich ich sorgenlos und zuversichtlich in die Zukunft hineinblickte, und immer voll der kühnsten Hoffnungen war, suchte ich doch nie dem Gedanken an den Tod ängstlich zu entrinnen. Wenn irgend einer meiner Freunde gefährlich erkrankte, brachte ich gern die freien Stunden, wenn die Gefahr zu augenscheinlich war, auch die Nächte, an seinem Krankenbette zu; aber Keiner von diesen ist damals gestorben, wenngleich Einige schon fast aufgegeben waren.

Aber auf eine andere Weise sollte der Ernst des Lebens mir nahe gerückt werden. War es die reflectionslose Zuversicht, mit welcher ich die Gegenwart genoß, oder war es mein stets aufgeregtes und theilnehmendes Gemüth, welches hypochondrische und in sich hineingrübelnde Menschen zu mir hinzog, ich weiß

es nicht. Mein ganzes, eben nicht kurzes Leben hindurch habe ich aber an der Seelenqual anderer Menschen in vollem Maaße Theil nehmen müssen. Obgleich man mich selten in meiner Jugend zu Rathe zog, wenn zweifelhafte Ereigniſſe eine Ueberlegung forderten, ſo waren trübſelige Menſchen nur zu geneigt, mich zur Theilnahme an ihren inneren Qualen aufzufordern. Menſchen, die alle Geſellſchaft flohen, die gegen die Meiſten vollkommen verſchloſſen waren, haben ſich oft mit einem ſeltenen Vertrauen an mich gewandt. So verſchloſſen und ſchweigend ſolche Menſchen gegen ihre Umgebung ſich zu zeigen pflegen, ſo geſprächig werden ſie, ſo ausführlich wird ihre Darſtellung, wo ſie einmal Vertrauen gefaßt haben und nicht abgewieſen werden. Die meiſten Menſchen entgehen wohl ſolchen Mittheilungen, indem ſie auf die klarſte Weiſe den trübe geſtimmten Menſchen zeigen, daß ſie ihnen unangenehm, wenigſtens unbequem ſind. War es das Uebermaaß der Luſt und Freude an der Gegenwart, die mich dazu trieb, einen Stachel zu ſuchen, indem ich die fremde Qual willig auf mich lud? Zwei junge Männer, die mir werth und theuer geworden ſind, will ich hier er-

wähnen, sie haben Anlaß zur Darstellung zweier Eigenthümlichkeiten in meinen Novellen gegeben.

Der Eine, E. H., fiel mir freilich niemals mit Klagen beschwerlich, er war ein überaus liebenswürdiger junger Mann, der nie von sich selbst sprach, obgleich man ihn als einen bedeutenden jungen Mann betrachtete. Ich habe nie die stille Anmuth sich freundlicher darstellen sehen. Er war einer Hingebung für Andere auf eine Weise fähig, die einen jeden Menschen innerlich ergreifen mußte. Zu mir hatte er eine Zuneigung gefaßt, an die ich nie ohne Rührung denken kann. Wenn mir irgend etwas Angenehmes begegnete, irgend eine Auszeichnung zu Theil ward, war seine Freude so ungeheuchelt, seine lebhafte Theilnahme so unverstellt, daß ein Jeder glauben mußte, es wäre ihm irgend ein großes Glück begegnet. Oft ward mir ein solches angenehmes Ereigniß, welches ich vielleicht bei der Einbildung, die ich von mir selber hatte, leichtsinnig als Etwas, was sich von sich selbst versteht, hingenommen hatte, erst durch ihn, durch seine Freude daran, als ein bedeutendes und folgenreiches klar. Wenn mir ein Aufsatz gelungen war, wenn eine Ansicht die ich aussprach, ihm neu schien, war die Freude, die er

dann empfand, groß, ja grenzenlos. Dabei ſtellte er ſich ſelbſt immer in den Hintergrund. Als ich von meinen Reiſen nach Dänemark zurück kam, und meine Vorträge dort großes Aufſehen machten, war es, als lebte er nach einigen trüben Jahren wieder auf. Ich ſah ihn vor ſechzehn Jahren zum letzten Mal bei meinem Beſuch in Kopenhagen, und die unverdiente Art, mit welcher ich dort von den ausgezeichnetſten Männern aufgenommen wurde, beglückte ihn eben ſo ſehr als mich ſelber. Man wird ſagen, daß es nur zu natürlich iſt, daß ein eitler junger Mann an einer ſolchen Hingebung Gefallen findet. Aber in der That, es war etwas Beſſeres, Tieferes, was mich zu ihm hinzog.

Ein trüber, obgleich milder Ernſt herrſchte in allen ſeinen Zügen. Ich erinnere mich nie, ihn eigentlich luſtig oder übermüthig geſehen zu haben; ſelbſt die innigſte Freude vermochte die ernſte Ruhe nicht zu ſtören. Obgleich er nicht eigentlich produktiv war, beſaß er doch, beſonders in ſeinem Fache, gründliche Kenntniſſe, und die Zuneigung zu mir ſchien ſein Verſtändniß auch für die Speculation, mit welcher er ſich bis dahin gar nicht beſchäftigt hatte, als

ich meine philoſophiſchen Vorträge ſpäter hielt, auf eine merkwürdige Weiſe aufzuſchließen. Er hatte als Manuductör in ſeinem Fache mehreren Kandidaten Unterricht gegeben, die in der Amtsprüfung ſehr gut beſtanden, dennoch konnte er ſich ſelbſt niemals entſchließen, ſich dieſer Prüfung zu unterwerfen. Er war allgemein geachtet und geliebt. Zartere Verhältniſſe forderten ſeine Anſtellung; die Ausſicht, eine gute Predigerſtelle zu erhalten, ſo wie er nur die Prüfung überſtanden hatte, ſchwebten vor ihm, aber eine nie zu überwindende Angſt überfiel ihn, wenn er nur daran dachte. So vergingen Jahre, er ward älter, mehrere Male ſchon wurden die Stellen, die er zu erhalten Hoffnung hatte, beſetzt, weil er zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Seine Freunde, die ſeine Kenntniſſe kannten, in Uebereinkunft mit den Examinatoren, die ihn ſchützten, machten den Verſuch, ihn zu zwingen. An der Tafel der Univerſität erſchien ſein Name unter den Kandidaten, die ſich der Amtsprüfung unterwerfen wollten, mit mehreren, die er unterrichtet hatte. Man konnte alſo überzeugt ſein, daß er den Anſchlag leſen würde. Als ihm nun dieſe Unternehmung ſeiner Freunde bekannt ward, kam er

voller Angſt zu ihnen, und beſchwur ſie, den Anſchlag wieder abzunehmen. Er war in einem ſo aufgeregten und unglücklichen Zuſtande, daß man ſeinen Wunſch zu erfüllen genöthigt war. Durch die Gunſt des damaligen Erbprinzen erhielt er eine kleine Stelle, die hinreichend war, ſeine beſcheidenen Bedürfniſſe zu befriedigen, gab alle ferneren Ausſichten auf, und ſtarb vor einigen Jahren, allgemein bedauert. Ich hatte ihn in Borups Geſellſchaft kennen gelernt, er ſpielte hier die ſentimentalen Liebhaber-Rollen, wie ſein Bruder, mit ausgezeichnetem Glück. Man iſt ſelten geneigt, anzuerkennen, wie viel man der ſtillen Zuneigung ſolcher paſſiven Naturen verdankt. Der Stolz erlaubt uns nicht, zuzugeben, daß ſie uns als Stütze dienen, obgleich ſie ſich ſelbſt nicht aufrecht zu erhalten vermögen. Wohl habe ich die Liebe dieſes Freundes mit der herzlichſten Zuneigung vergolten, aber erſt nach meiner Zurückkunft in mein Vaterland, als ich mich ſowohl durch Beifall als durch Widerſtand mehr geängſtigt denn gefördert ſah, ward es mir klar, welch eine bedeutende Stütze ich an der ſtillen unbemerkten Theilnahme meines Freundes beſaß. Wenn ich mich mit ihm über die Gegenſtände meiner Vorträge un-

terhielt, wenn er voll Freude war, wo es ihm gelang, die Bedeutung und die fruchtbare Folge einer Ansicht sich völlig anzueignen, so fehlte ihm selten eine treffende Aeußerung, die mir das Selbstgedachte heller, klarer und umfassender, für die Darstellung wenigstens, wieder zurückgab. Durch ihn zuerst lernte ich jene Vortheile schätzen, die wir geistreichen Zuhörern zu verdanken haben, und die uns die öffentlichen Kritiker so selten gewähren. An diesen Freund dachte ich, als ich in der Novelle Malcolm den Charakter des Halling darzustellen suchte.

Aber ein anderer Freund sollte mich schmerzhafter berühren. Man behauptet, daß die Einwohner der Insel Bornholm oft zu einer tiefen finstern Schwermuth geneigt sind. Ich kenne zu wenige, um diese Behauptung bestätigen oder widerlegen zu können. Wäre sie wahr, so möchte man wohl geneigt sein, den Grund eines solchen Trübsinnes in der isolirten Stellung solcher Bewohner kleiner Inseln zu suchen. Das Land selbst, von Urgebirgen durchzogen, mir unbekannt, mag, von den größeren Ländern entfernt, ein trübes Ansehen haben, und in ernsthaften, tief bewegten Gemüthern kann dann wohl die Sehnsucht, die in

den mannigfaltigeren Verhältniſſen Gegenſtände belebender Hoffnungen ſucht und findet, hier in der beſchränkten Umgebung und in der ſchrankenloſen Unbeſtimmtheit einen finſtern Anſtrich erhalten. Schon während meiner Schulzeit in Roeskilde fand ein erſchütternder Selbſtmord ſtatt. Ein Schüler, aus Bornholm gebürtig, hatte ſich einen jener rohen Anfälle gegen einen Schüler jüdiſcher Herkunft erlaubt, die nur zu häufig ſind. Die Sache war öffentlich geworden; der Vater, ein reicher Banquier in Kopenhagen, forderte ſtrenge Genugthuung. Der Hauptprediger, der den Auftrag erhielt, dieſe zu veranlaſſen, ließ den nicht ganz jungen Schüler zu ſich kommen. Seine Abſicht war, eine ernſthafte Reue hervorzurufen, und er hielt es daher für angemeſſen, ihm die That als eine ſolche vorzuſtellen, die für ihn die ernſthafteſten, ja gefährlichſten Folgen haben könnte. Er hatte Grund, dieſe Unvorſichtigkeit zu bereuen. Der Schüler war verſchwunden. Man fand ein Schreiben von ihm, in welchem er einen Brunnen bezeichnete. In dieſen, ſchrieb er, habe ich mich hineingeſtürzt, die Unterredung mit dem Prediger hat mich zur Verzweiflung gebracht. Die Leiche ward an der bezeichneten

Stelle gefunden. Ich sah sie, und dieses Ereigniß mußte einen um so tiefern Eindruck auf mich machen, als es der erste Selbstmord war, den ich in meiner Nähe erlebt hatte. So oft ich nun auch später diese schauderhafte That in allen Formen, unter den verschiedensten Verhältnissen erlebte, so ist doch dieser erste Eindruck mir geblieben, und ich muß bekennen, daß ich etwas physisch Widerwärtiges, welches mich, als ich die erste Leiche eines Selbstmörders sah, überwältigte, auch später, selbst da, wo meine Theilnahme aufs tiefste angeregt wurde, nie ganz zu überwinden vermochte. Einem lebenslustigen Knaben erscheint der Selbstmord in seiner völligen Unbegreiflichkeit nothwendig als das nächtlich Finsterste, was er erleben kann, ja als eine dunkle Geistererscheinung, als etwas Gespensterhaftes, welches die Wurzel seines eigensten innersten Daseins zu verletzen droht.

N. erschien, schon wenn man ihn sah, als ein Gemüthskranker. Ueber seinen großen blauen Augen ruhte ein Schleier; der trübe Blick schien einen geheimen Zauber auszuüben, alle seine Gesichtszüge sprachen eine innere Angst aus. Es war keine eigentliche Spannung, vielmehr herrschte eine verzweif-

lungsvolle Ruhe, ein so grauenhaftes inneres Nachsinnen in den Zügen vor, daß man sich nicht selten entsetzte, wenn man ihn erblickte. Sein Gang war unsicher; wenn man ihm begegnete, starrte er vor sich hin, als bemerke er nichts von Allem, was um ihn her vorging; in seiner Gestalt entdeckte man etwas Erschlaffendes. Er lebte fortdauernd in trüber Einsamkeit, und suchte allem Umgange zu entfliehen. Wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe, erinnere ich mich durchaus nicht, selbst auf seinen Namen weiß ich mich jetzt nicht zu besinnen, obgleich seine Gestalt und was ich mit ihm erlebte, mir höchst klar und deutlich vorschwebt. Er war keinem von meinen übrigen Freunden bekannt und mein Umgang mit ihm fand in den letzten Monaten meines Aufenthalts in Kopenhagen statt. Ich habe ihn nie in seiner Wohnung besucht, aber oft und zuletzt fast täglich, sah ich ihn bei mir. Die seltsamsten Gespräche fanden dann unter uns statt. Er war ein merkwürdig selbst denkender und origineller Mensch, mehrere Jahre älter als ich. Er hatte sich mit voller Liebe auf das Studium der Geschichte geworfen, und diejenigen ursprünglichen Erscheinungen, welche die dunkle Grundlage der

Geſchichte bilden, diejenigen geſchichtlichen Ereigniſſe, die einen vorzüglichen allſeitigen Einfluß auf die Bildung des Geſchlechts ausgeübt haben, waren überwiegend die Gegenſtände ſeines faſt krankhaft unwillkürlichen Nachſinnens. So grübelte er fortdauernd über den Urſprung der Sprachen, über die Entſtehung der Raſſen, über die Bedeutung der Mythologien und des geſchichtlichen Chriſtenthums, über den Einfluß der Völkerwanderungen, der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunſt, der Reformation, auf die Bildung der Völker. Die abſtracte Betrachtungsweiſe der Geſchichte war noch nicht herrſchend geworden; nur wenige Schriftſteller beſchäftigten ſich mit ſolchen ſchwierigen, tief greifenden Unterſuchungen, und ſelbſt der Muth, ſolche Gegenſtände der Betrachtung zu wählen, war hinreichend, um dem Verfaſſer ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen. Am wenigſten war der Unſinn eingeriſſen, Unterſuchungen der Art in den Schulen als Gegenſtände der Knabenaufſätze zu wählen. Einen mir bis dahin völlig unbekannten Schriftſteller hörte ich nun zum erſten Mal erwähnen. Herders „Ideen zu einer Geſchichte der Menſchheit" erſchien ihm unter allen Schriften der neueſten Zeit als

eine der bedeutendsten. Nur die mannigfaltigen eigenen Beschäftigungen, die literarischen, die Studien, die für meine Reise nothwendig waren, die mancherlei Aufgaben, die mich beunruhigten, verhinderten mich damals, mich ernsthaft mit Herder zu beschäftigen. Die Ideen dieses Schriftstellers, obgleich durch ihn angeregt, verfolgte er auf seine ganz eigene Weise. Manches war mir dunkel, manches schwebt mir in der Erinnerung als echt speculativ vor. Das Meiste wurde hin und her in Gesprächen verhandelt, einige Gegenstände wurden schriftlich ausgeführt, und er las mir dann seine Aufsätze vor. Eine Abhandlung über die Erfindung des Schießpulvers erschien, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, in Rahbek's und Pram's Minerva. So viel war mir jedesmal klar, dieser Freund führte mich nach einer Region hin, die derjenigen, in welcher meine übrigen Freunde sich bewegten, völlig fremd, der geheimen Welt aber, die mich beunruhigte und mir so vielen Genuß verschaffte, nahe verwandt war. Es ist unzweifelhaft, daß er vielen Einfluß hatte auf die Art, wie ich die oben erwähnte Preisfrage auffaßte und zu beantworten suchte.

Doch diese wissenschaftlichen Gegenstände beschäf-

tigten uns nicht ausschließlich. Sein innerer Zustand, die Gemüthskämpfe, die sein ganzes Dasein erschütterten, waren es vorzüglich, die den Inhalt unserer Gespräche ausmachten. Er besaß eine furchtbare Beredsamkeit, wenn er seine eigenen Qualen zu schildern anfing. Offenbar erlebte er sie, während er sie darstellte. Die entsetzliche Krankheit und der Bericht von dieser fielen zusammen. Er zog mich dann gewaltsam in die inneren Kämpfe hinein, die er erlebte, indem er sie besprach. Es lag für mich ein grauenhafter unwiderstehlicher Reiz in diesen Mittheilungen. Ich lebte, so lange dieser Umgang stattfand, ein doppeltes Leben. Das eine war völlig von dem andern getrennt, sie vermochten sich nicht wechselseitig zu fassen. Wenn N. nicht bei mir war, wenn ich unter meinen übrigen Freunden, ergriffen von der Gegenwart, ihren Sorgen und Genüssen, vertieft in meine eigenen Studien, ganz nach meiner Art lebte, dann war mir die finstere Welt, die er heraufbeschworen hatte, völlig fremd; ich begriff sie nicht und sie übte keine Gewalt über mich aus; nur eine dunkle Erinnerung, wie von etwas Grauenhaftem, schwebte im Hintergrunde meines Bewußtseins.

Wenn aber die trüben Augen mir gegenüber waren, wenn die Kämpfe der Verzweiflung aus diesen herausblickten, und das Entsetzen aus seiner Rede mich ansprach, da war es mir oft, als wäre mein ganzes Treiben ein nichtiges, meine Zuversicht und meine Hoffnung ein Wahn, als verlösche die Sonne meines Daseins, als erblaßten alle Farben des Lebens, als verwandelten sich die heitersten Melodien in ein unwillkürliches Schmerzgeschrei. Es lag oft etwas Entsetzliches in seinem Anblick. „Ich bin, sagte er, nicht selten genöthigt, eine Gotteslästerung auszusprechen, und dann ergreift mich ein entsetzlicher Schauder vor mir selber, wenn ich es gethan habe. Es ist mir, als hätte ich die furchtbarsten Verbrechen begangen, als hätte ich Vater und Mutter ermordet. Selbst wenn ich Briefe von ihnen in der Hand halte, in welchen sie sich, da sie meine Qual kennen, mit ängstlicher Sorgfalt nach meiner Gesundheit erkundigen, kann ich diese Briefe für eine Täuschung, für ein Blendwerk ansehen, und mein kranker Wahn erscheint mir als die gräßliche Wirklichkeit.“

Gespräche der Art versetzten mich jedesmal selbst in eine höchst aufgeregte Stimmung; es war mir

dann, als wäre ich von einem düſtern Traume ergriffen, aus welchem ich mich vergebens herauszuarbeiten ſtrebte. Aber auch ich fand meine Sprache geſteigert, ich konnte mich in die düſteren Vorſtellungen des Unglücklichen ſelbſt hineinwühlen; es war als wenn eine dunkle, tief ſchlummernde Ahnung an ähnliche Zuſtände erinnerte, die auch mein Innerſtes erſchütterten, an verborgene Gedanken, die bis dahin nicht laut geworden waren, weil ihnen die Sprache fehlte. Jetzt aber hatten ſie dieſe gefunden, und ich ſprach aus, ja ſtellte ausführlich dar, was in der gewöhnlichen Stimmung mir ſelbſt unbegreiflich war. Ein Inſtinkt indeſſen ſchien uns Beide zu leiten, und eben wenn das Geſpräch die dunkelſte Farbe trug und an die Verzweiflung grenzte, fing es allmälig an, ſich von den bloß perſönlichen Verhältniſſen loszureißen und eine allgemeine Richtung zu nehmen. Freilich trugen dann die geſchichtlichen Gegenſtände, die allgemein menſchlichen, die wir behandelten, noch immer ein trübes Gepräge; aber dennoch lag eine verſöhnende Anſicht im Hintergrunde, es leuchtete, wenn auch mit Zweifeln kämpfend, ein Göttliches, alle verwirrende Erſcheinungen Vermitteln-

des hindurch, wenn dieses auch nicht mit religiöser Zuversicht sich auszusprechen wagte.

Ich hatte einmal — es waren seitdem mehrere Jahre verschwunden — Gelegenheit, mich nach diesem, damals so unglücklichen Freunde zu erkundigen, und hörte mit Ueberraschung, daß er zwar später noch immer trübe und ernsthaft war, aber die unglückliche Epoche, wie es schien, völlig überwunden hatte. Er erschien oft in Gesellschaft heiter, hatte ein bedeutendes Amt erhalten und verwaltete dieses mit großer Ordnung und Liebe. Ob er noch lebt, oder todt ist, weiß ich nicht. Man wird, wenn man dieses lies't, an Walseth denken.

Es war seltsam, wie diese nächtliche Seite meines Daseins eben in Thätigkeit gesetzt wurde, in einer Zeit, die mich auch sonst von außen her auf die mannigfachste und verworrenste Weise bewegte, denn in wenigen Wochen sollte ich Kopenhagen verlassen. Indem solche trübe Ansichten mich, wenn auch nur vorübergehend, beschäftigten, verbanden sie sich mit dem Bewußtsein, daß ich nun alle Fäden der Gewohnheit zerreißen sollte, wie mit der bedenklichen Lage, unter welcher dieses geschah. Zwar

ſcheint eine kurze, nur halbjährige Reiſe nach Norwegen unbedeutend und nichts zu enthalten, was einem jungen, von Natur heiteren und zuverſichtlichen Manne bedenklich ſein könnte; aber mancherlei Verhältniſſe traten hervor, die wohl geeignet waren, die heitere Stimmung, die eine Reiſe bei der Jugend faſt immer hervorruft, zu trüben.

Zuerſt, und dieſes war nicht das Geringſte, was mir drohte, meine finanzielle Lage. Die kleine Summe, welche ich von der Geſellſchaft erhielt, ward durch Schulden, die vor meiner Abreiſe nothwendig bezahlt werden mußten, auf eine höchſt bedenkliche Weiſe verkürzt, und ich wagte es nicht meinen Freunden zu geſtehen, unter welchen, in dieſer Rückſicht trüben Verhältniſſen, ich eine Reiſe von bedeutend mehr als 100 Meilen antrat. Eine ideale Anſicht mag die Geldnoth ſo gering ſchätzen wie ſie will, ſo bleibt es doch gewiß, daß die Unſicherheit des Daſeins, die aus dieſer entſpringt, ſehr tief in das Gemüth hineinwühlt und eine geheime Gewalt über die ganze Anſicht des Lebens ausübt, ſelbſt bei den leichtſinnigſten Menſchen.

Nun aber war dieſe Reiſe die erſte, die mich

aus allen bisherigen Verhältnissen losriß. Die Insel, auf welcher ich lebte, war mir selbst größtentheils unbekannt; ich hatte Kopenhagen nur verlassen, um nach Odsherred, von Verwandten zu Verwandten zu reisen. Zwar lagen die norwegischen Gebirge, als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht vor mir, aber in weiter Ferne, grenzenlos und unbestimmt; und eine geheime Angst bemächtigte sich meiner, indem nun die Erfüllung lange gehegter Hoffnungen nahe war.

Obgleich eine Menge von Geschäften sich mir in der letzten Zeit meines Aufenthalts aufdrängte, so suchte ich doch eine jede Gelegenheit auf, um meine Zeit in stiller Einsamkeit zuzubringen. Diese nun wurde, so schien es mir, durch C. H. und den trüben N. nicht gestört. Beide gehörten der einsamen Welt an, die neben der mannigfaltig bewegten äußeren in den letzten Jahren fortdauernd herging und mir als mein innerstes Geheimniß winkte. Mit C. H. theilte ich die Trauer über die Trennung, und der düstere N. saß oft brütend auf meiner stillen Kammer, wenn ich erschöpft vom Herumlaufen hineintrat.

Aber auch sonst besuchte ich, wenn die Zeit es

nur erlaubte, alle Gegenden, die mir lieb waren. Ich lief Meilen weit, und die ganze Gewalt der stillen Genüsse, die mir seit meiner frühen Jugend zu Theil geworden waren, ergriffen mich. Zu den angenehmsten Gängen gehörten diejenigen, die mich an Helsingör erinnerten. Wenn ich eine freie Stunde gewinnen konnte, trieb ich mich gern auf der Zollbude herum, zwischen den Packhäusern, blickte in das Gewühl der Schiffe hinein, und die heitere Erinnerung, die sich an diese Gänge knüpfte, war mir um desto theurer, je seltener ich sie genießen konnte. Ein paar Mal gelang es mir, erschöpft und einsam, nach diesen Gegenden hinzukommen, und die Geschäftigkeit um mich her schien mir mehr als alles Andere, erheiternd und stärkend zu sein.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Richtung meines Lebens in Kopenhagen erwähnen, die mich, obgleich heiterer Art, von meinen Freunden trennte, und sich durchaus in der Einsamkeit ausbildete. So wie ich mir selbst überlassen war, trat meine Neigung zum Seeleben, von frühester Kindheit an in Helsingör genährt, heftig hervor. Das Meerwasser zog mich an; ganz war diese Neigung nie unter-

drückt. Mein Vater liebte auch in Kopenhagen das Baden. Eine sehr lange hölzerne Brücke (**Langebroe**) verbindet in einer einsamen und entfernten Gegend die größere Stadt mit dem Theile derselben, der auf der Insel Amager liegt. Hier an dem Ufer der Insel waren schwimmende Badehäuser errichtet, die von uns fleißig besucht wurden. Wir warfen uns von diesen in das freie Meerwasser, das Schwimmen nicht zu verlernen. In den warmen Sommertagen wurde diese Uebung oft fortgesetzt. Später war mir das Baden und Schwimmen zur Gewohnheit geworden, und ich genoß es jederzeit, durchaus von meinen Freunden getrennt. Kopenhagen liegt am Ufer der Ostsee; es ist aber merkwürdig, wie wenig die Einwohner von Kopenhagen sich die Belustigungen verschaffen, die das nahe Meer darbieten kann; wenigstens zu meiner Zeit und in den Kreisen, in welchen ich da lebte, fiel es Keinem ein, das Meer auf eine andere Weise zu genießen, als durch den sichern Anblick vom Ufer aus. Oft ward ich an den auffallenden Unterschied zwischen verschiedenen Menschenrassen, die beide am Meeresufer leben, erinnert; wie die Lappländer z. B. Landvölker sind, die fast mit dem Meer

unbekannt bleiben, auf welchem die Grönländer den größten Theil ihres Lebens zubringen. Es iſt in der That ſeltſam, in Kopenhagen unter der Jugend nichts von jenen mannigfaltigen Genüſſen zu erfahren, welche die Nähe des Meeres andern Völkern verſchafft. Der junge Mann ſitzt auf der Stube und man ſieht ihn von den Venetianerm, Neapolitanern, wie jene ihre Kanäle, dieſe ihre Meerbuſen benutzten, wie von etwas ganz Entfernten, mit Begierde leſen, als lebte er mitten in Deutſchland, als hätte er ſelbſt kein Meer in der Nähe. Ich erinnere mich in der That nicht, ein einziges Mal in einem Boot mit meinen Freunden geſeſſen zu haben. Nur wenn ein Kriegsſchiff vom Stapel lief, wurden alle Bewohner der Hauptſtadt in Bewegung geſetzt, um dieſes, freilich erhabene, Schauſpiel zu genießen; alle Häuſer, ja alle Dächer in der Nähe waren dann mit Menſchen beſetzt; der größte Theil der Einwohner drängte ſich auf den großen Zimmerplatz, und eine Unzahl von Booten, mit Männern und Frauen beſetzt, ruderte auf der Waſſerfläche herum, die freilich allenthalben von Bollwerken und Brücken umſchloſſen, ſelbſt bei heftigem Winde kaum bewegt wurde.

Die Bewohner von Kopenhagen haben einen Grund, ſolche Beluſtigungen zu ſcheuen. Plötzliche Windſtöße machen ſelbſt bei heiterem Wetter das Segeln in den kleineren Booten bedenklich, und ſelten vergeht ein Jahr, ohne daß man von Unglücksfällen, die bei ſolchen Fahrten ſtattgefunden, hörte. Ich aber konnte meine, in früheſter Kindheit genährte Neigung nicht überwinden. Durch das öftere Baden hatten ich und meine Brüder ſchon früher Bekanntſchaft gemacht mit den Fiſcherknaben der dortigen Gegend, und erneuerten ſo ein Verhältniß, dem ähnlich, welches in Helſingör ſtattgefunden hatte. Oefter ſegelten wir hier mit den Knaben weit nach dem Meerbuſen heraus, der zwiſchen Amager und Siaelland nach der Gegend von Kiöge-Bucht hinführt. Auch hier herrſchen zwar die Windſtöße, aber uns erſchienen ſie nicht bedenklich. Als ich nun, ganz mein eigener Herr, mich in Kopenhagen aufhielt, zog mich dieſe Seeluſt unwiderſtehlich an. Mit einem Fiſcher allein am Ruder zu ſitzen, bei einem friſchen Winde das ſchwellende Segel in der Hand an einem Strick feſthaltend, während an dem einen Rande des Bootes die ſchäumenden Wellen ſpielten und ſo, wie Ewald ſich

ausdrückt, im ſauſenden Galopp auf den Wogen fortzuſtürmen, iſt in der That für denjenigen, der durch die Gewohnheit die Furcht verloren hat, ein Genuß höchſt eigenthümlicher Art. Da die Windſtöße jeden Augenblick und plötzlich erwartet werden können, ſo darf man den Strick, mit welchem man das Segel feſthält, nur leicht um den Pflock herum ſchlingen, muß ihn, wenn die Gefahr drohender wird, loſe in der Hand halten, muß mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauern, damit der plötzlich hereinbrechende Windſtoß nur das ſchlaffe Seegel trifft. Es iſt ein ganz eigenes, tief ergreifendes Gefühl, auf eine ſolche Weiſe um Leben und Tod, mit dem Abgrunde zu ſpielen. In den paar letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen konnte ich mir dieſen Genuß bei heiteren Tagen und friſchem Winde noch verſchaffen; und wenn die Wellen mir kühl ſpritzend das Geſicht benetzten und das Boot in ungehemmter Eile dahin flog, war es mir, als wenn alle drohende Geiſter, die mich zu ängſtigen ſuchten, verſchwanden. Eine jede kommende Woge, ein jeder drohender Luftſtrom, war mir ein Symbol der ungewiſſen Zukunft, und ich fand den Muth in mir, ihr zuverſichtlich entgegenzutreten.

Ich bedurfte freilich einer Stärkung dieſer Art, denn alle nicht gelöſte Widerſprüche meines heftig bewegten Gemüths drangen unvermittelt auf mich ein. Ich habe dem Leſer nicht verborgen, daß eine tiefe Neigung, deren Stärke ich erſt jetzt bei der Trennung empfand, mich beherrſchte, und zu dieſer Verwirrung meiner äußeren und inneren Lage ſollte noch ein Ereigniß kommen, welches mir die Trennung noch härter machen mußte. In Kopenhagen brach nicht ſelten eine gefährliche Krankheit hervor, die man für anſteckend hielt, es war ein gaſtriſches Fieber mit einer typhöſen Gehirnentzündung verbunden. Einer meiner Freunde ward von dieſer Krankheit ergriffen, ich brachte die letzten Nächte bei ihm zu. Das Schiff, welches mich nach Bergen in Norwegen bringen ſollte, lag ſegelfertig da, und ich mußte den Freund verlaſſen, während der drohendſten Stadien ſeiner Krankheit. Ich ſelbſt fühlte mich angeſteckt, ich empfand ein fortdauerndes Drängen des Blutes nach dem Kopfe, ein Sauſen vor den Ohren, einen Druck auf der Herzgrube und einen gallichten Geſchmack in dem Munde; aber ich hielt mich aufrecht, die innere Bewegung, die ich zwar nicht verbergen konnte, erſchien

auch ohne eine Krankheit den Freunden begreiflich. Wir hatten den letzten Abend gemeinschaftlich zugebracht. Den Nachmittag darauf ging ich, von Freunden begleitet, nach der Zollbude, und bestieg, von einer keimenden gefährlichen Krankheit ergriffen, innerlich und äußerlich von den mannigfaltigsten, sich widerstreitenden Gefühlen und Gedanken überwältigt, das Schiff, welches mich einer verhängnißvollen Zukunft entgegen führte.

Wer den Gang meiner Bildung mit einiger Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben sein, daß ich mich innerlich nach Deutschland hingezogen fühlte; daß aber das Fahrzeug, welches nach dem hohen Norden hinsteuerte, bestimmt war, mich, nach einer vorübergehenden Heimkehr, von meiner ganzen Umgebung loszureißen, mich an ein fremdes Land, an ein fremdes, mir zwar geistig, wie durch Herkunft, verwandtes Volk auf immer zu fesseln, daß dieses Schiff bestimmt war, was mir selber, wie meinen Freunden ein verborgenes Geheimniß blieb, hervorzuheben und mir klar zu machen, konnte ich freilich nicht ahnen, als ich tief bewegt die Schiffsleiter bestieg.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 20, Z. 5 und 6 von unten, anstatt: von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt, lies: in ihren tiefen Wurzeln, von der Gewalt.
— 86, — 2 anstatt: einnehmend, lies: angenehm.
— 95, — 9 von unten, anstatt: milde lies: wilde.
— 116, — 3 von unten, anstatt: Schauplätzen, lies: Schulplätzen.
— 160, — 5 von unten, anstatt: da, lies: daß.
— 227, — 1 anstatt: wenigstens noch, lies: wenigstens, noch.
— 230, — 1 anstatt: ihnen, lies: seinen.
— 254, — 12 anstatt: mineralische, lies: mineralogische.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 7, Z. 2 anstatt: von, lies: von den.
— 64, — 1 von unten, anstatt: materieller, lies: nationeller.
— 70, — 1 von unten, muß das und wegbleiben.
— 77, — 2 von unten, anstatt: Schauspieler, lies: Schauspiele.
— 119, — 9 anstatt: dem, lies: den.
— 120, — 10 anstatt: gaud, lies: glad.
— — — 11 anstatt: Stövlehäee, lies: Stövlehäle.
— 228, — 4 anstatt: es, lies: sie.
— 261, — 11 von unten, anstatt: allzeitiger, lies: allseitiger.
— 306, — 4 anstatt: Gewalt, lies: Gestalt.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Adam Oehlenschläger's Werke.

Der Bogen nur 8 Pfennige!
Allgemeine Theilnahme gestattet Wohlfeilheit!

So eben sind im Verlage der Buchhandlung von Josef Max und Komp. in Breslau erschienen und zu haben:

Adam Oehlenschläger's
erzählende Dichtungen und Gedichte.

Vollständig in 7 Bändchen.

8. 1839. Korrekt und sehr elegant gedruckt. 100 Bg. stark.
Preis nur 2 Rtlr. 14 Gr.

Auch unter dem Titel: **Oehlenschläger's Werke.**
15. bis 21. Bändchen.

Außer dem überaus trefflichen und empfehlungswerthen Roman: Die Inseln im Südmeere in 4 Theilen, enthalten diese erzählenden Dichtungen: König Hroar. Eine altnordische Erzählung; die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmenden Novellen: 1) Reichmuth und Adocht; 2) das Gemälde; 3) die Mönchbrüder; 4) der Eremit; 5) die Glücksritter; 6) die Strafe nach dem Tode; das anmuthige orientalische Mährchen: Aly und Gulhyndy und das nordische Mährchen: Waulundur. Die Gedichte enthalten: 1) Lieder und Romanzen; 2) der irrende Ritter, oder Don Quixote der Jüngere, ein Abenteuer in 4 Romanzen; 3) das Evangelium des Jahres.

Adam Oehlenschläger's
Selbstbiographie und dramatische Dichtungen,

in 14 Bdch. 8. Korrekt und sehr elegant gedruckt. 195 Bg.
Preis nur 6 Rtl. 4 Gr.

Auch unter dem Titel: **Oehlenschläger's Werke.**
1. bis 14. Bändchen.

Die jetzige neue Ausgabe der Oehlenschläger'schen Werke in 21 Bändchen erscheint nicht bloß verbessert und vermehrt mit neuen trefflichen Dichtungen, sondern auch zu sehr wohlfeilem Preise: 295 Bogen in elegantem und korrekten Druck nur 8 Rtl. 18 Gr. — Die dramatischen Dichtungen sind vermehrt durch 1) Baldur der Gute, 2) König Helge und 3) Oluf der Heilige, welche den Cyklus der nordischen Dramen nun würdig eröffnen, ergänzen und vervollständigen. Ferner durch die Tragödie: Sokrates und durch das Lustspiel: Der kleine Schauspieler. Ueber diese beiden letzten neuesten Dichtungen hat die öffentliche Kritik sich bereits mehrfach lobend ausgesprochen und eben so sehr die großen poetischen Schönheiten im Sokrates, als die Trefflichkeit des Lustspiels: Der kleine Schauspieler, anerkannt. Beide sind durchaus bühnengerecht gearbeitet; in Scene gesetzt, werden sie neuen großen Genuß gewähren und der Theilnahme aller Gebildeten sich erfreuen. — Wir glauben daher diese neue schöne Ausgabe der gesammelten Werke eines Autors, der gleich bei seinem ersten Auftreten von Göthe aufmunternd begrüßt wurde und seitdem durch seine späteren Dichtungen immer größere Anerkennung, auch von Seiten Tieck's in einem höchst anmuthigen Gedicht, gefunden hat, der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums von neuem nnd besonders empfehlen zu dürfen.

St. Roche.

Von der Verfasserin von Godwie Castle.

3 Theile.

8. 1839. Breslau, Josef Max und Komp. Ghft. 81 Bg.
4 Rtl. 18 Gr.

Edward in Rom.

Eine Novelle in neun Büchern.

2 Bändchen. 8. 1840. Breslau, Josef Max und Komp.
Geheftet. 37 1/4 Bogen. 2 Rtl. 16 Gr.

Ludwig Tieck's
gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.

9., 10. Bändchen.

8. 1839. Breslau, Josef Max und Komp. Geheftet.
39 Bg. 2 Rtl. 12 Gr.

Die genannten drei neuen Werke, welche wir hiermit zur Anzeige bringen, möchten als die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur dieses Jahres zu bezeichnen sein.

Durch St. Roche, wie früher durch Godwie-Castle, ist der eigentliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darstellende Roman, der bei uns in neuerer Zeit fast verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meisterschaft des echten Dichtergenius. — St. Roche wird wie Godwie-Castle den Beifall aller Gebildeten gewiß in vollem Maße erhalten.

In Edward in Rom erhält die Lesewelt eine besondere, in unserer Literatur bisher noch nicht versuchte und entwickelte Gattung der Novelle, von einem jungen Autor, der jahrelang in Rom gelebt hat, und der bereits in seinen frühen Jünglingsjahren von Goethe in Eckermanns Gesprächen prophetisch begrüßt wurde. Es ist ein geistreiches Werk, in welchem Roms große Vergangenheit den Hintergrund bildet, aber neben hohen, stoffartigen Interessen, auch noch alle Seiten des römischen Lebens, kirchliches, Volks- und Salonleben, die frühere und die heutige Künstlerwelt, die großartigen Kunstschätze und Sammlungen u. s. w. in so reichen Gemälden und Schilderungen vorüberführt und eigenthümlich beleuchtet, daß man sich auf das Lebendigste in jenen Mittelpunkt der antiken und mittelalterlichen Welt versetzt fühlt.

Ludwig Tieck, der Schöpfer und große Meister der deutschen Novelle, liefert in dem 9ten und 10ten Bändchen der „gesammelten Novellen" fünf der schönsten seiner Dichtungen. Drei davon, „der Schutzgeist", „Abendgespräche" und „die Glocke von Aragon" erscheinen zum erstenmal im Druck. Die letztere, in Romanzenform gedichtet, erinnert an den altspanischen Cid, auch schließt sie in Stoff und Inhalt sich bedeutsam an das Zeitalter des Cid an. — Die früheren 8 Bändchen dieser schön gedruckten Novellen-Ausgabe kosten, sehr wohlfeil, nur 6 Rtlr. 18 Gr.

In unserer, an gehaltvollen neuen belletristischen Erzeugnissen eben nicht reichen Zeit dürfen die hier angezeigten Werke der Aufmerksamkeit aller Gebildeten, besonders auch zu werthvollen Festgeschenken, mit Recht empfohlen werden.

Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau.

Jeder Bogen nur 3⅓ Pfennig!

Pfennigausgabe der Insel Felsenburg.

Eingeleitet von

Ludwig Tieck.

130 Bogen in 6 Bändchen. Geheftet. 1 Rtl. 12 Gr.

Ludwig Tieck sagt unter Anderem in der Vorrede: „Diese treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des Altvaters, so wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren naiven Zeit herrührend, sind in unserer verwirrten und verstimmten Zeit von neuem und mehr wie vieles Andere ergötzlich und lehrreich, ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor der Felsenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters und des damaligen Wissens, er hat die Menschen mit sicherem und scharfem Auge beobachtet. Vorzüglich interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Kolonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers beurkunden."

Und so wird die zeitgemäße Erneuung eines so ergötzlichen und stoffartig-interessanten Buches voll seltsamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wun-

derbares und Phantastisches, Natur und Geschichte so innig verschmolzen sind, ein neues günstiges Publikum finden, und der gebildeten Lesewelt unserer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erscheinung sein!

Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau ist so eben erschienen und zu haben:

Die Stiefmutter.

ein Briefwechsel,

gesammelt und herausgegeben von

S. J. F. Wendal.

8. 1837. Höchst elegant gedruckt und sauber geheftet.
Preis 15 Sgr.

Diese eben so anziehende als inhaltreiche Darstellung von Verhältnissen, die das innerste häusliche Leben und Familienglück berühren, wird edlen Frauen eine erfreuliche Erscheinung sein. Neben einer genußreichen Lektüre wird hier ein Schatz von Ansichten und Erfahrungen dargeboten, wie sie nur in einem vieljährigen Verkehr mit der Welt und den höhern Kreisen derselben, und bei einer tiefen Beobachtung des weiblichen und kindlichen Gemüths, ja des heutigen Familienlebens überhaupt, gewonnen werden können.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau ist erschienen und zu haben:

Byron's Manfred.

Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen.

Ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie,

von

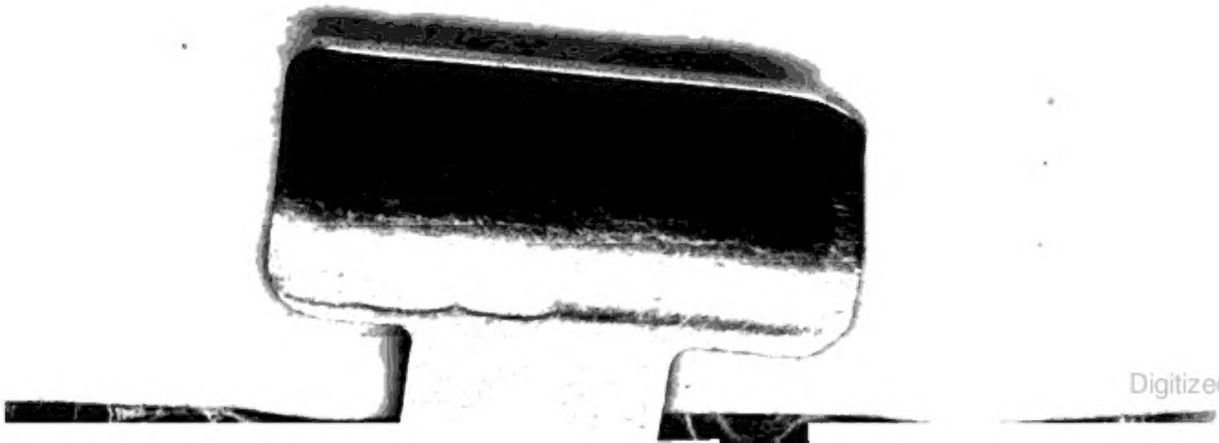
Posgaru.

8. 1839. Geheftet. Preis 22½ Sgr.

Diese Uebersetzung des Byronschen Manfred von der Hand eines unserer gefeiertsten Novellendichter darf in Hinsicht auf

Treue und meisterhafte Behandlung der Sprache ein Kunstwerk genannt werden. Voran geht eine ideenreiche Einleitung, worin der Herr Uebersetzer über das Stück selbst und seine scenische Darstellung, so wie über dramatische Kunst überhaupt, die überraschendsten Ansichten entwickelt.

Digitized by Google



Digitized by Google